This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

LUDWIG PHILIPP I.
König der Franzosen.

GENERAL LAFAYETTE. MARSCHALL GERARD.

Die
Geschichte unserer Tage,

oder

getreue Erzählung

aller merkwürdigen Ereignisse

der

neuesten Zeit.

Nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet.

Erster Jahrgang.
1830.

Außerordentliches Heft Nro. I.

Stuttgart,
E. Schweizerbart's Verlagshandlung.
1830.

Gfrörer, August Friedrich

Frankreich

in

den letzten Tagen des Juli 1830

mit

besonderer Rücksicht auf Paris.

Nach den zuverläßigsten Berichten zusammengestellt.

Stuttgart,
E. Schweizerbart's Verlagshandlung.
1830.

Wir beschreiben in diesem ausserordentlichen Hefte, unserem Versprechen gemäß, die großen Ereignisse vom 25 — 29. Juli, eine Revolution, die an Energie und Schnelligkeit der Ausführung und an beispielloser Wichtigkeit der Folgen Alles übertrifft, was die Geschichte in dieser Art kennt.

Um diese Revolution einigermaßen zu verstehen, ist ein kurzer Rückblick auf die Vergangenheit und auf die nächsten Ursachen, welche sie veranlaßten, nothwendig; da wir aber die frühere Geschichte Frankreichs vom 1. Januar 1830 bis zum Monat Julius in unsern späteren ordentlichen Heften nachliefern werden, so können wir hier kurz seyn.

Die Bourbons wurden im Jahre 1814 nicht durch den freien Willen der Nation auf den Thron zurückgerufen, welchen die früheren Könige ihres Geschlechts durch ihre Tyrannei untergraben, und Ludwig XVI. durch seine Schwäche gestürzt hatte; sie wurden vielmehr durch die Waffen der Feinde Frankreichs und mit Gewalt wieder eingesetzt.

Dieser Ursprung ihrer Macht, die Erinnerung Frankreichs an ihre frühere Thaten, selbst an ihre Leiden, die Furcht vor Rache, vor Allem aber der Triumph der Partei, die mit ihnen aus der Verban-

nung zurückkehrte, waren eben so viele Keime des Verderbens für die Dynastie der Bourbons, sobald sie nicht mit einer Mäßigung und einer Klugheit zu Werke ging, die man freilich nach den früheren Beispielen kaum erwarten konnte.

Andererseits war Frankreich im Jahre 1814 durch den zwanzigjährigen Krieg erschöpft; müde der kostspieligen und blutigen Triumphe; entmuthigt durch die letzten Niederlagen, und um jeden Preis der Ruhe bedürftig. Es war daher zu erwarten, daß das Land, wenn man ihm eine vernünftige Freiheit gönnte und den Besitz der theuersten Rechte der Revolution erhielt, ruhig bleiben würde.

Zum Glück war der klügste der Bourbon'schen Prinzen auch zugleich der älteste, und also zunächst zur Besteigung des Thrones seiner Väter berechtigt.

Ludwig XVIII. begriff seine Stellung. Obgleich im Hasse gegen die Volksfreiheit, welche nach der Meinung seiner Familie alles Unglück über sie gebracht hatte, aufgewachsen und alt geworden, vermochte er es über sich, den Franzosen eine freie Verfassung, die constitutionelle Charte von Frankreich, zu verleihen.

Dieser Charte blieb er auch, bestärkt durch die Erfahrung der hundert Tage, bis an sein Ende ziemlich getreu, freilich nicht sowohl aus Gewissenhaftigkeit, noch weniger aus Liebe für freie Institutionen, sondern weil er Verstand genug besaß, um einzusehen, daß die Charte das einzige Band sey, welches seine Dynastie hinfort an Frankreich fesseln würde: denn die Wohlunterrichteten sind darüber einverstanden, daß seine persönlichen Neigungen und Gefühle für die alte Regierungsweise,

für den Zustand vor 1789 waren, und daß nur das Interesse ihn auf der Bahn des Rechts erhielt. Und weil die Neigungen meist mächtiger sind als der Kopf, und oft das Uebergewicht bekommen, so zeichnete sich seine Regierung durch ein peinliches Schwanken zwischen den Grundsätzen der Charte und der Despotie und durch beständigen Ministerwechsel aus; ein halb liberales Ministerium machte fortwährend einem halb servilen Platz, und so umgekehrt, je nachdem die Umstände, die Nation oder die geheimen Absichten des Königes begünstigten. Man nannte dieses Verfahren damals das Schaukelsystem.

Im Ganzen aber wußte Ludwig XVIII., wie wir schon sagten, den Schein zu bewahren, und die Charte blieb im Wesentlichen unangetastet.

Das große Unglück der Bourbons bestand darin, daß sie nicht allein aus ihrem Exile zurückkamen, sondern begleitet von einer zahlreichen Partei, die mit der königlichen Familie das Unglück der Verbannung und des Mangels getheilt hatte, und nun mit ihr triumphirte. Diese Partei bestand aus den Adelichen und Priestern, welche durch die Revolution ihre Güter verloren, und mit den Prinzen in's Ausland gewandert waren. Diese Leute hatten ihre Restauration so gut, als ihre Gebieter, zu machen. Wie jene ihren Thron wieder erlangt, wollten sie ihre Privilegien wieder, die sie vor 1789 besaßen. Der Adel wollte wieder in seine Güter, die Geistlichkeit in ihre ungeheuern Besitzthümer und Vorrechte eingesetzt seyn. Diese Partei hatte sich die persönliche Neigung der königlichen Familie erworben, und umgab dieselbe vom Anfang der Restauration

an: dieß entschied den Geist derselben. Wer zur Gewalt gelangen wollte, die zahllose Menge derer, welche wie in allen Staaten, so auch in Frankreich, in die Stellen sich eindrängen, mußte diesen Grundsätzen, den Anmaßungen des Adels und der Priesterschaft, die den Thron umgaben, huldigen.

Aber die Charte, welche Ludwig XVIII. gegeben, widersetzte sich diesen geheimen oder offenen Planen; daher seit 1814 der Krieg jener mit den Bourbons so eng verbundenen Partei wider die Verfassung Frankreichs. Ihren Ansichten zu Folge war die Charte ein Blendwerk, das man in den Zeiten der dringenden Noth dem Volke vorgehalten; sobald bessere Zeiten kämen, sollte sie zurückgenommen werden. Einen Versuch, diesen Plan auszuführen, waren die Ordonnanzen vom 25. Juli, welche nun den Sturz der Bourbons herbeigeführt haben. Es ist gewiß, daß das Interesse der königlichen Familie ganz verschieden war von der Taktik dieser Parteimänner: denn was lag dem Könige, wenn er klug zu Werke gehen wollte, daran, ob die Mitglieder der früher bevorrechteten Ständ ihre Privilegien wieder erhielten oder nicht; er konnte ruhig herrschen, wenn es auch in Frankreich keinen Adel mit Feudalrechten, keine Geistlichkeit mit ungeheuern Besitzungen gab. Die Politik der Bourbons forderte, daß sie gleich bei der Restauration die angesehensten und glorreichsten Männer in ihre Sache zogen; daß sie alle übrig gebliebenen unschädlichen Elemente des Kaiserreichs und die glänzendsten Talente Frankreichs an ihr Interesse knüpften, und dem Willen der Nation nachgaben; daß sie also jene Leute, welche Frankreich ausge-

stoßen, aufopferten, ob gleich diese mit ihnen früher das Unglück getheilt: denn der Thron kennt keine Dankbarkeit; er muß nach seinem Interesse handeln, weil er über allen Parteien stehen soll, und weil sein wohlverstandenes Interesse eins mit dem der Nation ist. Allein dieses Verfahren war nicht möglich, denn die Bourbons waren durch ihre Erziehung, durch Erinnerungen an die frühere Zeit, durch gleiche Leiden, durch Dankbarkeit, durch Standesansichten mit dieser Partei aufs Innigste verbunden; der Rath der Klugheit konnte nicht gehört werden; deßhalb ist es aber auch gewiß, daß die Restauration, vom Anfang an, den Keim des Verderbens in sich trug.

Indeß, so lange Ludwig XVIII. regierte, konnte es nicht zum offenen Bruche kommen, aber schon gegen das Ende seiner Tage wandte sich der Blick der royalistischen Partei sehnsüchtig nach dem Thronfolger, dem Bruder des Königs. Dieser, hofften sie, sollte ihr Erlöser werden, sollte die letzten Spuren der Revolution zerstören. Ludwig XVIII. sah dieß nur zu deutlich ein. Er soll prophetisch zu dem Herzog de la Chatre gesagt haben: „Ich allein halte den Sturm auf; er wird aber nach meinem Tode ausbrechen. Ich habe den Thron auf das Gesetz gegründet; man wird diese Grundsäule zu zerstören suchen, und die Folge wird seyn, daß das ganze Gebäude einstürzt.“ Im Jahre 1824 starb Ludwig. Sein Bruder, früher Artois genannt, bestieg unter dem Namen Carl X. den Thron. Dieser Prinz besaß ohne Zweifel unter allen seinen Brüdern die geringsten Fähigkeiten des Kopfes und des Herzens. Er hatte Vieles zur Revolution

1789 beigetragen. Sein Hochmuth gegen das Volk, seine Jagdliebe, vor Allem aber seine unselige Verbindung mit der Familie Polignac, welche den ersten Anlaß zur Revolution von 1789 gegeben, machten ihn schon damals in hohem Grade verhaßt. Am wenigsten von allen Prinzen konnte er sich in die vom Volke erstrittenen Rechte fügen; er war einer der Ersten, welcher auswanderte, um im Auslande, überall, wohin er kam, seinem Vaterlande Feinde zu erwecken; und doch hatte er nie den Muth, die Waffen selbst gegen Frankreich zu tragen. In seiner Jugend war er sehr ausschweifend, und als das Alter heranrückte, wurde er bigott; denn zu dem Bewußtseyn der Jugend-Sünden, das gewöhnlich dann laut wird, wenn die Kräfte verwelkt sind, kam bei ihm noch das dunkle Gefühl, daß sein Haus eine schwere Stellung in Frankreich habe, und daß der Thron fremder Hülfe bedürfe. Diese sollten ihm die Gebete der Priester verleihen.

Man kann denken, mit welchen kühnen Hoffnungen ein solcher Fürst die zahlreiche Classe der herrschsüchtigen Priester erfüllte. Die Jesuiten, obgleich durch die Gesetze verbannt, hatten am Hofe feste Wurzeln getrieben; der König und seine Umgebung war ihnen blind ergeben, ja Carl X. soll sich selbst in ihren Orden haben aufnehmen lassen.

Das französische Cabinet stand unter ihrem Einflusse; von St. Cloud aus wurden geheime Verbindungen gegen die Freiheit der Völker nach allen Ländern hin, nach Spanien, Italien, selbst nach Deutschland unterhalten, und nur wer den Jesuiten huldigte, konnte in Frankreich zu Ehren gelangen.

Als Carl X. den Thron bestieg, stand der berühmte Villéle an der Spitze des Ministeriums. Dieser Mann ist von der Volkspartei mit Schmähungen überladen worden; doch ist es ausgemacht, daß er der fähigste aller Minister seit der Restauration war. Den Freiheiten Frankreichs so abgeneigt als sein Gebieter, besaß er in einem hohen Grade die Kunst, die Charte unter dem Scheine des Rechts, durch gesetzliche Mittel zu zerstören. Seine ganze Amtsführung war ein fortwährender Krieg gegen die Charte, aber so, daß er sie mit ihren eigenen Waffen, d. h. mit den Kammern bekämpfte, und daß er die Formen derselben gegen ihren Geist wandte. Nie würde dieser Mann sich die plumpen Gewaltschritte erlaubt haben, durch welche Polignac die Ereignisse vom 25. Juli herbeiführte, und doch wäre er vielleicht am Ende zum Ziele gelangt.

Glücklicherweise aber ward er durch die Kammer von 1828 gestürzt, und sein Ministerium als das beweinenswerthe (déplorable) bezeichnet. Diese Niederlage war dem Könige, der ein gränzenloses Vertrauen in die Fähigkeiten seines Ministers setzte, unerwartet. Eine Ahnung dessen, was seinem Hause drohte, wenn er der Nation völlig entgegen wäre, durchflog ihn; er wurde seinen Grundsätzen ungetreu und zur Nachgiebigkeit geneigt.

Ein halb liberales, aus widerstrebenden Bestandtheilen zusammengesetztes Ministerium, an dessen Spitze Martignac stand, ward gebildet. Man wollte den Weg der Charte einschlagen, und einige freisinnige Gesetze wurden den Kammern vorgelegt. Aber dieß war nur Blendwerk; die rechte Seite der Kammern, die es

kauften Vertreter des Volks wußten wohl, daß es mit dem Vorschlage nicht Ernst sey; daß sie sich dem Hofe angenehmer machen würden, wenn sie dieselben verweigerten, als wenn sie dieselben annähmen. Die Volkspartei andererseits war durch das letzte Ministerium zu sehr erbittert; sie wollte Alles oder Nichts, und keine halben Maßregeln. So sah man dann zum Erstenmale das auffallende Schauspiel, daß die entschiedensten Anhänger des Volks und der Gewalt zusammenstimmten, und die halb liberalen Maßregeln verwarfen.

Dieß war es eben, was die Congregation gewünscht hatte. Nun konnte man ohne Scheu zu dem Könige sagen: „Sire, Sie sehen, welche Unterthanen Sie haben; wenn Sie ihnen mit Vertrauen, mit so vieler Gnade entgegen kommen, so wird Ihre gütige Hand mit Verachtung zurückgestoßen. Man muß diese Menschen mit der Ruthe regieren.“

Man wollte nun endlich auch einmal entschieden handeln; es wurde ein Ministerium beschlossen, das alle Kräfte der königlichen Partei umfassen sollte. Aber wer sollte an die Spitze desselben gestellt werden? Ein ehrgeiziger Priester, der Cardinal Latil, trat in die Schranken mit dem auserkohrnen Lieblinge der königlichen Familie, mit Polignac. Der Cardinal griff den König an seiner schwachen Seite an; er stellte ihm das hohe Verdienst vor, welches er im Himmel erringen werde, wenn er einen Priester zur Herrschaft berufe; auch der heilige Vater in Rom verwandte sich für ihn. Der König schwankte zwischen Furcht vor dem geweihten Stande des Candidaten und zwischen der Vorliebe für

seinen „Theuren" Polignac. Die Priesterschaft suchte diesen zu bewegen, daß er zu Gunsten der Religion verzichten solle. Aber Polignac erklärte, daß er bei aller Achtung für den Himmel auch auf Erden etwas zu gelten wünsche; kräftig unterstützt durch den Grafen de la Bourdonnaye, den glühendsten Royalisten, versprach er der Priesterpartei, mehr für ihr Interesse zu thun, als wenn ein Cardinal an der Spitze der Geschäfte stünde. Dem Briefe des Papstes setzte er ein Empfehlungsschreiben des Lord Wellington entgegen, und triumphirte.

So trat am 8. August 1829 das berüchtigte Ministerium zusammen, das entschiedenste, welches in Frankreich seit der Restauration regierte, aber auch das letzte, welches die ältere Linie der Bourbons ernannte. Royer-Collard, der Präsident der zweiten Kammer, nannte es das Unmögliche. Der Erfolg hat diese Voraussage gerechtfertigt.

Polignac ist der Sohn einer hohen Person und der berüchtigten Madame Polignac, derselben, welche die unglückliche Königinn Maria Antoinette, ihre Gönnerin, zu gränzenloser Verschwendung verleitet und den Staatsschatz geplündert hat. Sein Name erinnert an alle Fehler der alten Regierung von 1789, und war also von der unglücklichsten Vorbedeutung. Er wurde in dem glühendsten Hasse gegen die Freiheiten Frankreichs erzogen, und sein ganzes früheres Leben war dem Kampfe gegen sein Vaterland gewidmet. Zuerst trug er die Waffen unter Condé, später kam er mit George nach Paris, um den ersten Consul zu ermorden, und nahm Theil an der Verschwörung der berühmten Hölle-

maschine. Aber er entging der Wachsamkeit der Polizei nicht, wurde ergriffen, und durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Nur die Fürbitten seiner Freunde und ein Fußfall seiner Gemahlin retteten sein Leben. Er wurde zuerst auf die Festung Ham in den Niederlanden und später nach Vincennes gebracht. Im Jahre 1810 wurde er freigelassen. Sogleich vergalt er diese Gnade durch Theilnahme an der thörichten Verschwörung des Generals Mallet.

Nach dem Siege der Alliirten schickte ihn Ludwig XVIII. als seinen Geschäftsführer nach Paris, und so wurde er der Held der Restauration.

Von nun an zeichnete er sich in der Pairskammer als einer der eifrigsten Sprecher für blutige Maßregeln gegen die Volkspartei aus, und nahm den thätigsten Antheil an der Verurtheilung Ney's und der übrigen Anhänger Napoleon's, welche damals Opfer der zweiten Restauration wurden.

Im Jahre 1819 wurde er als französischer Botschafter nach London versetzt, und dieser Posten war es, wo er seine Unfähigkeit auf's Klarste zeigte. Er vernachlässigte die Ehre seiner Stellung, das Interesse der Nation, die er vertrat, so, daß ihn selbst die Engländer verachteten.

Von dieser Zeit her datirt sich auch die Vorliebe des Lord Wellington für Polignac. Das Ministerium Martignac machte nämlich Miene, sich an Rußland anzuschließen, welchen Schritt allerdings das Interesse Frankreichs gebieterisch forderte. Sobald dieß geschah, war Großbritanniens Macht, welche Rußland im Orient im Schach hält, gelähmt. Wellington

mußte also sorgen, daß ein Mann in Frankreich an die Spitze trat, von dem das Ausland nichts, desto mehr aber die Nation zu fürchten hatte. Wer paßte besser dazu, als eben dieser Polignac, der Mann ohne französischen Sinn, ohne Einsicht, und der Liebling des Königs. In Wahrheit, der große Nutzen, den Wellington unter den damaligen Umständen aus der Erhöhung Polignacs zog, macht es höchst wahrscheinlich, daß er seine Hände mit im Spiele hatte, so sehr auch die englischen Blätter sich dagegen ereifern.

Die stärkste Stütze für Polignac war jedoch Carl selbst; er war ihm gleich an Gesinnung und Gefühlen; ein offenbarer Feind des Volks und erprobter Parteigänger der königlichen Macht; bigott wie sein Gebieter, und der Ruf von seiner Fähigkeit und Energie, den die Schmeichelei der Hofleute und die Gunst der Priester ihm beilegten, schmeichelte in mehr als einer Beziehung der Eitelkeit des Königs.

Einem solchen Manne wurde das Schicksal von zwei und dreißig Millionen Menschen anvertraut. Die zweite Person in dem neuen Ministerium war der Graf de la Bourdonnaye, der wüthendste Trabant des Thrones, welcher immer die gewaltsamsten Maßregeln im Munde führte; der das Volk mit der Zuchtruthe zu regieren rieth, und es zu den äußersten Schritten kommen lassen wollte, um dann mit Schwerdt und Schaffot hereinzubrechen. Im Uebrigen war er dem Fürsten Polignac an Geist weit überlegen, frei von aller Frömmelei, die er nur äußerlich nachahmte; er hegte im Geheim die Hoffnung, den Präsidenten des Ministeriums mit der Zeit zu verdrängen. Zum Mi-

miſter der Marine hatten dieſe Beiden den Admiral Rigny, den Sieger von Navarin, auserkohren, um ihren Bund mit einem friſchen Lorbeere zu ſchmücken. Aber Rigny dachte anders; er war zu beſorgt für ſeinen Ruhm, und ſchlug die angebotene Ehre aus. D'Hauſſez, früher Präfect in Bordeaux, einer von jenen Männern, die zu allen Grundſätzen je nach den obwaltenden Umſtänden ſich bekennen, die unaufhörlich die Farbe wechſeln, und ſich nur in der Sucht nach Gewalt und Reichthum treu bleiben, ward nun für dieſes Miniſterium erſehen. Er begann ſeine Laufbahn in der Vendée als Chef der Chouans; ſpäter diente er, nachdem die königliche Sache verloren war, Napoleon ſo eifrig, daß dieſer, zufrieden mit ſeinen Dienſten, ihn zum Baron erhob. Beim Sturze des Kaiſers war er der Erſte, der die drei Farben verließ, und den aufblühenden Lilien zueilte. Er ward Deputirter, ſtimmte treu mit jedem Miniſterium, und erhielt nun die Ehre, neben Polignac und la Bourdonnaye ſeine Stelle einzunehmen.

Das Miniſterium der Finanzen wurde Chabrol übergeben, von dem die Pariſer ſagten, er gleiche dem Rohre an Biegſamkeit, in der Kunſt zu ſchleichen einer Natter, und an Schlauheit dem Fuchſe.

Groß-Siegelbewahrer wurde Courvoiſier, ein Mann von Rechtlichkeit, aber ſchwach; aus falſch verſtandener Frömmigkeit und übertriebener Treue gegen den Thron hielt er ſich für verpflichtet, dem Willen des Königes blindlings zu gehorchen.

Der rechtlichſte unter Allen war der Baron Montbel, welcher das Miniſterium des öffentlichen Unterrichts erhielt. Seine frühere Laufbahn war rein,

er hatte sich immer als ein Mann von Ehre gezeigt. Allein Parteigeist, Aengstlichkeit vor den eingebildeten Planen der Volkspartei, und Hingebung für den königlichen Willen rissen ihn fort, daß er die verhängnißvollen Ordonnanzen unterzeichnete. Verdiente es Einer von ihnen, durch die Flucht sich der Gerechtigkeit zu entziehen, so war es dieser; er ist glücklich nach England entkommen.

Kriegs-Minister wurde General Bourmont, der Ueberläufer von Waterloo; jener Elende, welcher auf dem Schlachtfelde den Kaiser, seinen Wohlthäter, verrathen hatte. Ohne Zweifel war diese Wahl die empörendste Wunde, welche das Ministerium vom 8. August dem französischen Ehrgefühle schlug. Es war unmöglich, in dieser Wahl die Absicht zu verkennen, daß man einen Mann haben wollte, der durch eine unübersteigliche Scheidewand von dem Interesse Frankreichs abgeschieden, der den Planen des Hofes unbedingt und zwar nicht einmal durch persönliche Neigung, sondern durch Schande verkauft war.

Aus diesen Männern war das Ministerium vom 8. August zusammengesetzt.

Der Eindruck, den es in Frankreich hervorbrachte, war sehr verschieden. Laut ertönte der Beifall, den die Organe der Gewalt, die Zeitungen der royalistischen Partei spendeten; sie erklärten, Carl habe sich als ein wahrer König gezeigt; er habe es gewagt, seine Krone gegen die frevelhaften Umtriebe der neuern Jacobiner, der Liberalen, zu vertheidigen.

Anders sprachen sich die öffentliche Meinung und ihre Leiter, die unabhängigen Blätter, aus. Sie verkündig-

ten, daß die Zeit gekommen sey, wo Frankreich den hitzigsten Kampf für seine Rechte zu bestehen haben werde. Die Grundsätze, aus denen das Ministerium hervorgegangen, und dieses selbst, wurden von allen Seiten beleuchtet; die Unfähigkeit Polignacs und seiner Genossen aus seinem früheren Leben und aus jedem Tage seiner Amtsführung dargethan. Besonders aber wurde Bourmont an den Pranger gestellt, wobei die Absicht hervorleuchtete, ihm die Armee abwendig zu machen, deren große Wichtigkeit unter den jetzigen Umständen ein dunkles Gefühl ahnen ließ.

Dem ganzen Ministerium zusammen ward gesagt, daß vor der edeln französischen Nation, die mit einem Villéle fertig geworden sey, ein Polignac unmöglich bestehen könne, und triumphirend verwiesen die Blätter auf die nächste Kammer als auf den Tag des Gerichts hin.

Man kann denken, in welche Wuth diese freie Sprache, diese unverhüllte und unhöfische Wahrheit die Menschen vom 8. August brachte, welche außer dem Dünkel der Geburt, auch jetzt durch den Taumel der neuen Macht schwindelten. In den Tuillerien, an dem Hofe des Königes, wurde Polignac mit seinen Genossen, als entschiedenster Liebling des Königes, wie ein Halbgott verehrt, und in den öffentlichen Blättern wurde er schonungslos als ein unfähiger Glückspilz, als ein Verschworner gegen die Rechte seines Landes hingestellt!

Anfangs suchte man sich durch künstliche Verachtung gegen den Schmerz dieser Wunde zu schützen.

Man nannte die Volkspartei spöttisch boutiquiers (Pfefferkrämer), und schob ihnen die einmüthige Absicht unter, Thron und Altar zu stürzen. Dagegen brüsteten sie sich als die Verfechter der Kirche und der Monarchie, als die Helden, welche, von reiner Liebe für die Sache Gottes beseelt, das Werk der Wiederherstellung vollenden sollten. Doch bald zeigte sich ein Zerwürfniß in diesem rein royalistischen Ministerium. De la Bourdonnaye verachtete Polignac wegen seiner Unfähigkeit; er hatte ihn im Anfang nur deßhalb unterstützt, damit er die Brücke werden sollte, über die er den Weg zu seiner Macht zu machen gedachte; er hoffte, ihn auszustechen. Der Kampf begann auch bald. De la Bourdonnaye, von den heftigsten Royalisten unterstützt, verlangte entschiedene Maßregeln. Er beschuldigte Polignac der Feigheit, und suchte die Hofleute gegen ihn aufzuhetzen. Aber dieser besaß Ehrgeitz; er war entschlossen, seinen Posten um jeden Preis zu behaupten. Es kam daher zum offenen Bruche zwischen Beiden. Da trat Carl in's Mittel; Polignac siegte, und de la Bourdonnaye mußte austreten. Guernon de Ranville, ein unbedeutender Name, nahm seine Stelle ein.

Mit großer Freude sah das Volk diese Zwistigkeiten in den Reihen seiner Feinde. Es war nun am Tage, welche edle Gesinnungen sie belebten. Sie hatten die reinste Ergebenheit gegen den König gepredigt, und nun hatte Einer den Andern aus ungemessenem Ehrgeitze verdrängt.

Indessen nahte der furchtbare Tag der Kammern

heran. Trotz aller Mühe, trotz der gemessensten Befehle an die Präfecten, die Wahlen auf die Anhänger des Königthums zu lenken, gewann das Volk auf diesem wichtigen Boden einen großen Triumph. Die Blätter hatten die Wahrheit vorausgesagt. Die linke Seite, die Deputirten der Krämer und der Canaille, bildeten eine furchtbare Mehrheit. Von diesem Augenblicke an war Polignac gerichtet; trat er jetzt nicht zurück, so stand die Monarchie auf dem Spiele.

Carl X. eröffnete die Kammern in Person mit der Thronrede. Sie war drohend und zeigte deutlich die Gedanken vom 25. Juli. Es findet sich folgende Stelle darin: „Pairs von Frankreich, Deputirte der Departements, ich zweifle nicht an Ihrer Mitwirkung zu dem Guten, das ich thun will. Sie werden die treulosen Einflüsterungen, welche die Bosheit zu verbreiten sucht, abweisen. Sollten strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse in den Weg legen, die ich nicht voraussehen will, so werde ich in meinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Zutrauen der Franzosen und in der Liebe, welche sie jederzeit für ihre Könige bewiesen, Kraft finden, dieselben zu besiegen.“

Der unglückliche König kam bei diesen letzten Worten in eine solche heftige Bewegung, daß ihm sein Hut aus den Händen fiel. Sein Vetter, der Herzog Ludwig Philipp von Orleans, hob ihn auf. Sonderbare Vorbedeutung, die schon nach wenigen Monaten in Erfüllung gegangen ist!

Die Thronrede wurde von einem großen Theile

der Pairs und der rechten Seite der Deputirten-Kammer mit lautem Beifall aufgenommen; aber dieß war nicht die Stimme der Mehrheit, denn bei dieser und dem Volke brachte sie eine sehr schlimme Wirkung hervor, welche sich auch bald zeigte.

Die parlamentarische Wirksamkeit der Kammer beginnt mit einer Antwort auf die Thronrede, der sogenannten Adresse, in welcher sich immer der Geist der Kammern ausspricht, weil sie durch die Mehrheit votirt wird. Von den Deputirten stimmten zweihundert und einundzwanzig für eine Antwort, welche das Ministerium Polignac als unverträglich mit Frankreichs Interessen bezeichnete.

Sonst hatte der König immer einen solchen Ausspruch als untrügliches Organ der öffentlichen Meinung betrachtet und nachgegeben; dießmal ging es anders. In demselben Augenblicke, da der Präsident der Kammer die Adresse vor dem König verlesen hatte, erhielt er den königlichen Befehl, der die Kammer prorogirte.

Die Wuth der royalistischen Partei war gränzenlos; man bezeichnete die Mehrzahl der Kammer mit einem alten abgenutzten Kunstgriff als eine Jacobiner-Faction, die sich verschworen hatte, den Thron zu stürzen.

Aber was sollte man nun thun? Man kann in Frankreich, seit der Charte, nur mit den Kammern regieren; ohne diese giebt es keine Auflagen, kein Geld im Staatsschatze, kein Mittel für die Gewalt, und die Maschine stockt. Man hatte diese Kammer fortgejagt, aber was half dieß? Es mußte eine neue gewählt werden, weil

die sieben Jahre ihrer Dauer vorüber waren, und es stand zu befürchten, daß die Wähler Frankreichs, welche die zweihundert und einundzwanzig Votanten der Adresse geschickt hatten, durch die Beschimpfung ihrer Erkohrenen entrüstet, noch schlimmere senden würden.

Um dieses freilich sehr wahrscheinliche Resultat zu verhindern, befolgten nun die Minister eine ganz eigene, bisher unerhörte Tactik. Der König mußte nämlich eine Proclamation an die Franzosen unterzeichnen, worin er sie aufforderte, Deputirte von anderem Sinne zu wählen; durch diesen unnatürlichen Schritt machte der König öffentlich die Sache seiner Minister zu seiner persönlichen, entgegen dem Geiste der constitutionellen Monarchie, in welcher der Thron hoch über allen Parteien stehen soll. Carl verletzte dadurch seine Würde, und die Liberalen benützten diesen Fehler. Die Folge war, daß diese Maßregel die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, und die Abneigung der Wähler vermehrte.

Außerdem erhielten die Präfecten der Departements gemessenen Befehl, auf jede Weise die Wahlen zu lenken. Den Säumigen wurde mit unausbleiblicher Absetzung gedroht, den Diensteifrigen Beförderung in der Ferne gezeigt, und um zu beweisen, daß diese Forderung in vollem Ernste gemeint sey, wurde eine Reihe von Beamten, die sich bei den Wahlen auf die Kammer vom März angeblich nicht eifrig genug bewiesen, abgesetzt.

Hiermit noch nicht genug, suchte sich Polignac bereits auf den Fall zu rüsten, daß Frankreich ihn aber-

mal ausstoßen, daß die neue Kammer eben so widerspenstig werden sollte, als die alte. Er wandte seine Augen auf das Ausland, um mit fremden Waffen das Vaterland im Zaume zu halten.

Frankreich ist der politische Feuerheerd Europa's. Von diesem Lande gehen seit geraumer Zeit alle politischen Bewegungen aus, welche die Verbesserung des bürgerlichen Zustands zum Zweck haben. Die Liberalen in allen Ländern, so wie die Unzufriedenen jeder Art, wandten ihre Augen seit vierzig Jahren auf die französische Nation, darum mußte den Großmächten Europa's Alles an der Ruhe Frankreichs gelegen seyn.

Polignac benützte diese Stimmung der Cabinette. Es sind Unterhandlungen wegen fremder Hülfe gepflogen worden, und zwar lange vor dem 25. Juli, so viel ist gewiß. Dagegen ist ihr Inhalt derzeit noch unbekannt: denn was im Publikum darüber verlautet, und was die französischen Blätter darüber behaupten, sind bloße Gerüchte, die zu dem noch eine innere Unwahrscheinlichkeit an sich tragen. Jedenfalls wird der bereits gegen die Exminister eingeleitete Proceß Licht darüber verbreiten.

Doch diese Hülfe wollte man nur im äußersten Fall anwenden. Man suchte sich im Lande selbst eine mächtige Stütze der Despotie. Der Dey von Algier hatte die französische Regierung vor einigen Jahren auf eine empörende Weise beleidigt, und jede Genugthuung verweigert. Eine französische Schiffs-Abtheilung hatte Befehl erhalten, Algier zu blokiren. Diese Blokade

dauerte schon in's zweite Jahr ohne Erfolg, und hatte bereits ungeheure Summen gekostet.

So unangenehm dieser Streit früher der französischen Regierung gewesen war, so beschloß man jetzt auf einmal Africa mit einer großen Expedition zu überziehen, denn man hoffte, daß die Armee, der man sonst nicht recht traute, angefeuert durch den unfehlbaren Sieg über die Barbaren, gewonnen durch die Schätze des Corsaren-Chefs, nach ihrer Rückkehr, in Frankreich sich gegen das Vaterland werde brauchen lassen.

Dieß sind die wahren Gründe, welche Carl X. bestimmten, zum Ritter der Christenheit zu werden; in Algier sollten die Ketten geschmiedet werden, welche man dem Volke anlegen wollte.

Ungeheure Zurüstungen wurden gemacht und unglaubliche Summen verwendet, ohne daß man die Kammern gefragt hatte, ob sie die dazu nöthigen Gelder votiren wollen oder nicht, denn man hielt sich des Erfolgs gesichert, und dachte mit der siegreichen Armee alle Untersuchungen über die Rechtmäßigkeit des Verfahrens niederschlagen zu können.

Der Verlauf der Expedition nach Algier gehört nicht hieher; er wird in den ordentlichen Heften beschrieben werden. Die Stadt wurde bekanntlich erobert. Als die Nachricht von diesem Ereignisse nach Paris kam, war der Hof trunken in Freude; die Minister wurden sichtbar kühner; man sandte verächtlichere Blicke auf das Volk, und dem Könige wurde insgeheim zur Wiederherstellung seiner königlichen Würde gratulirt.

Ganz anderen Eindruck brachte die Kunde des

Siegs in Frankreich hervor. Die Herzen der Franzosen, so empfänglich für den berauschenden Reiz des Ruhmes, wurden nicht erfreut durch den Triumph über die Barbaren. Die öffentlichen Fonds sanken auf der Börse; mit Kummer hörten und sahen die Denkenden den Jubel der Königlichen; denn man wußte, daß die algier'schen Trophäen gegen ihre Freiheiten gewendet werden würden.

Indessen war die Zeit der Wahlen herangekommen. Sie begannen im Juni. Der Erfolg war merkwürdig. Nicht nur wurde bei weitem der größte Theil der Zweihundert und einundzwanzig wieder gewählt, sondern viele Wahlcollegien, welche früher royalistische Vertreter in die Kammer gesandt hatten, schickten dießmal Liberale.

Der König hatte nun den deutlichsten Beweis, daß die Nation keinen Polignac und Consorten zu Ministern wolle; und wenn dieser nur einen Funken Achtung für die Meinung des Landes oder Liebe für seinen König besaß, so mußte er die angemaßte Gewalt jetzt aufgeben.

Schon begannen treue Anhänger des Königes, Männer, die seinem Hause blindlings ergeben waren, Hofleute, Carl X. Vorstellungen zu machen, und ihm die Nothwendigkeit einer Aenderung im öffentlichen Dienste vorzuschlagen.

Aber Alles dieß nützte nichts. Man wollte den Strang auf's Aeußerste anziehen, er ist gebrochen.

Die öffentlichen Blätter der Gewalt schrieen laut über Revolution; eine heillose Partei, die Ueberbleibsel

der alten Jacobiner, sey auf dem Punkte, den Altar und den Thron umzustürzen; es sey Pflicht des Königes, den Staat zu retten. Gewöhnliche Mittel helfen nichts mehr, man müsse zu außerordentlichen greifen.

Am meisten zeichnete sich durch solche elende Sophistereien die Gazette de France aus. Sie schützte folgende Schlüsse vor: „Der König habe durch die Verfassung das Recht, frei und ohne alle Rücksichten seine Minister zu ernennen. In Folge dieses Rechts habe er Polignac zu seinem Minister gemacht. Allein die Faction der Revolutionsmänner greife dieses königliche Vorrecht auf die empörendste Weise an, indem sie die Wahl des Königes nicht anerkennen, und mit Polignac gar nicht unterhandeln wolle. Das Volk habe zuerst die Charte verletzt; der König sey deßhalb auch zu außerordentlichen Mitteln, um sie wieder herzustellen, berechtigt."

Dieß war der oft wiederholte Schluß, den diese Zeitung der Gewalt, als ob sie selbst über ihren Scharfsinn erstaunt wäre, mit der größten Eigenliebe vorbrachte. Oder sagte man auch, der 14. Artikel der Charte gebe dem Könige die Gewalt zu außerordentlichen Maßregeln. Dieser lautet nämlich so: „Der König erläßt alle zur Sicherheit des Staats nöthigen Befehle und Ordonnanzen." In diesen Worten, meinte sie, liege die Berechtigung zu allen möglichen Schritten, welche der König für gut finden werde, um das Wohl des Staats, d. h. seine persönlichen Absichten, durchzusetzen.

Man kann sich denken, daß es den unabhängigen ttern leicht wurde, dieses elende Blendwerk zu zer-

stören; denn jener erste Schluß, daß die Volkspartei ihre Befugnisse überschritten habe, indem sie mit Polignac gar nicht unterhandeln wolle, und die Behauptung des königlichen Vorrechts, ohne alle Rücksicht und nach seinem persönlichen Belieben Minister zu machen, würde viel zu viel und auch das beweisen, daß der König das Recht habe, wenn es ihm einfalle, ein Pferd, wie Caligula, der römische Kaiser, that, oder einen Esel zum Minister zu machen, oder einen entlaufenen Galeerensclaven zum Regenten und ersten Beamten der Nation einzusetzen. Es ist wahrlich genug, daß eine edle Nation einem Könige die Befugniß zugesteht, die Minister frei zu ernennen; wird aber diese Freiheit mißbraucht, wird die Wahl völlig thöricht, so ist die Nation befugt, auf gesetzlichem Wege, d. h. durch Adressen und vermittelst der Kammern einzuschreiten.

Indessen sind jene öffentlichen Erklärungen wichtig. Sie beweisen, daß im Ministerrathe bereits Staatsstreiche zur Sprache kamen; denn Alles, was die Gazette und ihre edeln Schwester-Journale enthielten, ward aus den Bureaux heraus commandirt, und eigentlich nur darum in Form von Zeitungen gedruckt, um den König mit dem Schein einer öffentlichen, mit seinen Absichten einverstandenen Meinung zu täuschen.

Nun zeigten sich aber wieder neue Spaltungen im Ministerium. Als das Resultat der Wahlen bekannt ward, und als mit jedem Tage die Unverträglichkeit der jetzigen Verwaltung mit der Charte und dem Willen der Nation offenkundiger wurde, begannen sich im Rathe Stimmen zu erheben, welche versöhnende Maßregeln verlangten, und gegen Gewaltschritte sich erklär-

ten. Zu letzteren gehörten Chabrol und Courvoisier; Montbel und d'Haussez neigten sich auf ihre Seite.

Die Folge davon war, daß Polignac zum letztenmale siegte. Chabrol und Courvoisier gaben ihre Entlassung ein; Peyronnet und Chantelauze traten an ihre Stelle. Dieser war ein unbedeutender Mann, jener ein Schüler Villèle's, ein guter Redner, kühn und gewandt, aber ohne Redlichkeit, und, wie der Erfolg gelehrt hat, zu allen, ja selbst zu den ungesetzlichsten Schritten bereit.

Diese Aenderung erfolgte Ende Juni's. Von dieser Zeit an bis zum 25. Juli sind eine Menge geheime Intriguen bei Hofe vorgegangen; ein Entschluß, ein Manœuvre verdrängte das andere. Bald wollte man in der Bahn der Charte bleiben, und sich wirklich vor den Kammern stellen. Durch einige liberale Vorschläge sollten sie gezwungen werden, das Budget, welches man für jetzt allein nöthig hatte, zu gewähren. Aber je näher die Zeit heranrückte, desto besser zeigte sich die Unthunlichkeit dieses Plans. Bald gewann wieder das Geschrei der Partei die Oberhand, welche mit lächerlicher Großsprecherei verkündigte, der König müsse mit seinen treuen Dienern zu Pferde steigen.

Ganz gewiß ist, daß kein bestimmter Plan im Ministerium herrschte, und daß die Ordonnanzen vom 25. Juli erst wenige Tage, ehe sie erschienen, bestimmt beschlossen worden sind. Die Beweise hiefür sind klar. Erstlich war in den erwähnten Tagen kein Regiment mehr als gewöhnlich in Paris, da doch kein Zweifel über obwalten kann, daß die Regierung so viel

Truppen als möglich in der Hauptstadt wünschen mußte, sobald die Verfassung angegriffen würde. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß jene Entschlüsse so schnell gefaßt wurden, daß man nicht mehr Zeit hatte, Soldaten aus der Ferne nach Paris kommen zu lassen. Nun erhielten wirklich zwei Garde-Regimenter, die in Caen lagen, erst am 20. Juli Befehl, nach Paris zu marschiren, mit der Weisung, auf den 2. August dort einzutreffen. Hieraus ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß man sich erst wenige Tage vor dem 20sten entschieden hatte.

Ferner wurden die Kammern auf den 3. August den 12. Juli angekündigt, und die Briefe, welche die einzelnen Deputirten einberiefen, ausgesandt. Nun ist es an sich klar, daß der Beschluß, die Kammern zu versammeln, und der andere, sie durch die Ordonnanz vom 25. Juli zu vernichten, von ganz verschiedenen Grundsätzen ausgegangen sind, daß also auch der letztertheilte erst später die Oberhand erhalten hat. Man könnte zwar sagen, die Deputirten seyen deßhalb nach Paris gelockt worden, um sie dort mit Einem Schlage zu vernichten; dieß wäre thöricht gewesen. Wenn man auch diesen Plan hatte, so konnte man sie viel leichter in den Departemental-Städten einzeln verhaften, als in der großen Hauptstadt, von deren Bürgern man den gewaltigsten Widerstand erwarten mußte, wenn man ihren Vertretern Gewalt anthat.

Es ist aus diesen Gründen gewiß, daß die Ordonnanzen vom 25. Juli ohne reiflichen Plan und nur im Tumulte beschlossen worden sind. Aber von wem gingen sie aus? Vom Könige oder von einem Theile

der Minister? Diese Frage wird erst in dem bevorstehenden Processe gegen Letztere gelöst werden; aber einige Umstände sind schon jetzt bekannt, welche einiges Licht darüber geben.

Wenige Tage vor den entscheidenden Ereignissen wurde eine Deputation von den untersten Classen des Pariser Volks, namentlich von dem Gewerbe der Kohlenträger, vor den König gelassen. Der Sprecher dieser ehrenwerthen Gilde sagte zu dem Könige: „Sire! ein Kohlenträger ist Herr in seinem Hause; machen Sie es wie wir, und zählen Sie auf unsern Beistand.“ — Kein Mensch wird glauben, daß diese Worte in dem Kopfe des Sprechers gewachsen sind; sie waren ihm unterlegt, und er hätte sie sicher nicht ausgesprochen, wenn er nicht wußte, daß man diese Aeußerung haben wollte. Wozu nun aber dieser lächerliche und unanständige Auftritt? Die unabhängigen Blätter konnten mit Recht auf die Ungereimtheit hinweisen, daß man Menschen aus dem gemeinsten Pöbel vor den König lasse, während man den ersten und angesehensten Männern des Landes, den talentvollsten Deputirten, den geachtetsten Pairs den Zutritt versagte. Die Minister mußten in der That eine wichtige Absicht haben, daß sie diesen Schritt thaten. Diese ist aber auch klar; man wollte den König zu Maßregeln der Gewalt, zu Ausübung seines Hausrechts bestimmen, und ihn zugleich der Mitwirkung des gemeinen Volks versichern. Sein Entschluß war also damals noch nicht gefaßt.

Noch mehr Licht verbreitet darüber die, wenige Tage vor dem 25. Juli in Paris erschienene Schrift s berüchtigten Staatsraths Cottu. Dieser Mann

ist einer von jenen Frommen, welche die Gottheit in der Person der Gewalthaber anbeten; einer von jenen Helden der Feder, welche die unumgängliche Nothwendigkeit und absolute Vernünftigkeit jeder Maßregel beweisen, für deren Vertheidigung man ihnen Gold und Silber bezahlt. Cottu suchte in seiner Schrift darzuthun, daß der Zeitpunkt gekommen sey, wo der König aus der Charte heraustreten müsse, um diese selbst zu retten. Diese Schrift war für den König als Leser berechnet, sie war commandirt: denn wie würde ein Staatsrath, wie Herr Cottu, so etwas schreiben, wenn er nicht zum voraus wußte, daß er Lohn einerndten werde! Andererseits war es sehr thöricht, daß man diese Schrift bekannt machte, denn sie konnte dem Volke die Geheimnisse des Hofes verrathen. Da dieß die Minister wußten, warum thaten sie es dennoch? Offenbar, weil man den Entschluß des Königes durch dieses Buch, als den scheinbaren Ausspruch der Meinung der Gutgesinnten, bestimmen wollte.

Herr Cottu hat auch selbst diese Ansicht gerechtfertigt; denn in den ersten Tagen der Revolution floh er, von seinem bösen Gewissen getrieben, eilends nach England. Er muß geglaubt haben, daß eine große Verantwortlichkeit auf ihm ruhe.

Der König hat sich also zu den Ordonnanzen vom 25. Juli bestimmen lassen; er hat nicht selbst den Anstoß gegeben; daß Polignac die Hauptrolle dabei spielte, ist aus seinem ganzen Verfahren und daraus klar, weil jene unseligen Ordonnanzen auf seinen Vortheil berechnet waren. Aber gewiß handelte er in diesem äußersten Schritte nicht allein; er mag von ein-

gen Gliedern der königlichen Familie, wahrscheinlich von Weibern, unterstützt worden seyn.

Obgleich diese Werke der Finsterniß mit großem Eifer geheim gehalten wurden, so kam doch etwas davon unter das Volk. Dunkle Gerüchte liefen um, daß ehestens ein Streich gegen die Verfassung des Landes werde geführt werden. Am 23. Juli war die Bank in der größten Bestürzung; die Fonds fielen; beträchtliche Summen gingen schon an diesem Tage verloren. Da eilte der Baron Rothschild, von dem unsere Leser wissen, daß er eine europäische Macht ersten Ranges ist, zu dem Minister Peyronnet, und erklärte ihm, das bloße Gerücht von Staatsstreichen habe gränzenlose Angst auf der Börse hervorgebracht. Wenn wirklich etwas geschehen werde, so sey der allgemeine Frieden der Welt auf's Spiel gesetzt. Er bat ihn daher nicht als einzelner Banquier, sondern als Vertreter der europäischen Geldmacht, um befriedigende Erklärung.

Der Minister soll ganz unbefangen gelächelt und ihm mit großer Ruhe gesagt haben: „Beruhigen Sie Sich, es ist nichts Wahres an dem Gerede; so lange ich Minister bin, wird man die Bahn des Gesetzes nicht verlassen, als bis alle Mittel der Versöhnung erschöpft sind; ich für meine Person möchte mich für Alles in der Welt nicht mit einem Gewaltstreiche befassen.“

Halb beruhigt ging der jüdische Baron fort. Dieß geschah Sonnabends den 24. Juli.

Am 26sten frühe, also am Montag, lasen die Franzosen folgende Aktenstücke in dem Moniteur:

Bericht der Minister an den König.

„Sire! Ihre Minister würden des Vertrauens, womit Ew. Majestät dieselben beehrt, in geringem Grade würdig seyn, wenn sie länger anständen, Ihnen eine Uebersicht unserer innern Lage vor Augen zu legen, und Ihrer hohen Weisheit die Gefahren der periodischen Presse zu bezeichnen. Seit fünfzehn Jahren hat sich diese Lage nie unter einer so ernsten und betrübenden Gestalt gezeigt. Trotz eines materiellen Wohlstands, wovon unsere Annalen kein Beispiel aufweisen, geben sich fast auf allen Punkten des Königreichs Zeichen der Desorganisation und der Anarchie kund. Die Ursachen, welche nach und nach die Kraft der monarchischen Regierung immer mehr geschwächt haben, gehen jetzt auf völlige Umwandlung und Umgestaltung in deren Wesen los: ihrer moralischen Stärke beraubt, kämpft die Regierung, in der Hauptstadt wie in den Provinzen, nur noch zu ihrem Nachtheile gegen die Factionen; verderbliche, auf Umsturz hinzielende Lehren verbreiten sich, laut ausgesprochen, unter allen Klassen der Nation; allgemein für wahr erachtete Besorgnisse bewegen die Gemüther und quälen die Gesellschaft. Von allen Seiten her fordert man von der Gegenwart Bürgschaften für die Sicherheit der Zukunft. Ein thätiger, heftiger, unermüdlicher Uebelsinn arbeitet daran, alle Grundlagen der Ordnung zu untergraben, und Frankreich das Glück zu rauben, dessen es unter dem Scepter seiner Könige genießt. Geschickt, jede Unzufriedenheit zu benützen, jeden Haß zu beleben, rührt derselbe unter dem Volke einen Geist des Mißtrauens und der Feindseligkeit gegen die höchste Macht auf, und sucht allenthalben die

Keime der Unruhe und des Bürgerkriegs auszusäen. Und schon, Sire, haben neuerliche Ereignisse bewiesen, daß die politischen Leidenschaften, früher nur auf die Gipfel der Gesellschaft beschränkt, auch nach deren Tiefe dringen und die Masse selbst aufzuregen beginnen. Auch haben sie bewiesen, daß diese Masse sich nicht immer ohne Gefahr selbst für diejenigen in Bewegung setzen lasse, die sich bemühen, sie der Ruhe zu entreißen. Eine Menge im Verlaufe des Wahlgeschäftes vorgekommener Thatsachen bestätigen das Gesagte, und würden ein nur zu sicheres Vorzeichen neuer Erschütterungen seyn, wenn es nicht in Eurer Majestät Macht stünde, solches Unglück abzuwenden. Wirklich ist auch, wenn man genau aufmerkt, allenthalben ein Bedürfniß nach Ruhe, Kraft und Dauer vorhanden, und die Bewegungen, welche demselben am meisten zu widersprechen scheinen, sind in der That nur sein Ausdruck und seine Beurkundung. Man darf es durchaus nicht verkennen: diese Bewegungen, welche nicht ohne große Gefahr in einem noch höheren Maaße anwachsen können, sind fast gänzlich durch die Freiheit der Presse hervorgerufen und angestiftet. Ein für Unordnungen nicht minder fruchtbares Wahlgesetz hat zu ihrer Unterhaltung ohne Zweifel beigetragen: allein es hieße das klar vor Augen Liegende verläugnen, wenn man nicht in den Journalen den Hauptbrennpunkt einer Verderbniß, deren Fortschritte sich täglich fühlbarer machen, die erste Quelle des dem Königreiche drohenden Unglücks erkennte. Die Erfahrung, Sire, spricht lauter als die Theorien. Männer, die allerdings aufgeklärt sind, und deren Redlichkeit sonst nicht

rdächtig ist, von dem falsch verstandenen Beispiele

eines benachbarten Volkes hingerissenen, mochten glauben, die Vortheile der periodischen Presse würden die Nachtheile derselben aufwiegen, und ihre Ausschweifungen dürften durch entgegengesetzte Ausschweifungen neutralisirt werden. Dem war nicht so; die Probe ist entscheidend, und die Frage ist nun in dem öffentlichen Gewissen gerichtet. Zu allen Zeiten war in der That die periodische Presse nur ein Werkzeug der Unordnung und des Aufstandes, und es liegt in ihrer Natur, nur ein solches Werkzeug zu seyn. Welche zahlreichen und unumstößlichen Beweise lassen sich zur Behauptung dieser Wahrheit aufführen! Durch die gewaltsame und ununterbrochene Thätigkeit der Presse erklären sich die allzu raschen und allzu häufigen Wechsel unserer inneren Politik. Sie erlaubten weder, daß sich in Frankreich ein regelmäßiges Regierungssystem festsetzte, noch daß man sich in einiger Folgereihe mit Einführung von Verbesserungen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, deren sie fähig sind, beschäftigen konnte. Alle Ministerien seit 1814, obgleich sie unter verschiedenen Einflüssen gebildet wurden und entgegengesetzten Leitungen unterworfen waren, blieben denselben Pfeilen, denselben Angriffen und derselben Zügellosigkeit der Leidenschaften ausgesetzt. Opfer aller Art, Concessionen der Staatsgewalt, Partei-Allianzen, nichts konnte sie diesem gemeinschaftlichen Geschicke entziehen. Diese, an Betrachtungen so fruchtbare Vergleichung würde allein hinreichen, um der Presse ihren wahren und unwandelbaren Charakter anzuweisen. Sie strebt durch fortwährende, ausdauernde, täglich wiederholte Bemühungen dahin, alle Bande des Gehorsams und der Subordination zu er-

schaffen, die Springfedern der öffentlichen Autorität abzunützen, diese in der Meinung der Völker herabzusetzen und verächtlich zu machen, und ihr überall Verlegenheiten und Widerstand zu schaffen. Ihre Kunst besteht darin, nicht etwa an die Stelle einer allzu leichten Unterwerfung des Geistes eine weise Freiheit der Prüfung zu setzen, sondern die positivsten Wahrheiten als Probleme darzustellen; nicht etwa über politische Fragen eine offene und nützliche Controverse anzuspinnen, sondern diese unter einem falschen Gesichtspunkte darzustellen und sie durch Sophismen aufzulösen. Auf diese Art hat die Presse Unordnung in die unbefangensten Intelligenzen gebracht, die festesten Ueberzeugungen erschüttert, und inmitten der Gesellschaft eine Verwirrung von Grundsätzen erzeugt, die zu den verhängnißvollsten Versuchen führt. Durch die Anarchie in den Doctrinen macht sie das Vorspiel zu der Anarchie im Staate. Es ist merkwürdig, Sire, daß die periodische Presse nicht einmal selbst ihre wesentlichste Bedingung, nämlich die der Publicität, erfüllt hat. Es ist befremdlich, aber dennoch wahr, daß es keine Publicität in Frankreich gibt, wenn man dieses Wort in seiner richtigen und strengen Bedeutung auffaßt. Bei diesem Zustande der Dinge kamen die Thatsachen, wenn sie nicht ganz unterschoben sind, nur entstellt und auf die gehäßigste Art verstümmelt zur Kenntniß mehrerer Millionen von Lesern. Eine von den Journalen erhobene dichte Wolke verschleiert die Wahrheit und hemmt gewissermaßen den Durchgang des Lichts zwischen Regierung und Volk. Die Könige, Ihre Vorfahren, Sire, liebten immer, sich ihren Unterthanen mitzutheilen, ein Vergnügen,

stören; denn jener erste Schluß, daß die Volkspartei ihre Befugnisse überschritten habe, indem sie mit Polignac gar nicht unterhandeln wolle, und die Behauptung des königlichen Vorrechts, ohne alle Rücksicht und nach seinem persönlichen Belieben Minister zu machen, würde viel zu viel und auch das beweisen, daß der König das Recht habe, wenn es ihm einfalle, ein Pferd, wie Caligula, der römische Kaiser, that, oder einen Esel zum Minister zu machen, oder einen entlaufenen Galeerensclaven zum Regenten und ersten Beamten der Nation einzusetzen. Es ist wahrlich genug, daß eine edle Nation einem Könige die Befugniß zugesteht, die Minister frei zu ernennen; wird aber diese Freiheit mißbraucht, wird die Wahl völlig thöricht, so ist die Nation befugt, auf gesetzlichem Wege, d. h. durch Adressen und vermittelst der Kammern einzuschreiten.

Indessen sind jene öffentlichen Erklärungen wichtig. Sie beweisen, daß im Ministerrathe bereits Staatsstreiche zur Sprache kamen; denn Alles, was die Gazette und ihre edeln Schwester-Journale enthielten, ward aus den Bureaux heraus commandirt, und eigentlich nur darum in Form von Zeitungen gedruckt, um den König mit dem Schein einer öffentlichen, mit seinen Absichten einverstandenen Meinung zu täuschen.

Nun zeigten sich aber wieder neue Spaltungen im Ministerium. Als das Resultat der Wahlen bekannt ward, und als mit jedem Tage die Unverträglichkeit der jetzigen Verwaltung mit der Charte und dem Willen der Nation offenkundiger wurde, begannen sich im Rathe Stimmen zu erheben, welche versöhnende Maßregeln verlangten, und gegen Gewaltschritte sich erklär-

der eifrig bemühte sich die periodische Presse, mit ihren vergifteten Waffen die Religion und die Priester zu verfolgen. Sie will — und wird es stets wollen — in den Herzen der Völker die religiösen Gefühle bis auf den letzten Keim vernichten. Zweifeln Sie nicht, Sire, es wird ihr gelingen, indem sie die Grundlagen des Glaubens angreift, die Quellen der öffentlichen Moral verfälscht, und mit vollen Händen Hohn und Verachtung über die Diener des Altars ausschüttet."

„Man muß es gestehen, keine Kraft ist im Stande, einem so energischen Auflösungsmittel, wie die Presse ist, zu widerstehen. Zu allen Zeiten, wo sie sich ihrer Fesseln entledigte, machte sie Einfälle, Einbrüche in den Staat. Man kann nicht anders als höchst betroffen seyn über die Aehnlichkeit, die ihre Wirkungen seit fünfzehn Jahren darboten, trotz der Verschiedenheit der Umstände und trotz der Aenderung der Männer, die auf die politische Scene traten. Ihre Bestimmung ist, mit Einem Worte, die Revolution, deren Grundsätze sie offen proclamirt, wieder zu beginnen. Zu verschiedenen Zeiten wiederholt unter das Joch der Censur gestellt, gebrauchte sie jedesmal die Freiheit nur wieder, um ihr ununterbrochenes Werk von Neuem zu beginnen. Es mit desto größerem Erfolge fortzusetzen, fand sie einen thätigen Verbündeten in der Departemental-Presse, welche, Local-Haß und Eifersucht benützend, Schrecken in die Seele der Furchtsamen streuend, und die Autorität durch endlose Plakereien neckend, einen fast entscheidenden Einfluß auf die Wahlen ausübte. Diese letztern Wirkungen, Sire, sind vorübergehend; aber dauerndere Folgen *lassen sich in* den Sitten und dem Charakter der

Truppen als möglich in der Hauptstadt wünschen mußte, sobald die Verfassung angegriffen würde. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß jene Entschlüsse so schnell gefaßt wurden, daß man nicht mehr Zeit hatte, Soldaten aus der Ferne nach Paris kommen zu lassen. Nun erhielten wirklich zwei Garde-Regimenter, die in Caen lagen, erst am 20. Juli Befehl, nach Paris zu marschiren, mit der Weisung, auf den 2. August dort einzutreffen. Hieraus ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß man sich erst wenige Tage vor dem 20sten entschieden hatte.

Ferner wurden die Kammern auf den 3. August den 12. Juli angekündigt, und die Briefe, welche die einzelnen Deputirten einberiefen, ausgesandt. Nun ist es an sich klar, daß der Beschluß, die Kammern zu versammeln, und der andere, sie durch die Ordonnanz vom 25. Juli zu vernichten, von ganz verschiedenen Grundsätzen ausgegangen sind, daß also auch der letztertheilte erst später die Oberhand erhalten hat. Man könnte zwar sagen, die Deputirten seyen deßhalb nach Paris gelockt worden, um sie dort mit Einem Schlage zu vernichten; dieß wäre thöricht gewesen. Wenn man auch diesen Plan hatte, so konnte man sie viel leichter in den Departemental-Städten einzeln verhaften, als in der großen Hauptstadt, von deren Bürgern man den gewaltigsten Widerstand erwarten mußte, wenn man ihren Vertretern Gewalt anthat.

Es ist aus diesen Gründen gewiß, daß die Ordonnanzen vom 25. Juli ohne reiflichen Plan und nur im Tumulte beschlossen worden sind. Aber von wem gingen sie aus? Vom Könige oder von einem Theile

der Minister? Diese Frage wird erst in dem bevorstehenden Processe gegen Letztere gelöst werden; aber einige Umstände sind schon jetzt bekannt, welche einiges Licht darüber geben.

Wenige Tage vor den entscheidenden Ereignissen wurde eine Deputation von den untersten Classen des Pariser Volks, namentlich von dem Gewerbe der Kohlenträger, vor den König gelassen. Der Sprecher dieser ehrenwerthen Gilde sagte zu dem Könige: „Sire! ein Kohlenträger ist Herr in seinem Hause; machen Sie es wie wir, und zählen Sie auf unsern Beistand.“ — Kein Mensch wird glauben, daß diese Worte in dem Kopfe des Sprechers gewachsen sind; sie waren ihm unterlegt, und er hätte sie sicher nicht ausgesprochen, wenn er nicht wußte, daß man diese Aeußerung haben wollte. Wozu nun aber dieser lächerliche und unanständige Auftritt? Die unabhängigen Blätter konnten mit Recht auf die Ungereimtheit hinweisen, daß man Menschen aus dem gemeinsten Pöbel vor den König lasse, während man den ersten und angesehensten Männern des Landes, den talentvollsten Deputirten, den geachtetsten Pairs den Zutritt versagte. Die Minister mußten in der That eine wichtige Absicht haben, daß sie diesen Schritt thaten. Diese ist aber auch klar; man wollte den König zu Maßregeln der Gewalt, zu Ausübung seines Hausrechts bestimmen, und ihn zugleich der Mitwirkung des gemeinen Volks versichern. Sein Entschluß war also damals noch nicht gefaßt.

Noch mehr Licht verbreitet darüber die, wenige
or dem 25. Juli in Paris erschienene Schrift
üchtigten Staatsraths Cottu. Dieser Mann

ist einer von jenen Frommen, welche die Gottheit in der Person der Gewalthaber anbeten; einer von jenen Helden der Feder, welche die unumgängliche Nothwendigkeit und absolute Vernünftigkeit jeder Maßregel beweisen, für deren Vertheidigung man ihnen Gold und Silber bezahlt. Cottu suchte in seiner Schrift darzuthun, daß der Zeitpunkt gekommen sey, wo der König aus der Charte heraustreten müsse, um diese selbst zu retten. Diese Schrift war für den König als Leser berechnet, sie war commandirt: denn wie würde ein Staatsrath, wie Herr Cottu, so etwas schreiben, wenn er nicht zum voraus wußte, daß er Lohn einerndten werde! Andererseits war es sehr thöricht, daß man diese Schrift bekannt machte, denn sie konnte dem Volke die Geheimnisse des Hofes verrathen. Da dieß die Minister wußten, warum thaten sie es dennoch? Offenbar, weil man den Entschluß des Königes durch dieses Buch, als den scheinbaren Ausspruch der Meinung der Gutgesinnten, bestimmen wollte.

Herr Cottu hat auch selbst diese Ansicht gerechtfertigt; denn in den ersten Tagen der Revolution floh er, von seinem bösen Gewissen getrieben, eilends nach England. Er muß geglaubt haben, daß eine große Verantwortlichkeit auf ihm ruhe.

Der König hat sich also zu den Ordonnanzen vom 25. Juli bestimmen lassen; er hat nicht selbst den Anstoß gegeben; daß Polignac die Hauptrolle dabei spielte, ist aus seinem ganzen Verfahren und daraus klar, weil jene unseligen Ordonnanzen auf seinen Vortheil berechnet waren. Aber gewiß handelte er in diesem äußersten Schritte nicht allein; er mag von ein-

gen Gliedern der königlichen Familie, wahrscheinlich von Weibern, unterstützt worden seyn.

Obgleich diese Werke der Finsterniß mit großem Eifer geheim gehalten wurden, so kam doch etwas davon unter das Volk. Dunkle Gerüchte liefen um, daß ehestens ein Streich gegen die Verfassung des Landes werde geführt werden. Am 23. Juli war die Bank in der größten Bestürzung; die Fonds fielen; beträchtliche Summen gingen schon an diesem Tage verloren. Da eilte der Baron Rothschild, von dem unsere Leser wissen, daß er eine europäische Macht ersten Ranges ist, zu dem Minister Peyronnet, und erklärte ihm, das bloße Gerücht von Staatsstreichen habe gränzenlose Angst auf der Börse hervorgebracht. Wenn wirklich etwas geschehen werde, so sey der allgemeine Frieden der Welt auf's Spiel gesetzt. Er bat ihn daher nicht als einzelner Banquier, sondern als Vertreter der europäischen Geldmacht, um befriedigende Erklärung.

Der Minister soll ganz unbefangen gelächelt und ihm mit großer Ruhe gesagt haben: „Beruhigen Sie Sich, es ist nichts Wahres an dem Gerede; so lange ich Minister bin, wird man die Bahn des Gesetzes nicht verlassen, als bis alle Mittel der Versöhnung erschöpft sind; ich für meine Person möchte mich für Alles in der Welt nicht mit einem Gewaltstreiche befassen.“

Halb beruhigt ging der jüdische Baron fort. Dieß geschah Sonnabends den 24. Juli.

Am 26sten frühe, also am Montag, lasen die Franzosen folgende Aktenstücke in dem Moniteur:

Bericht der Minister an den König.

„Sire! Ihre Minister würden des Vertrauens, womit Ew. Majestät dieselben beehrt, in geringem Grade würdig seyn, wenn sie länger anständen, Ihnen eine Uebersicht unserer innern Lage vor Augen zu legen, und Ihrer hohen Weisheit die Gefahren der periodischen Presse zu bezeichnen. Seit fünfzehn Jahren hat sich diese Lage nie unter einer so ernsten und betrübenden Gestalt gezeigt. Trotz eines materiellen Wohlstands, wovon unsere Annalen kein Beispiel aufweisen, geben sich fast auf allen Punkten des Königreichs Zeichen der Desorganisation und der Anarchie kund. Die Ursachen, welche nach und nach die Kraft der monarchischen Regierung immer mehr geschwächt haben, gehen jetzt auf völlige Umwandlung und Umgestaltung in deren Wesen los: ihrer moralischen Stärke beraubt, kämpft die Regierung, in der Hauptstadt wie in den Provinzen, nur noch zu ihrem Nachtheile gegen die Factionen; verderbliche, auf Umsturz hinzielende Lehren verbreiten sich, laut ausgesprochen, unter allen Klassen der Nation; allgemein für wahr erachtete Besorgnisse bewegen die Gemüther und quälen die Gesellschaft. Von allen Seiten her fordert man von der Gegenwart Bürgschaften für die Sicherheit der Zukunft. Ein thätiger, heftiger, unermüdlicher Uebelsinn arbeitet daran, alle Grundlagen der Ordnung zu untergraben, und Frankreich das Glück zu rauben, dessen es unter dem Scepter seiner Könige genießt. Geschickt, jede Unzufriedenheit zu benützen, jeden Haß zu beleben, rührt derselbe unter dem Volke einen Geist des Mißtrauens und der Feindseligkeit gegen die höchste Macht auf, und sucht allenthalben die

Keime der Unruhe und des Bürgerkriegs auszusäen. Und schon, Sire, haben neuerliche Ereignisse bewiesen, daß die politischen Leidenschaften, früher nur auf die Gipfel der Gesellschaft beschränkt, auch nach deren Tiefe dringen und die Masse selbst aufzuregen beginnen. Auch haben sie bewiesen, daß diese Masse sich nicht immer ohne Gefahr selbst für diejenigen in Bewegung setzen lasse, die sich bemühen, sie der Ruhe zu entreißen. Eine Menge im Verlaufe des Wahlgeschäftes vorgekommener Thatsachen bestätigen das Gesagte, und würden ein nur zu sicheres Vorzeichen neuer Erschütterungen seyn, wenn es nicht in Eurer Majestät Macht stünde, solches Unglück abzuwenden. Wirklich ist auch, wenn man genau aufmerkt, allenthalben ein Bedürfniß nach Ruhe, Kraft und Dauer vorhanden, und die Bewegungen, welche demselben am meisten zu widersprechen scheinen, sind in der That nur sein Ausdruck und seine Beurkundung. Man darf es durchaus nicht verkennen: diese Bewegungen, welche nicht ohne große Gefahr in einem noch höheren Maaße anwachsen können, sind fast gänzlich durch die Freiheit der Presse hervorgerufen und angestiftet. Ein für Unordnungen nicht minder fruchtbares Wahlgesetz hat zu ihrer Unterhaltung ohne Zweifel beigetragen: allein es hieße das klar vor Augen Liegende verläugnen, wenn man nicht in den Journalen den Hauptbrennpunkt einer Verderbniß, deren Fortschritte sich täglich fühlbarer machen, die erste Quelle des dem Königreiche drohenden Unglücks erkennte. Die Erfahrung, Sire, spricht lauter als die Theorien. Männer, die al-
[illegible]as aufgeklärt sind, und deren Redlichkeit sonst nicht
[illegible]ig ist, von dem falsch verstandenen Beispiele

eines benachbarten Volkes hingerissenen, mochten glauben, die Vortheile der periodischen Presse würden die Nachtheile derselben aufwiegen, und ihre Ausschweifungen dürften durch entgegengesetzte Ausschweifungen neutralisirt werden. Dem war nicht so; die Probe ist entscheidend, und die Frage ist nun in dem öffentlichen Gewissen gerichtet. Zu allen Zeiten war in der That die periodische Presse nur ein Werkzeug der Unordnung und des Aufstandes, und es liegt in ihrer Natur, nur ein solches Werkzeug zu seyn. Welche zahlreichen und unumstößlichen Beweise lassen sich zur Behauptung dieser Wahrheit aufführen! Durch die gewaltsame und ununterbrochene Thätigkeit der Presse erklären sich die allzu raschen und allzu häufigen Wechsel unserer inneren Politik. Sie erlaubten weder, daß sich in Frankreich ein regelmäßiges Regierungssystem festsetzte, noch daß man sich in einiger Folgereihe mit Einführung von Verbesserungen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, deren sie fähig sind, beschäftigen konnte. Alle Ministerien seit 1814, obgleich sie unter verschiedenen Einflüssen gebildet wurden und entgegengesetzten Leitungen unterworfen waren, blieben denselben Pfeilen, denselben Angriffen und derselben Zügellosigkeit der Leidenschaften ausgesetzt. Opfer aller Art, Concessionen der Staatsgewalt, Partei-Allianzen, nichts konnte sie diesem gemeinschaftlichen Geschicke entziehen. Diese, an Betrachtungen so fruchtbare Vergleichung würde allein hinreichen, um der Presse ihren wahren und unwandelbaren Charakter anzuweisen. Sie strebt durch fortwährende, ausdauernde, täglich wiederholte Bemühungen dahin, alle Bande des Gehorsams und der Subordination zu zer-

Wahlcollegien ausübten, und daher Willens sind, die Wahlgesetze, deren Gebrechen die Erfahrung gezeigt hat, den Grundsätzen der constitutionellen Charte gemäß zu reformiren, so haben Wir die Nothwendigkeit erkannt, Uns des Uns zustehenden Rechtes zu bedienen, und durch von Uns ausgehende Bestimmungen für die Sicherheit des Staats und die Unterdrückung jedes die Würde Unserer Krone gefährdenden Unternehmens zu sorgen; und haben, nach Anhörung Unseres Staatsrathes, befohlen und befehlen: Art. 1. Gemäß den Artikeln 15, 36 und 30 der constitutionellen Charte wird die Kammer der Deputirten fortan nur aus Deputirten der Departements bestehen. 2. Der Wahlcensus und der Wählbarkeitscensus wird ausschließlich aus demjenigen Vermögen bestehen, für welches der Wähler und der Wählbare persönlich, als Eigenthümer oder Nutznießer, in das Register der Grundsteuer und der persönlichen und Mobiliar-Steuer eingetragen sind. 3. Jedes Departement wird so viele Deputirten haben, als ihm durch den Art. 36 der constitutionellen Charte zugetheilt sind. 4. Die Deputirten sollen erwählt und die Kammer erneuert werden nach der Form und in der Zeit, welche durch den Art. 37 der constitutionellen Charte bestimmt sind. 5. Die Wahl-Collegien werden sich in Bezirks-Collegien und Departements-Collegien theilen. Davon sind ausgenommen die Wahl-Collegien derjenigen Departements, welchen bloß Ein Deputirter zukommt. 6. Die Bezirks-Wahlcollegien werden aus dem höchst besteuerten Viertel der Wähler des Departements bestehen. 7. Die gegenwärtige Umgränzung der Bezirks-Wahlcollegien wird beibehalten. 8. Jedes

das die Presse Ew. Majestät bisher nicht genießen lassen wollte. Eine alle Gränzen überschreitende Frechheit achtet, selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten, weder den ausdrücklichen Willen des Königes, noch die vom Throne herab erklungenen Worte. Jener wurde verkannt und entstellt, diese wurden der Gegenstand treuloser Auslegung und bittern Hohns. In dieser Art ward der letzte Act der königlichen Gewalt, die Proclamation, im Publikum in Mißcredit gesetzt, noch ehe er zur Kenntniß der Wähler gekommen war. Dieß ist noch nicht Alles. Die Presse geht auf nichts Geringeres aus, als die Souveränetät zu unterjochen und die Staatsgewalt an sich zu reißen. Vorgebliches Organ der öffentlichen Meinung, strebt sie, die Debatten beider Kammern zu lenken, und es ist unbestreitbar, daß sie darin einen eben so traurigen als entscheidenden Einfluß ausübt. Ihre Herrschaft hat besonders seit zwei bis drei Jahren in der Kammer der Deputirten einen offenen Charakter der Unterdrückung und Tyrannei angenommen. Seit jener Zeit sah man die Journale diejenigen Mitglieder, deren Votum ihnen unbestimmt oder verdächtig dünkte, mit ihren Beschimpfungen und ihren Schmähungen verfolgen. Zu oft schon, Sire, mußte in der Kammer die Freiheit der Berathungen den wiederholten Streichen, welche die Presse gegen dieselben führte, erliegen. Man kann das Benehmen der Oppositions-Journale bei den neuern Vorkommenheiten nicht mit gelindern Namen bezeichnen. Nachdem eben sie eine die Vorrechte des Throns gefährdende Adresse hervorgerufen, haben sie sich nicht gescheut, die Wiedererwählung der 221 Deputirten, deren Werk jene gewesen war, als Grundsatz aufzustellen.

Und doch hatte Ew. Majestät diese Adresse als beleidigend verworfen; doch hatten Sie über die darin ausgedrückte Verweigerung der Mitwirkung einen öffentlichen Tadel ausgesprochen, hatten Ihren unveränderlichen Entschluß kund gethan, die so offen bloßgestellten Rechte Ihrer Krone zu vertheidigen. Die periodischen Blätter kehrten sich hieran nicht, im Gegentheile machten sie es sich zur Aufgabe, die Beleidigung zu wiederholen, fortzusetzen, zu erhöhen. Ew. Majestät mag entscheiden, ob dieser Angriff länger ungestraft bleiben soll. Von allen Excessen der Presse bleibt uns indessen noch der stärkste hier anzudeuten übrig. Von der ersten Zeit jener Expedition an, deren Ruhm einen so reinen und dauernden Glanz auf Frankreichs edle Krone wirft, hat die Presse mit unerhörter Heftigkeit Gründe, Mittel, Vorbereitungen und kriegerischen Erfolg jenes Unternehmens zum Gegenstand ihrer Kritik gemacht. Fühllos für National-Ehre, war nicht sie die Ursache, daß unsere Flagge nicht von dem Schimpfe eines Barbaren befleckt blieb. Gleichgültig gegen die großen Interessen der Menschheit, war nicht sie der Grund, daß Europa nicht grausamer Sclaverei und schmachvollem Tribute verfallen blieb. Damit noch nicht zufrieden, bestrebte sich die Presse, durch einen Verrath, welchen unsere Gesetze hätten verfolgen können, alle Geheimnisse der Waffenmacht bekannt zu machen, den Stand unserer Kräfte, die Zahl unserer Truppen, unsere Schiffe, die Stationspunkte, die Mittel gegen die Veränderlichkeit der Winde, und, zu Gewinnung der Küste, zur Kunde der Fremden zu bringen. Alles, bis auf den Ort der Landung, wurde verbreitet, als wollte man dem Feinde zu

einer bessern Vertheidigung selbst die Hand bieten. Ja, was ein unerhörter Fall bei einem civilisirten Volke ist, die Presse nahm sogar keinen Anstand, durch falschen Lärm über die zu bestehenden Gefahren Entmuthigung unter die Armee zu werfen, und, das Haupt der Unternehmung zum Zielpunkte ihres Hasses wählend, die Soldaten so zu sagen, aufzustiften, sich gegen dasselbe zu empören, oder ihre Fahnen zu verlassen. Dieses sind die Wagnisse der Organe einer Faction, die behauptet, die Nation zu seyn. Was sie täglich im Innern des Reichs zu thun wagt, geht auf nichts Geringeres aus, als die Elemente des öffentlichen Friedens aus einander zu werfen, die Bande der Gesellschaft aufzulösen und — man täusche sich darin nicht — den Boden unter unsern Schritten zu erschüttern. Wir tragen kein Bedenken, hier den ganzen Umfang unserer Uebel aufzudecken, um auch den ganzen Umfang unserer Hülfsquellen besser würdigen zu können. Eine systematische, im Großen angelegte, und mit beispielloser Hartnäckigkeit geleitete Verschwörung greift von ferne und nah auch den untersten Agenten der Regierung an. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, ist vor Schmähungen gesichert, wenn er von seinem Souverain das geringste Zeichen des Vertrauens oder der Zufriedenheit erhält. Ein großes, über Frankreich ausgespanntes Netz umgarnt alle öffentlichen Beamten; in beständigen Anklagestand gesetzt, scheinen sie gewissermaßen ausgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft; man schont bloß die, deren Treue wankt; man lobt bloß die, deren Treue unterliegt; die übrigen werden von der Faction bezeichnet, ohne Zweifel, um später als Opfer der Volksrache zu fallen. Nicht wie

der eifrig bemühte sich die periodische Presse, mit ihren vergifteten Waffen die Religion und die Priester zu verfolgen. Sie will — und wird es stets wollen — in den Herzen der Völker die religiösen Gefühle bis auf den letzten Keim vernichten. Zweifeln Sie nicht, Sire, es wird ihr gelingen, indem sie die Grundlagen des Glaubens angreift, die Quellen der öffentlichen Moral verfälscht, und mit vollen Händen Hohn und Verachtung über die Diener des Altars ausschüttet."

„Man muß es gestehen, keine Kraft ist im Stande, einem so energischen Auflösungsmittel, wie die Presse ist, zu widerstehen. Zu allen Zeiten, wo sie sich ihrer Fesseln entledigte, machte sie Einfälle, Einbrüche in den Staat. Man kann nicht anders als höchst betroffen seyn über die Aehnlichkeit, die ihre Wirkungen seit fünfzehn Jahren darboten, trotz der Verschiedenheit der Umstände und trotz der Aenderung der Männer, die auf die politische Scene traten. Ihre Bestimmung ist, mit Einem Worte, die Revolution, deren Grundsätze sie offen proclamirt, wieder zu beginnen. Zu verschiedenen Zeiten wiederholt unter das Joch der Censur gestellt, gebrauchte sie jedesmal die Freiheit nur wieder, um ihr ununterbrochenes Werk von Neuem zu beginnen. Es mit desto größerem Erfolge fortzusetzen, fand sie einen thätigen Verbündeten in der Departemental-Presse, welche, Local-Haß und Eifersucht benützend, Schrecken in die Seele der Furchtsamen streuend, und die Autorität durch endlose Plakereien neckend, einen fast entscheidenden Einfluß auf die Wahlen ausübte. Diese letztern Wirkungen, Sire, sind vorübergehend; aber dauerndere Folgen lassen sich in den Sitten und dem Charakter der

Nation wahrnehmen. Eine heftige, lügenhafte und leidenschaftliche Polemik, die Schule des Scandals und der Frechheit, erzeugte darin bedeutende Wechsel und tiefgreifende Verschlimmerungen; sie gibt den Geistern eine falsche Richtung, erfüllt sie mit Vorurtheilen und verkehrten Ansichten, zieht sie von ernsten Bestrebungen ab, schadet so den Fortschritten der Künste und Wissenschaften, regt unter uns eine stets wachsende Gährung auf, unterhält bis in den Schoos der Familien traurige Spaltungen, und könnte uns so allmählich zur Barbarei führen. So großen, durch die periodische Presse zur Welt gebrachten Uebeln gegenüber müssen Gesetze und Gerechtigkeit gleichmäßig ihre Unmacht bekennen. Es wäre überflüssig, die Gründe aufzusuchen, welche die Hemmungsmittel schwächten, und daraus unmerklich eine nutzlose Waffe in der Hand der Gewalt machten. Es genügt uns, die Erfahrung zu fragen und den gegenwärtigen Stand der Dinge festzustellen. Die Gerichtshöfe verstehen sich nur mit Mühe zu einem wirksamen Einschreiten. Diese Erfahrungs-Wahrheit war gutgesinnten Geistern längst schon aufgefallen; in neuerer Zeit trat sie noch viel augenscheinlicher hervor. Um dem Bedürfnisse, das deren Erscheinung veranlaßte, zu genügen, hätte die Hemmung (répression) rasch und kräftig seyn müssen; sie blieb langsam, schwach und fast nichtig. Wenn sie einschreitet, ist der Schaden bereits geschehen, und statt ihn zu ersetzen, fügt die Strafe noch den Scandal der öffentlichen Verhandlung bei. Die gerichtliche Verfolgung ermüdet, die aufrührerische Presse ermüdet niemals. Jene steht still, weil sie zu Vieles zu strafen findet; diese vervielfacht ihre Kräfte,

indem sie ihre Vergehen vervielfacht. Je nach verschiedenen Umständen hatte die Verfolgung ihre Perioden der Thätigkeit und der Ermattung. Aber was liegt der Presse daran, ob die General-Procuratur eifrig oder lässig ist? Sie sucht in der Verdoppelung ihrer Excesse die Garantie ihrer Straflosigkeit. Die Unzulänglichkeit oder vielmehr die Nutzlosigkeit der in den bestehenden Gesetzen bestimmten Vorsichtsmaßregeln ist durch die Thatsachen nachgewiesen. Eben so haben die Thatsachen bewiesen, daß die öffentliche Sicherheit durch die Preßfreiheit bloßgestellt ist. Es ist Zeit, es ist mehr als Zeit, deren Verheerungen Schranken zu stecken. Hören Sie, Sire, diesen lang fortgesetzten Schrei des Unwillens und Schreckens, der von allen Punkten Ihres Königreichs ertönt. Die Friedlichen, die Gutgesinnten, die Freunde der Ordnung erheben gegen Ew. Majestät bittende Hände. Alle fordern Sie auf, sie zu bewahren vor der Rückkehr der Leiden, die ihre Väter und sie selbst so sehr zu beweinen hatten. Diese Besorgnisse sind zu sehr in der Wirklichkeit gegründet, um nicht gehört, diese Wünsche sind zu legitim, um nicht erhört zu werden. Es giebt nur Ein Mittel, sie zu befriedigen — zur Charte zurückzukehren. Sind auch die Worte des Art. 8 zweideutig, so ist doch sein Sinn offenbar. Es ist gewiß, daß die Charte die Freiheit der Journale und der periodischen Schriften nicht zugestanden hat. Das Recht, seine persönlichen Meinungen bekannt zu machen, schließt sicher nicht das Recht ein, auf dem Wege der
[illegible]ehmung die Meinungen eines Andern zu publi-
[illegible] Das eine ist die Anwendung der Befugniß, die
[illegible]setz frei lassen oder beschränken konnte; das zweite

ist eine Speculation der Industrie, die, wie die andern, und mehr als die andern Speculationen dieser Art, die Oberaufsicht der öffentlichen Behörden voraussetzt. Die Intentionen der Charte in dieser Rücksicht sind genau ausgedrückt in dem Gesetze vom 21. October 1814, das gewissermaßen deren Anhang bildet, woran man um so weniger zweifeln kann, als dieses Gesetz am 5. Juli, d. h. einen Monat nach der Promulgation der Charte, den Kammern vorgelegt wurde. Im Jahr 1819, zu der Zeit selbst, als ein entgegengesetztes System in den Kammern vorwaltete, wurde darin offen verkündet, daß die periodische Presse nicht durch die Verfügung des Art. 8 geregelt sey. Diese Wahrheit ist überdieß auch durch die Gesetze bestätigt, die den Journalen die Bedingung einer Cautionsleistung auflegten. Jetzt, Sire, bleibt nur noch zu fragen, wie diese Rückkehr zur Charte und zum Gesetze vom 21. October 1814 bewerkstelligt werden soll? Der Ernst der gegenwärtigen Umstände hat diese Frage gelöst. Man darf es sich nicht verhehlen: wir befinden uns nicht mehr in den gewöhnlichen Bedingungen der Repräsentativ-Regierung. Die Principien, auf die sie gegründet wurde, konnten inmitten der politischen Wechsel nicht unberührt bleiben. Eine ungestümme Demokratie, die bis in unsere Gesetze drang, strebt, sich an die Stelle der legitimen Gewalt zu setzen. Durch jene Journale und unter Mitwirkung zahlreicher Verbindungen (affiliations) verfügt sie über die Mehrheit der Wahlen. Sie lähmte, so viel von ihr abhieng, die regelmäßige Ausübung der wesentlichsten Prärogative der Krone — der, die Wahlkammer aufzulösen. Dadurch ist die Staats-Constitution erschüttert.

Ew. Majestät allein bewahrt die Kraft, sie wieder herzustellen und auf ihren Grundlagen zu befestigen. Das Recht, wie die Pflicht, deren Erhaltung zu sichern, ist das unzertrennliche Attribut der Souveränetät. Keine Regierung der Welt würde bestehen bleiben, wenn sie nicht das Recht hätte, für ihre Sicherheit zu sorgen. Diese Gewalt geht nun allen Gesetzen voraus, denn sie ist in der Natur der Dinge gegründet. Dieß, Sire, sind Maximen, die die Sanction der Zeit, wie das Zugeständniß aller Publicisten Europa's für sich haben. Aber diese Maximen haben noch eine positivere Sanction — die der Charte selbst. Der Art. 14 bekleidet Ew. Majestät mit einer hinlänglichen Gewalt, allerdings nicht, um unsere Institutionen zu ändern, aber um sie zu befestigen und desto unwandelbarer zu machen. Gebieterische Nothwendigkeiten gestatten nicht mehr, die Ausübung dieser obersten Gewalt zu verschieben. Der Augenblick ist gekommen, zu Maßregeln Zuflucht zu nehmen, die im Geiste der Charte, aber außerhalb der gesetzlichen Ordnung liegen, deren sämmtliche Hülfsquellen fruchtlos erschöpft wurden. Diese Maßregeln, Sire, nehmen Ihre Minister, die deren Erfolg verbürgen müssen, keinen Anstand, Ihnen vorzuschlagen, überzeugt, wie sie sind, daß dem Rechte seine Kraft bleiben wird. Wir beharren in tiefster Ehrfurcht, Sire, Ew. Majestät allerunterthänigste, allergetreueste Unterthanen, der Präsident des Minister-Conseils, Fürst v. Polignac; der Siegel-Bewahrer von Frankreich, Justiz-Minister
uze; der Minister-Staats-Secretär der
der Colonien, Baron d'Haussez; der
ats-Secretär des Innern, Graf v. Pey-

ronnet; der Minister-Staats-Secretär der Finanzen, Montbel; der Minister-Staats-Secretär der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, Graf v. Guernon-Ranville; der Minister-Staats-Secretär der öffentlichen Arbeiten, Baron Capelle.

Ordonnanzen.

I. Carl, durch Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. Auf den Bericht unseres Minister-Conseils haben Wir befohlen und befehlen wie folgt: Art. 1. Die Freiheit der periodischen Presse ist suspendirt. 2. Die Verfügungen der Art. 1, 2 und 9 des ersten Titels des Gesetzes vom 21. October 1814 sind wieder in Kraft gesetzt. Demnach wird kein Journal und keine periodische oder halbperiodische Schrift, die bereits errichtet ist oder errichtet werden soll, ohne Unterschied der Materien, die darin abgehandelt werden sollen, weder zu Paris noch in den Departements anders erscheinen können, als in Gemäßheit der Ermächtigung, die dazu von Uns sowohl die Verfasser als der Drucker besonders erhalten haben. Diese Ermächtigung soll alle drei Monate erneuert werden. Sie soll wieder zurückgenommen werden können. 3. Die Ermächtigung soll durch die Präfecten provisorisch zugestanden und provisorisch entzogen werden können den Journalen und periodischen oder halbperiodischen Werken, die in den Departements herausgegeben werden oder herausgegeben werden sollen. 4. Die mit Uebertretung des Art. 2 herausgegebenen Journale und Schriften sollen unver-

Wahlcollegien ausübten, und daher Willens sind, die Wahlgesetze, deren Gebrechen die Erfahrung gezeigt hat, den Grundsätzen der constitutionellen Charte gemäß zu reformiren, so haben Wir die Nothwendigkeit erkannt, Uns des Uns zustehenden Rechtes zu bedienen, und durch von Uns ausgehende Bestimmungen für die Sicherheit des Staats und die Unterdrückung jedes die Würde Unserer Krone gefährdenden Unternehmens zu sorgen; und haben, nach Anhörung Unseres Staatsrathes, befohlen und befehlen: Art. 1. Gemäß den Artikeln 15, 36 und 30 der constitutionellen Charte wird die Kammer der Deputirten fortan nur aus Deputirten der Departements bestehen. 2. Der Wahlcensus und der Wählbarkeitscensus wird ausschließlich aus demjenigen Vermögen bestehen, für welches der Wähler und der Wählbare persönlich, als Eigenthümer oder Nutznießer, in das Register der Grundsteuer und der persönlichen und Mobiliar-Steuer eingetragen sind. 3. Jedes Departement wird so viele Deputirten haben, als ihm durch den Art. 36 der constitutionellen Charte zugetheilt sind. 4. Die Deputirten sollen erwählt und die Kammer erneuert werden nach der Form und in der Zeit, welche durch den Art. 37 der constitutionellen Charte bestimmt sind. 5. Die Wahl-Collegien werden sich in Bezirks-Collegien und Departements-Collegien theilen. Davon sind ausgenommen die Wahl-Collegien derjenigen Departements, welchen bloß Ein Deputirter zukommt. 6. Die Bezirks-Wahlcollegien werden aus dem höchst besteuerten Viertel der Wähler des Departements bestehen. 7. Die gegenwärtige Umgränzung

Bezirks-Wahlcollegien wird beibehalten. 8. Jedes

Bezirks-Wahlcollegium wird so viele Candidaten wählen, als seinem Departement Deputirte zukommen. 9. Das Bezirks-Collegium theilt sich in so viele Sectionen, als es Candidaten zu erwählen hat. Diese Theilung geschieht im Verhältniß der Zahl der Sectionen und der Gesammtzahl der Wähler des Collegiums, mit möglichster Rücksicht auf die Anforderungen der Localität und Nachbarschaft. 10. Die Sectionen des Bezirks-Wahlcollegiums können sich an verschiedenen Orten versammeln. 11. Jede Section eines Bezirks-Collegiums wird Einen Candidaten wählen, und abgesondert von den übrigen ihre Functionen ausüben. 12. Die Präsidenten der Sectionen des Bezirks-Collegiums werden durch die Präfecten aus der Zahl der Wähler des Bezirks ernannt. 13. Das Departements-Collegium wird die Deputirten wählen. Die Hälfte der Deputirten eines Departements muß aus dem Verzeichnisse der von den Bezirks-Collegien vorgeschlagenen Candidaten genommen werden. Ist jedoch die Zahl der Deputirten des Departements ungerade, so geschieht die Theilung ohne Schmälerung des dem Departemental-Collegium vorbehaltenen Rechts. 14. Im Falle wo durch Auslassungen, durch nichtige oder doppelte Ernennungen das Verzeichniß der von den Bezirks-Collegien vorgeschlagenen Candidaten unvollständig wäre, kann, wenn dieses Verzeichniß unter der Hälfte der erforderlichen Zahl steht, das Departemental-Collegium einen weiteren Candidaten außerhalb des Verzeichnisses wählen; steht das Verzeichniß unter dem Viertel, so kann das Departemental-Collegium die ganze Zahl der

ſchmeichelt, war ihnen fremd; es gehörte den ſchönen Tagen der Revolution oder dem Kaiſerreiche an.

Ein ſolcher Herrſcherſtamm konnte mit ſeinen Gefühlen, mit ſeinen Anſichten, die den nationellen durchaus entgegen waren, ſich unmöglich mit der Preßfreiheit vertragen, welche die freie Entwicklung der franzöſiſchen Nation ſo außerordentlich begünſtigte. Der Verſuch, ſie zu unterdrücken, iſt daher von dieſer Seite natürlich. Aber andererſeits hatte ſich der König durch die Charte und durch Geſetze feierlichſt des Rechts begeben, über dieſen wichtigen Punkt der Verfaſſung für ſich allein zu verfügen; geſetzlich konnte nur durch das gemeinſchaftliche Zuſammenwirken des Königes und der Kammern die Preſſe beſchränkt werden. Indem er ſich durch die Ordonnanzen dieſen Eingriff erlaubte, hat er die Verfaſſung verletzt; der Vertrag, welcher ihm die Krone Frankreichs allein ſicherte, war zernichtet, und die Franzoſen hatten ſomit das Recht, für ſich ſelbſt zu ſorgen.

Eben ſo verhält es ſich mit der Ordonnanz, welche die Kammer auflöste, die noch gar nicht vorhanden war. Auf den 3. Auguſt war ſie berufen, und am 25. Juli wurde ihre Auflöſung ausgeſprochen. Dem Könige giebt die Charte bloß das Recht, eine ſchon beſtehende und conſtituirte Kammer aufzulöſen, nicht aber, eine erſt gewählte zu vernichten.

Doch der furchtbarſte Eingriff in die Rechte der Nation war die Abänderung des Wahlgeſetzes. Die franzöſiſchen Deputirten werden auf zwei verſchiedene Arten gewählt, entweder durch die Wahl-Bezirke oder durch die Wahl-Collegien der Departements. Ganz

Frankreich ist zum Behuf der Wahlen in eine gewisse Zahl von Arrondissements eingetheilt. Jeder dieser Bezirke wählt einen Deputirten. Wähler in denselben ist Jeder, welcher 300 Franken und darüber an directen Steuern bezahlt. Außer diesen Arrondissements wählen aber auch noch die Departemental-Collegien, die aus den Höchstbesteuerten, d. h. aus solchen zusammengesetzt sind, die 600 Franken Steuer und darüber entrichten. Nun ist es eine durch die Erfahrung von fünfzehn Jahren bestätigte Wahrheit, daß die kleinen Collegien, in denen der Mittelstand den Ausschlag giebt, die meisten liberalen Candidaten in die Kammer schickten, während die großen Wahl-Collegien, aus den reichsten Gutsbesitzern und dem Land-Adel bestehend, sich immer auf die königliche Seite neigten. Durch die Ordonnanzen wurden nun den kleinen Collegien die Wahlen ganz entzogen, es wurde ihnen bloß erlaubt, Candidaten vorzuschlagen, aus denen dann die großen Collegien die Deputirten zu ernennen hatten. Auf diese Weise war der Stimme des Volks der Zugang in die Kammern verschlossen, und diese kam in die Hände der Höchstbegüterten, welche natürlich die Krone immer schonen, weil diese ihrerseits so gefällig ist, ihren Mitgliedern ansehnliche Stellen zu geben. Die Charte war also durch diesen Schritt zu einem lächerlichen Scheine herabgewürdigt, und hatte alle Wahrheit verloren, sobald die Franzosen ruhig dazu schwiegen. Wenn sie es aber nicht duldeten, so war der Krieg entschieden. Und wahrlich, sie hatten die triftigsten Gründe, es nicht zu dulden, denn die unseligen Ordonnanzen waren, selbst im Fall, daß der König schnell siegte, nur der Anfang zu größeren Ge-

indem sie ihre Vergehen vervielfacht. Je nach verschiedenen Umständen hatte die Verfolgung ihre Perioden der Thätigkeit und der Ermattung. Aber was liegt der Presse daran, ob die General-Procuratur eifrig oder läßig ist? Sie sucht in der Verdoppelung ihrer Excesse die Garantie ihrer Strafloſigkeit. Die Unzulänglichkeit oder vielmehr die Nutzloſigkeit der in den bestehenden Gesetzen bestimmten Vorsichtsmaßregeln ist durch die Thatsachen nachgewiesen. Eben so haben die Thatsachen bewiesen, daß die öffentliche Sicherheit durch die Preßfreiheit bloßgestellt ist. Es ist Zeit, es ist mehr als Zeit, deren Verheerungen Schranken zu stecken. Hören Sie, Sire, diesen lang fortgesetzten Schrei des Unwillens und Schreckens, der von allen Punkten Ihres Königreichs ertönt. Die Friedlichen, die Gutgesinnten, die Freunde der Ordnung erheben gegen Ew. Majestät bittende Hände. Alle fordern Sie auf, sie zu bewahren vor der Rückkehr der Leiden, die ihre Väter und sie selbst so sehr zu beweinen hatten. Diese Besorgnisse sind zu sehr in der Wirklichkeit gegründet, um nicht gehört, diese Wünsche sind zu legitim, um nicht erhört zu werden. Es giebt nur Ein Mittel, sie zu befriedigen — zur Charte zurückzukehren. Sind auch die Worte des Art. 8 zweideutig, so ist doch sein Sinn offenbar. Es ist gewiß, daß die Charte die Freiheit der Journale und der periodischen Schriften nicht zugestanden hat. Das Recht, seine persönlichen Meinungen bekannt zu machen, schließt sicher nicht das Recht ein, auf dem Wege der Unternehmung die Meinungen eines Andern zu publiciren. Das eine ist die Anwendung der Befugniß, die das Gesetz frei lassen oder beschränken konnte; das zweite

ist eine Speculation der Industrie, die, wie die andern, und mehr als die andern Speculationen dieser Art, die Oberaufsicht der öffentlichen Behörden voraussetzt. Die Intentionen der Charte in dieser Rücksicht sind genau ausgedrückt in dem Gesetze vom 21. October 1814, das gewissermaßen deren Anhang bildet, woran man um so weniger zweifeln kann, als dieses Gesetz am 5. Juli, d. h. einen Monat nach der Promulgation der Charte, den Kammern vorgelegt wurde. Im Jahr 1819, zu der Zeit selbst, als ein entgegengesetztes System in den Kammern vorwaltete, wurde darin offen verkündet, daß die periodische Presse nicht durch die Verfügung des Art. 8 geregelt sey. Diese Wahrheit ist überdieß auch durch die Gesetze bestätigt, die den Journalen die Bedingung einer Cautionsleistung auflegten. Jetzt, Sire, bleibt nur noch zu fragen, wie diese Rückkehr zur Charte und zum Gesetze vom 21. October 1814 bewerkstelligt werden soll? Der Ernst der gegenwärtigen Umstände hat diese Frage gelöst. Man darf es sich nicht verhehlen: wir befinden uns nicht mehr in den gewöhnlichen Bedingungen der Repräsentativ-Regierung. Die Principien, auf die sie gegründet wurde, konnten inmitten der politischen Wechsel nicht unberührt bleiben. Eine ungestümme Demokratie, die bis in unsere Gesetze drang, strebt, sich an die Stelle der legitimen Gewalt zu setzen. Durch jene Journale und unter Mitwirkung zahlreicher Verbindungen (affiliations) verfügt sie über die Mehrheit der Wahlen. Sie lähmte, so viel von ihr abhieng, die regelmäßige Ausübung der wesentlichsten Prärogative der Krone — der, die Wahlkammer aufzulösen. Dadurch ist die Staats-Constitution erschüttert.

Ew. Majestät allein bewahrt die Kraft, sie wieder herzustellen und auf ihren Grundlagen zu befestigen. Das Recht, wie die Pflicht, deren Erhaltung zu sichern, ist das unzertrennliche Attribut der Souveränetät. Keine Regierung der Welt würde bestehen bleiben, wenn sie nicht das Recht hätte, für ihre Sicherheit zu sorgen. Diese Gewalt geht nun allen Gesetzen voraus, denn sie ist in der Natur der Dinge gegründet. Dieß, Sire, sind Maximen, die die Sanction der Zeit, wie das Zugeständniß aller Publicisten Europa's für sich haben. Aber diese Maximen haben noch eine positivere Sanction — die der Charte selbst. Der Art. 14 bekleidet Ew. Majestät mit einer hinlänglichen Gewalt, allerdings nicht, um unsere Institutionen zu ändern, aber um sie zu befestigen und desto unwandelbarer zu machen. Gebieterische Nothwendigkeiten gestatten nicht mehr, die Ausübung dieser obersten Gewalt zu verschieben. Der Augenblick ist gekommen, zu Maßregeln Zuflucht zu nehmen, die im Geiste der Charte, aber außerhalb der gesetzlichen Ordnung liegen, deren sämmtliche Hülfsquellen fruchtlos erschöpft wurden. Diese Maßregeln, Sire, nehmen Ihre Minister, die deren Erfolg verbürgen müssen, keinen Anstand, Ihnen vorzuschlagen, überzeugt, wie sie sind, daß dem Rechte seine Kraft bleiben wird. Wir beharren in tiefster Ehrfurcht, Sire, Ew. Majestät allerunterthänigste, allergetreueste Unterthanen, der Präsident des Minister-Conseils, Fürst v. Polignac; der Siegel-Bewahrer von Frankreich, Justiz-Minister Chantelauze; der Minister-Staats-Secretär der Marine und der Colonien, Baron d'Haussez; der Minister-Staats-Secretär des Innern, Graf v. Pey-

ronnet; der Minister-Staats-Secretär der Finanzen, Montbel; der Minister-Staats-Secretär der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, Graf v. Guernon-Ranville; der Minister-Staats-Secretär der öffentlichen Arbeiten, Baron Capelle.

Ordonnanzen.

I. Carl, durch Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. Auf den Bericht unseres Minister-Conseils haben Wir befohlen und befehlen wie folgt: Art. 1. Die Freiheit der periodischen Presse ist suspendirt. 2. Die Verfügungen der Art. 1, 2 und 9 des ersten Titels des Gesetzes vom 21. October 1814 sind wieder in Kraft gesetzt. Demnach wird kein Journal und keine periodische oder halbperiodische Schrift, die bereits errichtet ist oder errichtet werden soll, ohne Unterschied der Materien, die darin abgehandelt werden sollen, weder zu Paris noch in den Departements anders erscheinen können, als in Gemäßheit der Ermächtigung, die dazu von Uns sowohl die Verfasser als der Drucker besonders erhalten haben. Diese Ermächtigung soll alle drei Monate erneuert werden. Sie soll wieder zurückgenommen werden können. 3. Die Ermächtigung soll durch die Präfecten provisorisch zugestanden und provisorisch entzogen werden können den Journalen und periodischen oder halbperiodischen Werken, die in den Departements herausgegeben werden oder herausgegeben werden sollen. 4. Die mit Uebertretung des Art. 2 herausgegebenen Journale und Schriften sollen unver-

großen Einfluß auf das gemeine Volk, auf den Pöbel der Provence, und machte ihn dem Thron ergeben. Außerdem war für den König und seine Gewalt die große Masse der Reichen, denn diese lieben überall das Bestehende, weil sie wissen, daß sie bei Umwälzungen nur zu verlieren haben. Endlich war für ihn auch der Schimmer, welcher die Krone umleuchtet; die religiöse Scheu gegenüber dem Throne, welche bei jedem Volke Statt findet. Denn, wenn Könige auch hie und da durch Mienen oder Frevel ihre erhabene Würde entweihen, so wird der gesunde Sinn des Volkes überall in seinem Fürsten, von dessen mächtigem Willen das Wohl und Wehe so vieler Tausenden abhängt, den Gesalbten des Herrn verehren. Dieses Gefühl, tief in den Seelen der Menschen gewurzelt, war in Frankreich durch die frühere Geschichte und den Kampf der Parteien stärker erschüttert, als in andern Ländern, aber durchaus nicht ganz vernichtet. Wo es aber herrscht, da gehört viel dazu, bis der Bürger die Hand aufhebt gegen seinen rechtmäßigen, durch Vertrag, Herkommen und Religion geheiligten Regenten.

Dieß sind die Stützen, auf denen seine Macht im weiten Frankreich ruhte. Aber hier kommt noch besonders Paris in Betracht. Diese Stadt hatte in der früheren Geschichte so oft den Ausschlag gegeben. Sie war jetzt das Hauptquartier der Freiheit, und der Sitz der verständigsten und mächtigsten Anhänger der Volkspartei; von ihr giengen jene gefürchteten Tagblätter aus, welche man als unverträglich mit Frankreichs Ruhe bezeichnet hatte. Hier war der kräftigste

Widerstand zu erwarten, hier mußten deßhalb auch die ersten Streiche geführt werden.

Es standen in jenem Augenblicke ungefähr 18,000 Mann in Paris, befehligt von Officieren, die meistens dem Könige blind ergeben waren. Hier das Verzeichniß dieser Truppen:

Gensd'armerie von Paris	1400	Mann.
Jagd-Gensd'armen	200	—
Erstes und drittes Regiment der Garde	3400	—
Sechstes Regiment (Linie)	1000	—
Achtes Regiment (Schweizer-Garde) ...	1700	—
Zweites Regiment der Garde	1700	—
Fünftes, 50stes, 53stes (Linie) und 15tes (leichte Truppen)	6000	—
Ein Regiment Grenadiere zu Pferd, Küraſſiere und Lanciers	1800	—
Eine Escadron Schützen zu Pferd	200	—
Artillerie (12 Kanonen)	200	—
Zuſammen	17,600	Mann.

Das dritte Regiment der Garde beſtand aus lauter Vendéern, den Söhnen der tapfern Bauern, welche früherhin für die Bourbons geblutet hatten, dem Könige auf Leben und Tod unbedingt ergeben, gefeſſelt an deſſen Perſon durch das ehrende Vertrauen des Monarchen, und durch die oft aufgefriſchte Erinnerung an die Ergebenheit ihrer Väter. Eben ſo gut war die Schweizer-Garde, welche es ſchon deßhalb mit dem Könige halten mußte, weil ſie, im Falle der Sieg dem Volke blieb, keine Gnade erwarten durfte. Alle

Truppen waren trefflich exercirt, gut bezahlt und auf's Beste ausgerüstet. Sie hielten die wichtigsten Plätze der Stadt besetzt. Daneben versah eine ungeheure Menge von Polizeidienern den Dienst im Innern.

Andererseits war die Bevölkerung von Paris waffenlos. Die Nationalgarde war längst aufgelöst; wenn man den Streit beginnen wollte, so fehlte es an Führern und an Einheit des Planes: denn im Anfang und ohne einige Sicherheit des Erfolgs konnte sich kein Mann von Gewicht zum Anführer hergeben, weil er seinen Kopf in die größte Gefahr brachte.

Die Besorgnisse, welche ein großer Theil der Pariser Bevölkerung hegte, waren daher gegründet, weil der Sieg eines unberathenen, planlos kämpfenden Volkes gegen eine wohlbewaffnete, trefflich disciplinirte Truppe, gegen eine furchtbare Artillerie, gegen das ganze Gewicht des königlichen Namens und Ansehens schien sehr ungewiß, ja höchst unwahrscheinlich.

Doch Paris, auf die gute Sache bauend, besaß Waffen anderer Art, die, wenn sie auch gleich nicht so in die Augen fielen, wie die Kanonen der königlichen Garden, nicht minder furchtbar waren. Der Hauptvortheil der Liberalen bestand in der ungeheuren Größe der Stadt. Aufstände können nur in großen Städten mit Glück ausgeführt werden; denn nur hier finden sich die beiden nöthigen Erfordernisse vereinigt: nämlich die Masse von Licht und die Kraft des Gedankens, welche die Empörung leiten kann, und die Menge der Arme, um zu schlagen. Jenes strömte aus den so

verbreiteten und so allgemein gelesenen Zeitungen; diese boten die zahlreichen Arbeiter dar. Die Menge derselben vermehrte den Muth; denn wenn eine lange Straße vollgepfropft von Menschen steht, welche alle von Einem Gefühle, von Einem Willen entflammt sind, so wächst dem Einzelnen der Muth; die Menge wirkt wie zauberisch, und die Gewehre, Bajonette und Kanonen, welche man aufgepflanzt sieht, verlieren ihren erschreckenden Eindruck. Hierzu kommt noch, daß diese ungeheure Masse von Menschen, durch die freie Presse längst mit den großen Fragen des Tages, den Rechten der Nation vertraut, mit den Angriffen darauf wohl bekannt und deßhalb auch längst im Hasse gegen die Gewalt bestärkt war. Und wenn die Partei des Volkes, an deren Spitze die großen Kaufleute und Fabricanten standen, auch keinen regelmäßigen Plan, keine geordnete Führung besaß, so hatte man sich doch über gewisse sehr wesentliche Punkte durch tägliche Unterhaltung in den häufigen Gesprächen über das, was zu thun sey, wenn die Regierung einen Schlag wagen würde, verständigt. Kaum waren die Ordonnanzen in Paris bekannt, so schloßen sich alle Werkstätten. So wie die Nachricht davon nach Lyon, Bordeaux, Marseille, Straßburg kam, geschah dasselbe. Die Gleichförmigkeit dieses Verfahrens und der große Nutzen, den diese Maßregel hatte, lassen vermuthen, daß sie nicht ohne Einverständniß vorgenommen wurde. Die Verschließung der Werkstätten brachte eine ungeheure Menge brodloser Arbeiter auf die Straßen; zu dem Interesse für die Rechte des Vaterlandes, welches auch unter

diesen Menschen, wiewohl in geringerem Grade, verbreitet war, kam nun noch der mächtige Hebel des Eigennutzes, die Wuth, durch die Regierung um ihr Brod gebracht zu seyn; und mancher Werkherr mag den Arbeitern beim Entlassen gesagt haben, wo sie für den Augenblick ihr Brod zu suchen hätten und durch welche Mittel sie wieder Arbeit finden könnten.

Doch vergessen wir über diesen äußern Mitteln des Widerstandes die innern nicht. Die furchtbarste Waffe gegen den König war das Bewußtseyn des königlichen Meineids, welches in jeder Brust flammte. Carl X. hatte auf's Feierlichste und unter den imposantesten religiösen Ceremonien bei der Salbung zu Rheims der Charte Treue geschworen. Nun war dieser Eid verletzt und mit Füßen getreten. Wer konnte bei diesem Gedanken den Zorn unterdrücken? — Die dumme Gewalt der Pfaffen, der Adel, die Interessen von 1789 sollen siegen über alle neuen, mit so viel Blut und Ruhm errungenen Institutionen von Frankreich, und ein alter, übelberathener Greis soll eine edle Nation in Fesseln schlagen! Dem Talente soll ferner die Bahn der Ehre und des Ruhmes verschlossen, und aller Glanz den Priestern, den Alt-Adeligen aufbewahrt, das Gesetz der Natur, welches dem Talente die Krone zuerkennt, umgekehrt seyn? — Dieß waren die Fragen, welche jeder Denkende sich zurufen mußte.

Diese Verächtlichkeit der königlichen Sache, der Meineid, welcher sie drückte, die schlechte Absicht, welche aus ihr hervorleuchtete, haben ihr am meisten geschadet; sie waren Schuld, daß kein einziger Unterthan im Ei-

vilkleide, kein Anhänger des Königs, sondern nur besoldete Diener in der Uniform, den Schild für sie erhoben.

Der Moniteur, welcher die unseligen Befehle enthielt, verbreitete die größte Bestürzung in den Häusern, wo er zuerst bekannt wurde. Aber Paris ist eine ungeheuer große Stadt, wenige Bewohner lesen dieses Blatt der Regierung; es dauerte daher fast bis gegen Abend, ehe sich die Kunde davon in der ganzen Stadt zu verbreiten vermochte. Sofort wurden die Buden geschlossen, eine unermeßliche Menge Menschen ergoß sich auf die Straßen; die Gebildeten und Wohlgekleideten zeigten Trauer und Bestürzung auf den Gesichtern, das gemeine Volk dagegen verfluchte laut die Regierung. Uebrigens waren die Soldaten in ihren Kasernen, die Posten nicht einmal verdoppelt, aber eine Menge von Polizeidienern, verkleidet und unverkleidet, zeigte sich namentlich in den Caffeehäusern und Lese-Cabinetten.

Gegen vier Uhr wälzte sich der Strom in das Palais-Royal, das bekannte ungeheure Gebäude. Es bildeten sich zahlreiche Gruppen, in deren Mitte die Ordonnanzen abgelesen und bitter kritisirt wurden. Man hörte Stimmen, welche riefen: „Seit fünfzehn Jahren haben sie uns geschunden, ihr Maß ist voll, sie müssen fallen!"

In den vielen Höfen und Säulengruppen des Palais-Royal fanden sich zahlreiche Buden von Buchhändlern, die mit Neuigkeiten des Tages handeln. Ein gewisser Marquis Chabannes, ein Thor, der seine

Eitelkeit damit befriedigte, Lithographien und Verse aus eigener Fabrik auszustellen, welche gegen die Regierung gerichtet waren, und oft confiscirt wurden, hatte daselbst eine Bude. Um diese versammelte sich ein großer Haufe. Man hörte das Geschrei: „Es lebe die Charte!" Alsbald rückte ein Trupp von Gensd'armen mit dem Säbel in der Faust auf die Volksmenge ein, bereit einzuhauen. Bei ihrem Anblicke zieht sich dieselbe in guter Ordnung zurück. Die Buden im Palais-Royal werden augenblicklich geschlossen, und Weiber und Kinder stürzen unter die Gensd'armen herein, und beladen sie mit Verwünschungen. Das Volk wogte zunächst in den Garten des Palais-Royal; aber dieser wurde um 9 Uhr ausgeräumt und geschlossen.

Auf dem Heimwege schlug die Menge in den angränzenden Straßen mehrere Laternen ein. Ein Haufe eilte auf die elisäischen Felder, um dort dem Fürsten Polignac, der auf dem Rückwege von St. Cloud über diesen Platz fahren mußte, aufzulauern. Wirklich wird auch ein Wagen, in welchem sie den Minister vermutheten, festgehalten; aber während die, welche darin saßen, zu beweisen sich bemühten, daß sie nicht der Gesuchte seyen, gelang es dem Fürsten, unter Begleitung von zwei Gensd'armen zu entkommen. Sein Wagen fuhr im Galopp in den Hof des Palastes der auswärtigen Angelegenheiten, und das Thor wurde hinter ihm geschlossen. Nun suchte jener Haufe seine Wuth wenigstens an dem Hause des verhaßten Mannes auszulassen. Ein Hagel von Steinen flog in die Fenster. Einige der Verwegensten versuchten es, an der Gartenmauer hin-

anzuklettern, und der Lärm war eine Zeit lang so groß, daß der Minister sich voll Angst in ein Gewölbe unter der Erde geflüchtet haben soll. Er blieb auch dort verborgen, bis eine zu Hülfe gerufene Abtheilung Soldaten seinen Pallast befreite.

Indessen floß an diesem Tage kein Blut, aber die Erbitterung nahm von Stunde zu Stunde zu, und schon die ganze Nacht vom 26sten auf den 27sten mußten zahlreiche Posten von der Garde, den Schweitzern, den Gensd'armen durch die Stadt ziehen, und jenen mühsamen Dienst beginnen, der von Montag bis Donnerstag Nachts unausgesetzt fortdauerte und den Truppen den besten Theil ihrer Kraft raubte. Noch in dieser Nacht geschah ein wichtiger Schritt. Die Eigenthümer und Redactoren der unabhängigen Blätter versammelten sich, und unterzeichneten folgende Protestation:

„Man hat seit sechs Monaten oft angekündigt, daß ein Gewaltstreich geschehen, daß die Gesetze verletzt werden sollen. Der gesunde Verstand des Publicums wollte diesem Gerüchte nicht glauben. Das Ministerium selbst hat es für eine Lüge erklärt. Dennoch verkündigt der Moniteur von heute die merkwürdigen Ordonnanzen, welche die Verfassung vernichten."

„In der persönlichen Stellung, in der wir uns befinden, sind wir nicht mehr zum Gehorsam verpflichtet. Die Bürger, welche vor allen andern das Beispiel des Gehorsams gegen das Gesetz geben müssen, sind die Journalisten. Da die Herrschaft der Gesetze vernichtet ist, so liegt ihnen ob, zuerst der illegalen Gewalt Widerstand zu leisten. Ihre Gründe für dieses

Verfahren sind so einleuchtend, daß man sie nur auszusprechen braucht."

„Die Regierung erlaubt sich in den Ordonnanzen von heute, über einen Gegenstand zu verfügen, über welchen ihr für sich allein keine Gewalt zusteht. Die Charte (Art. 8) sagt, daß die Franzosen sich in Betreff der Presse nach den Gesetzen und nicht nach den Ordonnanzen des Königes zu richten haben. Ferner sagt die Charte (Art. 35), daß die Organisation der Wahlcollegien durch Gesetze und nicht durch Ordonnanzen bestimmt werden soll. Die Krone selbst hat bis jetzt diese Artikel anerkannt, sie hat sich niemals das Recht herausgenommen, dieselben auf irgend eine Weise abzuändern. So oft sie in dem Preßverfahren oder in den Wahlgesetzen Modificationen für nöthig fand, hat sie sich an die beiden Kammern gewendet. So z. B. bei der Einführung der siebenjährigen Dauer der Deputirtenkammer und bei dem Gesetze, das ihre völlige Erneuerung aussprach. Folglich hat das Königthum die Artikel 8 und 35 selbst factisch anerkannt."

„Auch die Tribunale haben feierlich dieselben Grundsätze ausgesprochen. So haben mehrere Gerichtshöfe, und namentlich der zu Paris, die Zeitungen verurtheilt, welche die Statuten der bretagnischen Gesellschaft zu Verweigerung der Steuern bekannt machten; ohne Zweifel, weil sie die Voraussetzung, daß die Regierung in Fällen, wo nur das Gesetz gilt, Ordonnanzen in Anwendung bringen könnte, für Unrecht und für eine Beleidigung gegen den Thron ansahen. Folglich hat der Buchstabe der Charte, das bisherige Verfahren der Krone,

so wie die Entscheidung der Gerichtshöfe einstimmig dem Grundsatze gehuldigt, daß über die Presse und das Wahlverfahren nur Gesetze, d. h. der König gemeinschaftlich mit den Kammern verfügen könne."

„Es ist also klar, daß die Regierung heute die Verfassung verletzt hat. Folglich sind wir nicht mehr zum Gehorsam verpflichtet. Dem gemäß werden wir versuchen, unsere Blätter erscheinen zu lassen, ohne um Ermächtigung einzukommen. — Soviel über unsere Pflicht als Journalisten." —

„Wir sind nicht befugt, die ungesetzlich aufgelöste Kammer an ihre Pflichten zu mahnen. Aber wir bitten sie im Namen Frankreichs, auf ihrem Rechte zu bestehen, und der Vernichtung der Gesetze, so viel an ihr ist, Widerstand zu leisten. Hiezu ist sie auf alle Weise befugt. Der 30. Artikel der Charte besagt, daß der König die Deputirtenkammer auflösen kann. Aber vorher muß sie zusammengetreten und constituirt seyn, und zur Auflösung Anlaß gegeben haben. Vor ihrer Vereinigung gibt es keine Kammer, sondern nur einzelne Wahlen. Nun sagt die Charte nirgends, daß der König das Recht habe, die Wahlen zu vernichten; dessen ungeachtet werden die Wahlen für ungültig erklärt. Folglich sind die Ordonnanzen ungesetzlich, indem sie die Verfassung verletzen. Aus diesem Grunde sind die Deputirten, die auf den 3. August einberufen wurden, noch immer im Besitze ihrer Befugniß als Vertreter der Departements. Ihr Recht ist heute so gut wie gestern; Frankreich bittet sie dasselbe zu behaupten; was sie thun, um es geltend zu machen, ist erlaubt."

„Die Regierung hat heute den Charakter der Gesetzlichkeit verloren; die Gesetzlichkeit ist es allein, was den Gehorsam zur Pflicht macht. Wir unsers Theils leisten Widerstand; Frankreich mag über den Umfang des seinigen entscheiden.“

„Unterzeichnet von den Redactoren und verantwortlichen Wortführern des National, des Globe, der Tribüne der Departements, der Temps, der Revolution, des Journal de Commerce, des Figaro, des Journal de Paris, des Courrier français und Courrier des Electeurs und von zwei Redactoren des Constitutionel.“

Dieser Act ist von großer Wichtigkeit, weil er der Anfang des gesetzlichen Widerstandes war, und weil diese muthige Erklärung das Volk, welches sie las und der Sache der Freiheit seinen Arm leihen mußte, in helle Flammen setzte.

In Folge dieser Erklärung erschienen auch alle liberalen Zeitungen am 27sten frühe, ausgenommen das Journal des Débats und der Constitutionel, und alle enthielten diese Protestation und ihre Ansichten über die Ordonnanzen vom 25sten mit mehr oder minder scharfen Bemerkungen. Besonders zeichnete sich der Globe aus, der in einem feurigen Artikel das Volk zur Vertheidigung der Freiheit und auch schon zum Hasse gegen den König aufforderte.

Zwar hatte Mangin die Absichten der Redac- schon am 26sten bei guter Zeit erfahren, und am

Abend dieses Tages überall folgenden Befehl anheften lassen:

1) „Wer Zeitschriften austheilt, auf denen der wahre Name, das Gewerbe, so wie die Wohnung des Verfassers und Druckers nicht bemerkt ist, oder wer dem Publikum solche Schriften zu lesen gibt, wird unverweilt vor den Polizei-Commissär des Stadtviertels geführt, in welchem er ergriffen wurde."

2) „Jeder Besitzer von einem Caffeehause oder Lese-Cabinette, der Zeitungen hergibt, die den Ordonnanzen vom 25. Juli über die Presse zuwiderlaufen, wird so behandelt, als hätte er an dem Verbrechen Theil genommen, welche diese Zeitungen veranlassen könnten, und sein Geschäft wird provisorisch geschlossen."

Allein dieser Befehl hatte keine Folge. Am Dienstag den 27sten frühe war die Stadt noch bewegter als am vorhergehenden Abend. Die Straßen, die öffentlichen Plätze waren voll von Arbeitern, welche in den geschlossenen Werkstätten nichts zu thun hatten. Schon bemerkte man Studenten, namentlich Zöglinge der medicinischen Schule, welche das Volk anredeten. Die Zeitungen wurden vorgelesen, die entscheidendsten Stellen beklatscht; da und dort standen Redner auf erhöhten Plätzen, auf Treppen, auf umgekehrten Fässern, welche das Volk ermahnten, die Thaten ihrer Väter, der Begründer der Freiheit vom Jahre 1789, nachzuahmen. Der erste Gewaltstreich, welcher an diesem Tage von der Regierung ausgieng, war gegen die Journale gerichtet. Hören wir, was dabei geschah. Der National, eine der neuesten, aber auch der angese-

henſten Zeitungen, enthielt in ſeinem Blatte vom 27ſten Abends folgende Erzählung:

„Dieſen Morgen um neun Uhr war der Platz vor unſerem Büreau von Gensd'armerie zu Fuß und zu Pferd beſetzt; die nächſt gelegenen Straßen wurden von Streifpoſten durchzogen. Um eilf Uhr erſchienen zwei Polizei-Commiſſäre an der Spitze von Soldaten in unſerem Locale, und wieſen uns einen Befehl von Mangin vor, kraft deſſen ſie beauftragt ſeyen, unſere Preſſen in Beſchlag zu nehmen, weil wir uns geweigert hätten, den Ordonnanzen vom 25ſten zu gehorchen."

„Wir erklärten den Polizei-Commiſſären, daß wir uns nicht für verpflichtet halten, der Gewalt, die ſie herſchicke, Folge zu leiſten, weil dieſelbe die Bahn des Geſetzes verlaſſen habe; daß ſie ſelbſt als Civilbeamte, welche nach den Vorſchriften der Charte eingeſetzt ſeyen, dieſelbe verletzten, indem ſie ſich zur Vollſtreckung geſetzwidriger Maßregeln gebrauchen ließen; daß wir die Beſchlagnahme, welche ſie im Sinne hätten, als einen Diebſtahl betrachten würden, der nur durch Einbruch in unſere Wohnung bewerkſtelligt werden könne; und endlich, daß uns nichts übrig bliebe, als gegen die Gewalt zu proteſtiren, weil wir ihr ſonſt keinen Widerſtand entgegenſetzen könnten."

„Dieſer Proteſtation ungeachtet ſchritten die Commiſſäre zur Beſchlagnahme, und drangen in unſer Büreau ein, begleitet von Gensd'armen. Aber trotz der ſorgfältigſten Nachforſchung konnten ſie nicht ein einziges Exemplar unſeres dieſen Morgen ausgegebenen Blattes finden. Denn die große Angſt, welche in ganz Paris verbreitet iſt, vermehrt durch das Nichterſcheinen der

meisten Oppositionsblätter, hatte in aller Frühe eine große Masse Menschen vor unsere Thüre geführt, und in Zeit von einer Stunde war unsere ganze Auflage von 7000 Exemplaren vergriffen."

„Auf unsere Weigerung, das Local, wo unsere Pressen stehen, freiwillig zu öffnen, ließen die Commissäre die Thüren mit Gewalt einschlagen. Die Pressen selbst wurden nicht weggenommen, auch nicht zerstört. Die Commissäre begnügten sich, dieselben auseinander legen zu lassen, und die wichtigsten Stücke des Mechanismus mit fort zu nehmen. Aber durch dieses Verfahren sind sie außer Brauchbarkeit gesetzt."

„So strafbar übrigens das Betragen dieser Polizei-Agenten ist, und so gewiß wir erwarten, daß dieser Eingriff in unsere Rechte durch Diebstahl seiner Züchtigung nicht entgehen werde, so müssen wir doch gestehen, daß sie höflich gewesen sind, und durch ihre Manieren die Härte ihrer Befehle gemildert haben."

„Aus Achtung gegen die Freiheit haben wir den Gehorsam versagt, und sind dafür eines Theils unseres Eigenthums beraubt worden. Mögen die Bürger unserem Beispiele nachahmen; möge auch der niedrigste und ärmste Steuerpflichtige den Gehorsam verweigern; dieser Widerstand ist gesetzlich, und wenn er mit Kraft geleistet wird, so muß das Gebäude der Despotie einstürzen."

Noch gewaltsamer ging es bei der Beschlagnahme der Temps, eines andern liberalen Blattes, zu. Die Erzählung lautet so:

„Heute, den 27sten um halb zwölf Uhr, ward im Namen gesetzwidriger Ordonnanzen unser Haus, die

Wohnung ruhiger Bürger, welche unter dem Schutze der Gesetze stehen, mit Gewalt angegriffen. Leute, die wir nicht kennen, bleich, abgemattet, niedergedrückt vom Bewußtseyn des Verbrechens, das sie begehen mußten, haben bei uns einen Diebstahl mittelst Einbruchs begangen."

„Einer von ihnen trug zwar eine Schärpe, wie sie die Polizei-Beamten tragen, aber dieß muß Täuschung seyn, denn eine Magistratsperson handelt nur im Namen des Gesetzes. Andere, welche das ehrwürdige Kleid französischer Soldaten trugen, waren mehr Zuschauer als Gehülfen bei dieser Handlung, welche sie sichtbar in Kummer versetzte. Obgleich sie seit Ein Uhr Morgens auf den Beinen waren, und nichts genossen hatten, schien ihnen ihr Auftrag mehr Schmerz zu machen, als ihre Entbehrungen. Wir boten ihnen Erfrischungen an."

„Letztere haben sich während der langen Zeit, daß sie vor und in unserem Hause waren, mit einer musterhaften Mäßigung und Würde benommen, und wir müssen nur bedauern, daß so brave Leute zu einem solchen Dienste verwendet werden."

„Sieben Stunden lang mühten sich die Diener der Gewalt auf alle Weise ab, in unsere Wohnung einzudringen. Arbeiter haben Beamte die Gesetze zu ehren gelehrt. Ein Schlossermeister, Namens Pein, wurde herbeigerufen, um unsere Thüren aufzubrechen. Da lasen wir ihm den Artikel des Strafgesetzbuches vor, der gegen Diebstahl mit Einbruch lautet. Auf dieß zog der brave Mann den Hut ab, und weigerte sich, Hand anzulegen."

„Ein anderer Arbeiter, noch jünger als dieser, widerstand zwei Stunden lang allen Drohungen und Versprechungen. Kurz, man konnte in dem ganzen Stadtviertel keinen Handwerker finden, der sich zu dem Vorhaben der Polizei brauchen lassen wollte.“

„Zuletzt mußte man den Menschen holen lassen, der die Ketten der Galeerensklaven anschlagen muß. Nun wurde unser Eigenthum geplündert. Sobald die Ordnung und die Herrschaft des Gesetzes wieder hergestellt ist, werden wir das Inventarium des Gestohlenen vorlegen, und Genugthuung verlangen.“

So muthig benahmen sich beinahe alle Herausgeber der unabhängigen Blätter. Nur zwei machten eine Ausnahme: der Constitutionnel und das Journal des Debats. Die Besitzer des erstern Journals, des einträglichsten von allen, durch Furcht vor Verlust eingeschüchtert, begingen die Schwachheit, schon am 26sten um Autorisation gemäß der Ordonnanzen einzukommen, obgleich zwei seiner Redactoren die Protestation mit unterschrieben hatten.

Doch der merkwürdigste Vorfall ereignete sich bei dem neuen Journal de Paris. Der Redacteur dieses Blattes, Leon Pillet, hatte die Protestation unterschrieben, und wollte sein Blatt am 26sten drucken lassen. Sein Drucker, Namens Plassan, weigerte sich aus Furcht, als Mitschuldiger bestraft zu werden. Da wendet sich der Redacteur an das Gericht, welches über solche Fälle spricht, und bittet um gerichtliche Hülfe.

Man denke sich die schwierige Lage des Beamten, der aufgefordert wird, gegen die königlichen Ordonnan-

zen zu sprechen. Aber es war ein Mann voll Muth, Debelleyme.

Er erließ folgenden Rechtsspruch:

„Wir, Präsident des Tribunals erster Instanz, haben auf die Klage des Herrn Delavigne, Advocaten für Herrn Leon Pillet wider Herrn Plassan, Drucker, wegen Weigerung des Letztern, das neue Journal von Paris zu drucken, beschlossen, wie folgt:

„In Betracht, daß die Ordonnanz des Königes vom 25. Juli über die periodische Presse noch nicht nach den Formalitäten bekannt gemacht worden ist, welche durch den 4. Artikel der Ordonnanz vom 27. November 1816 und durch den 1. Artikel der Ordonnanz vom 18. Januar 1817 vorgeschrieben sind, und in Betracht, daß man den bestehenden Journalen Zeit geben muß, um sich nach dem 2. Artikel der Ordonnanzen vom 25. Juli zu richten, und weil eine Unterbrechung Schaden bringen würde, befehlen wir, daß der Beklagte, Plassan, das Journal für morgen, und zwar nur für morgen, drucken soll."

„Gegeben in unserem Hôtel den 26. Juli 1830.

De Belleyme."

Diese Erklärung ist, wie Jedermann sieht, sehr kühn; sie wagte es, den übertretenden Strom der Ungesetzlichkeit und Despotie in die Schranken des Gesetzes einzuzwängen; sie handelt dem Geiste der Ordonnanzen vom 25. Juli schnurstracks entgegen. Wenn die Partei, von welcher der Angriff auf Frankreichs Rechte ausging, siegte, so hätte dieser Schritt dem braven Präsidenten eine Anklage des Hochverraths zuziehen, vielleicht den Kopf kosten können. Es ist dieß einer der

schönsten Züge aus dieser kurzen Revolution. Ehre die Belleyme, der, unerschüttert durch die Furcht vor einer siegenden und rachgierigen Partei, die heilige Würde des Richters bewahrte.

Alle diese Angriffe auf die liberalen Blätter erfolgten Dienstag den 27sten Vormittags. Um diese Zeit waren noch manche kleinere Buden geöffnet, aber um Mittag schloßen sich alle. Eine große Masse von Bauarbeitern, Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Schmiede und Schlosser, zog sich gegen den Boulevard der Capuziner, gegen die Wohnung des Fürsten Polignac. Dieses Haus war zwar stark besetzt durch Gens'darmerie zu Fuß und zu Pferd, welche den Hof und den Garten anfüllte; ein anderer starker Posten hielt den Haupteingang besetzt, und deckte die ganze Länge des Hauses. Dessen ungeachtet fliegt ein Hagel von Steinen auf dasselbe, der eine Menge Fenster zerbricht, die großen Laternen vor dem Thore werden zerschmettert. Auf diesen Angriff stürzt eine Abtheilung Gensd'armerie zu Pferd im Galopp auf die Menge, aber diese zieht sich langsam zurück, und rückt gleich wieder hervor, so wie die Gensd'armen gegen den Pallast zurückweichen, und verfolgt sie mit Hohngeschrei und Pfeifen. Zuletzt kam eine Abtheilung von der Linie zu Hülfe, und besetzt den ganzen Platz vor dem Hause.

Sobald das Getümmel gestillt und der Weg wieder etwas sicher war, fuhr der Minister unter starker Bedeckung aus, und begab sich in die Tuilerien, um dort mit seinen Collegen Rath zu halten. Zu derselben Zeit, als dieß vor dem Pallaste der auswärtigen Angelegenheiten vorgieng, waren die Straßen im Innern der

Stadt, die übrigen Boulevards, der Steinweg längs der Seine, und besonders die Umgebung des Palais-Royal voll Menschen. Der Posten an letzterem Orte wurde verdoppelt, und Nachmittags fieng die Gensd'armerie an, die Menge vom Platze fort zu treiben. Dadurch entstand ein ungeheures Gedränge. Die anstoßenden Straßen Saint-Honoré, Richelieu, Valois und andere, waren vollgepfropft von Menschen, welche sich zurückzogen, und natürlich nicht schnell vorwärts kommen konnten. Aber mit Gewalt drängten die Gensd'armen im Rücken die Masse, und so entstand ein Kampf. Die Soldaten schlugen mit den Kolben und den flachen Säbeln auf die Bürger, diese wehrten sich mit Stöcken und mit einem Hagel von Steinwürfen.

Doch ward um diese Zeit noch kein Blut vergossen, aber die Stimmung wurde immer leidenschaftlicher.

Indessen hatten sich die Minister in den Tuilerien versammelt, um sich über die zu treffenden Maßregeln zu berathen. Sie hatten den Zustand der Dinge selbst gesehen, und wurden noch überdieß durch Polizei-Spione von der drohenden Gährung in der Stadt unterrichtet. Es waren wirklich dringende Maßregeln nöthig. Gewiß ist, daß im Ministerialrathe der Vorschlag gemacht und auch gebilligt wurde, fünfzehn der angesehensten liberalen Deputirten und Journalisten, von denen man befürchtete, daß sie sich an die Spitze des Aufstandes stellen könnten, in der Nacht zu verhaften. Aber die Gründe, warum er nicht ausgeführt worden ist, werden verschieden angegeben.

Einige sagen: der Befehl sey durch Peyronnet nicht an Mangin ausgestellt worden, dieser aber

habe um Aufschub gebeten, weil es bei der drohenden Stimmung der Pariser allzu gefährlich sey, bei Nacht auf so vielen einzelnen Puncten zugleich einzubrechen, da die Abtheilungen, welche man aussenden würde, vom Volke unter dem Schutze der Dunkelheit leicht überwältigt werden könnten. Und aus diesem Grunde habe man die Ausführung bis auf den 28sten verschoben, an welchem Tage aber die unglückliche Wendung der Sache des Königes dazwischen kam.

Andere dagegen behaupten: Mangin habe selbst dem Rathe beigewohnt, und den mündlichen Auftrag zu dieser Ausführung erhalten. Er habe solche einem Hauptmann der Gensd'armerie übertragen. Als dieser aber einen schriftlichen Befehl, von Mangin unterzeichnet, forderte, sey der elende Wicht in Furcht gerathen, schon an die Möglichkeit denkend, daß die Sache des Königes eine schlimme Wendung nehmen möchte, und habe sich nicht entschließen können, dieses Papier, das im unglücklichen Falle so schwer wider ihn zeugen mußte, aus seinen Händen zu geben.

Die Ausführung unterblieb; aber während die Minister auf das Verderben der liberalen Deputirten sannen, hatten diese auch nicht gesäumt, ihre Schuldigkeit zu thun. Die Muthigsten derselben hatten sich am 27sten Nachmittags bei dem Banquier Casimir Perrier, einem Hauptgliede der linken Seite, versammelt. Es wurde folgende Protestation entworfen und unterschrieben:

„Die Unterzeichneten, gemäß der constitutionellen Charte und den Wahlgesetzen zu Deputirten ernannt, glauben sich durch ihre Ehre und ihr Amt verpflichtet,

gegen alle Maßregeln zu protestiren, welche die Rathgeber der Krone in Anwendung gebracht haben, um das Wahlsystem und die Freiheit der Presse umzustürzen."

„Die genannten Maßregeln, in der Art, wie sie in den Ordonnanzen vom 25. Juli enthalten sind, laufen nach der Ansicht der Unterzeichneten den constitutionellen Rechten der Pairs-Kammer, dem französischen Staatsrechte, den Beschlüssen und Aussprüchen der Gerichtshöfe geradezu entgegen, und sind geeignet, den Staat in die größte Verwirrung zu stürzen."

„Aus diesem Grunde protestiren Unterzeichnete im Gefühl ihrer Pflichten gegen ihre Mitbürger und ihr Vaterland einstimmig, nicht nur gegen die genannten Maßregeln, sondern auch gegen alle Acte der Staatsgewalt, die aus ihnen folgen könnten."

„Und in Betracht, daß einerseits die Deputirten-Kammer nicht aufgelöst werden konnte, da sie noch nicht einmal versammelt war, und daß andererseits der Versuch, eine andere Kammer nach einer ganz neuen und willkührlichen Methode wählen zu lassen, der constitutionellen Charte und den wohl erworbenen Rechten der Wähler offenbar zuwider läuft, erklären Unterzeichnete, daß sie sich fortwährend als gesetzlich gewählte Deputirte betrachten, und daß sie nur solche als ihre Nachfolger anerkennen werden, die nach den gesetzlichen Bestimmungen gewählt sind. Und nur offene Gewalt hindert sie schon jetzt, ihre Rechte auszuüben und ihre Pflichten gegen die Wähler zu erfüllen."

„Unterzeichnet von Labbey de Pompières, Sebastiani, Méchin, Casimir Perrier, Guizot, Audry de Puyraveau, Andreas Gallot, Gaë-

tan de Lorochefoucauld, Mauguin, Bernard, Voiſin de Gartempe, Froidefond de Bellisle, Villemain, Firmin Didot, Daunou, Perſil, Villemont, Delaribois ſière, Graf Bondy, Duris Dufresne, Girod de L'Ain, Laisné de Villeveque, Benjamin Deleſſert, Marſchal, Nau de Champlouis, Graf Lobau, Baron Louis, Millaur, Graf d'Eſtourmel, Graf Montguyon, Levaillant, Tronchon, General Gérard, Jaques Lafitte, Garcias, Dugas-Montbel, Camille Perrier, Vaſſal, Alexander Delaborde, Jacob Lefebvre, Mathieu Dumas, Euſèbe Salverte, de Poullemaire, Hernoux, Chardel, Bavoux, Carl Dupin, Hély, d'Oiſſel, Eugen d'Harcourt, Baillot, General Lafayette, Georg Lafayette, Jouvencel, Bertin de Vaux, Graf Lameth, Bérard, Duchaſſault, Auguſt Saint-Aignan, Kératry, Ternaux, Jacob Odier, Benjamin Conſtant."

Dieſe Namen umfaßten jedoch nicht alle liberalen Deputirten, die ſich zu Paris befanden. Es waren deren noch mehrere in der Hauptſtadt; ſie hatten aber Anfangs nicht den Muth zu dieſem entſcheidenden Schritte, bis ſie ſich zuletzt ermannten und auch beitraten. Dieſe Proteſtation wurde gegen Abend ausgefertigt. Ungefähr zu dieſer Zeit, um 4 Uhr nämlich, floß auch das erſte Blut, und zwar auf dem Platze vor dem Palais-Royal. Ein Poſten von dem dritten Regimente der königlichen Garde, welches, wie ſchon früher geſagt wurde, aus Vendéern beſtand, war auf dieſem Platze aufgeſtellt, wo auch zugleich eine ſtarke Abtheilung von der Gens-

d'armerie die Ordnung zu erhalten suchte. Letztere wurde fortwährend von dem Volke mit Steinen angegriffen; da gab mit einemmale der Officier des Gardepostens Befehl, daß seine Leute zu Unterstützung der Gensd'armerie hervortreten sollten; die Folge davon war, daß nun auch die Garde mit Steinen geworfen wurde. Diese feuerte, und viele Menschen blieben auf dem Platze, worunter sich einige Frauen und Kinder befanden. Dieß brachte unter dem Volke die größte Wuth hervor, laut erscholl der Ruf: „Rache! zu den Waffen!" Sobald wieder neue Haufen sich hervordrängten, wurde auch von Neuem auf sie gefeuert. Nun war einmal Blut geflossen, und der Bürgerkrieg vorhanden.

Gegen sieben Uhr wiederholte sich die nämliche Erscheinung in der Straße Saint-Honoré, die auf den Platz des Palais-Royal ausläuft. Es wurden zwei von den Stadtwagen, welche man Omnibus nennt, angehalten und umgestürzt, überall Steine herbei getragen, um eine Verrammlung zu bilden; ebenso machte man es mit zwei Karren voll Platten und Ziegeln; sie wurden gleichfalls umgestürzt, und ihre Ladung theils zur Verrammlung benützt, theils von den Umstehenden als Waffe weggenommen. Andere Erhöhungen wurden aus Balken, aus Brettern, aus jedem Material, dessen man habhaft werden konnte, gebildet, und in kurzer Zeit sah es in dieser Straße wie in einer belagerten Stadt aus.

Sofort kam bestimmte Weisung an die Truppen, den Befehlen des Königes Achtung zu verschaffen, und wenn es nöthig seyn sollte, selbst Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Eine starke Abtheilung Soldaten von der Linie rückte in Schlachtordnung in die Straßen ein.

Bei ihrem Anblicke brach das Volk, statt sich ihnen zu widersetzen, in das laute Geschrei aus: „Es lebe die Linie!“ Man nahm die Hüte ab; die Verwegensten eilten ihnen entgegen, boten ihnen die Hände dar, und sprachen von Ehre, von Freiheit, von Vaterland. Dieß hatte die beabsichtigte Wirkung. Die Soldaten stutzten, und fast wären sie bereit gewesen, sich mit den Bürgern zu vereinigen, was jedoch erst am andern Tage geschah.

Die Officiere, welche sich, auf diese Art Krieg zu führen, gar nicht gefaßt gemacht hatten, wagten es auch nicht, auf ihr Wort hin den Angriff zu befehlen. Der General Walsh, welcher an diesem Tage den Oberbefehl führte, stand auf dem Platze des Palais-Royal. Ihm wurde der Stand der Sachen berichtet. Er gebot, daß die Linie zurückkehren solle, um der Garde Platz zu machen. Diese rückt hierauf, unterstützt von einer Abtheilung Lanciers, im Sturmschritt und unter Trommelschlag auf die Verrammlungen zu und giebt Feuer. Unter dem Geschrei: „Es lebe der König!“ werden sie genommen, und Alles, was sich widersetzte oder stehen blieb, niedergehauen. Bei diesem grausamen Geschäfte zeichneten sich die Lanciers ganz besonders aus; sie verfolgten das fliehende Volk im Galopp, und hieben ohne Unterschied auf Jeden ein, den sie erreichen konnten, selbst einige alte Leute wurden ermordet.

Auf der Flucht zerschlug das Volk eine Menge von Straßen-Laternen, einige Haufen von Gensd'armen, welche die Runde machten, wurden auseinander geworfen, und noch diesen Abend drangen viele Leute in die

Buden der Waffenschmiede und Waffenhändler, bemächtigten sich der Waffen, die sie fanden; Pulver und Feuersteine wurden bei den Specereihändlern genommen.

Der Sieg blieb dem Könige. Aber das Blut, welches vergossen ward, die Ermordung so vieler waffenlosen Unterthanen trugen ihre Früchte. Es kam Alles darauf an, daß der große Haufe, welcher bei Revolutionen, wo nicht geplündert wird, wenig zu gewinnen hat, und doch seine Fäuste der Sache weihen muß, welche gegen die Gewalt siegen soll, durch die mächtigsten Gefühle gegen die Regierung aufgereitzt werde. Neben dem Patriotismus mußte der Zorn über das Blutbad hiezu beitragen. Einzelne Ereigniſſe trugen mächtig dazu bei, diese Leidenschaften zu steigern. Ein Weib von dreißig bis fünf und dreißig Jahren war bei dem Kampfe in der Straße Saint-Honoré gefallen, eine Kugel hatte sie in den Kopf getroffen. Ein Bäckerknecht, welcher dabei stand, schlecht gekleidet, mit nackten Armen und Beinen, ein Mensch von außerordentlicher Größe und Riesenstärke, nahm den Leichnam, hält ihn hoch über seinen Kopf, und läuft unter dem wüthenden Geschrei „Rache! Rache!“ bis auf den Sieges-Platz, in der Nähe der Börse. Hier legt er ihn vor die Bildsäule Ludwigs XIV. hin, als wollte er dem Könige das Verbrechen vorhalten, das einer seiner Enkel begangen, und redet die umstehende Menge mit hinreißender Leidenschaft, mit jener wilden Beredtsamkeit an, die besonders das gemeine Volk entflammt; dann nimmt er die Leiche wieder auf, stürzt auf den Posten vor der Börse zu, und wirft sie der Schildwache mit den Worten an den Kopf:

„Da seht, wie eure Cameraden mit unsern Weibern umgehen, werdet ihr es eben so machen?“ — „Nein!“ antwortet einer der Soldaten, indem er ihm die Hand drückte. „Aber kommt mit den Waffen in der Hand, dann wollen wir uns wehren.“ Die Soldaten waren sehr niedergeschlagen, und die Augen des commandirenden Officiers waren naß.

Ein anderer Leichnam wurde ebenfalls auf den Platz der Börse getragen. Die Wuth des Volkes kannte bei diesem Anblicke keine Gränzen mehr. Sie stürzten sich auf die Gensd'armerie-Posten, schlugen todt, was sich widersetzte, und verbrannten das Wachhaus, welches noch am andern Tage rauchte.

Noch ernsthaftere Folgen hatte ein anderer Fall dieser Art. Hippolyt Daniel, ein talentvoller Student der Medicin, bekannt durch mehrere patriotische Gedichte, zeichnete sich schon am Morgen des 27sten durch die feurigen Reden aus, in denen er seine Cameraden zum Kampfe für die Freiheit aufforderte. Gegen Mittag wohnte er einer Versammlung von Studenten der Medicin und der Rechte bei, welche bei dem Banquier Casimir Perrier Statt fand. Als er von derselben zurückkam, fand er auf dem Platze vor dem Louvre, über den ihn sein Weg führte, einen Haufen Arbeiter, die einen mit einem schwarzen Flor bedeckten Leichnam auf ihren Schultern durch die Straßen trugen. „Rache! Rache!“ rief er diesen Leuten zu, und alsbald ward er von dem ganzen Haufen umgeben. Sie zogen von da auf den Grève-Platz, wo das Rathhaus steht. Hier redete Daniel das Volk an. Aber sie wurden von einer Abtheilung berittener Gensd'armen

vertrieben, und zogen sich gegen den Platz Notre Dame, der Hauptkirche von Paris, zurück. Ehe sie auseinander gehen, beschwört er sie noch, den kommenden Tag für die Freiheit zu fechten, und zeigt ihnen den Thurm der Kirche mit den Worten: „Dort oben muß morgen um neun Uhr die dreifarbige Fahne wehen.“ Die Arbeiter versprachen ihm, am Mittwoch in großer Zahl und bewaffnet wieder zu kommen, und der Sammelplatz wurde bestimmt. Wir werden in der Beschreibung des folgenden Tages sehen, welche Wirkung diese Maßregel hatte.

Indessen war es Nacht geworden. Ueber der ganzen unermeßlichen Stadt lag dichte Finsterniß, denn in allen Straßen, die nicht von den Truppen des Königes besetzt waren, brannte keine Laterne mehr, weil man alle zertrümmert hatte.

Die Truppen campirten auf den öffentlichen Plätzen und auf den Boulevards; ein Theil der Garde mit der Artillerie hatte den Carrouselplatz vor den Tuilerien inne. Sie konnte nur wenige Patrouillen aussenden, denn die Finsterniß erlaubte es nicht, weil man nicht wußte, wo man auf Volkshaufen stoßen würde. Während der ganzen Nacht hörte man einzelne Flintenschüsse, welche zwischen den Posten des Volks und der Soldaten gewechselt wurden.

Der Bürgerkrieg war nun vorhanden; die Ordonnanzen hatten bereits Früchte getragen. Selbst die königliche Partei täuschte sich nicht mehr über diese traurige Wahrheit. Der König hatte den ganzen Tag

[illegible]ößter Gemüthsruhe im Walde von Fontainebleau

[illegible], und spielte Abends seine gewohnte Partie Whist.

Polignac berichtete über die Vorgänge des Tages, wie ein solcher Minister einem solchen Könige berichtet, d. h., die Wahrheit wurde ihm größtentheils verschwiegen; doch verlangte der Premier-Minister, daß einem Mann von hohem militärischen Rufe das Commando in Paris übertragen werde. Er schlug den Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, jenen berüchtigten Soldaten Napoleon's vor, der im Jahr 1814 Paris verrathen hat. Es mag dem Könige und seinem Liebling sauer geworden seyn, einen Emporkömmling, einen Mann der Revolution zu wählen, um diese zu bekämpfen. Aber hier war der Fall ein, wo man Männer braucht und keine Namen oder Titel, man mußte sich entschließen. Die Wahl Marmont's schien sicher, weil er von der liberalen Partei verabscheut war, und weil dieser Haß Untreue zur Unmöglichkeit machte. Es wurde dem Herrn Marschall der Vorschlag gemacht.

Marmont ist ein trefflicher General, kühn, kaltblütig, und ein Mann von ausgezeichnetem militärischem Talente. Aber ein Laster überwog alle diese Tugenden. Er ist Verschwender im höchsten Grade; das Geld fließt aus seinen Händen wie Wasser. Die Folge hiervon war, daß er unaufhörlich in Schulden steckte, und um sich flott zu machen, jeden Weg einschlagen mußte. Im Jahre 1814 soll er eine große Summe von den Verbündeten erhalten haben, um ihnen Paris zu öffnen. Später half ihm der König oft mit sehr bedeutenden Unterstützungen aus der Verlegenheit; man wollte ihn stets zu gewissen Diensten bereit

halten. Nun war die Zeit gekommen, wo er für so viele Wohlthaten den Preis bezahlen sollte.

Doch traf ihn der Antrag schwer; viel lieber hätte er Algier an der Spitze der Armee von Africa ausgebeutet, deren Commando er verlangt hatte. Gegen seine Mitbürger zu fechten, und neuen Haß auf sich zu laden, schien ihm eine allzu große Last. Er schwankte lang, und erst nachdem der Dauphin und selbst der König nachdrücklich in ihn gedrungen waren, und ihm die glänzendsten Versprechungen gegeben hatten, willigte er endlich ein. Aber sein unentschlossenes Betragen in den zwei nächsten Tagen zeigte, daß er seinen Auftrag nur mit halbem Herzen übernommen hatte.

Polignac war über den Beitritt dieses Mannes sehr vergnügt, denn so sicher und entschlossen er sich auch geberdete, so regte sich doch etwas in seinem Herzen, das ihm bange machte. Das furchtbare Gelärm und das Schießen in der Stadt hatte ihn in eine unbehagliche Stimmung versetzt. Aber die Mitwirkung eines so ausgezeichneten Militärs und berühmten Mannes beruhigte ihn völlig. Triumphirend erschien er von St. Cloud aus im Ministerrathe, der in den Tuilerien in dieser Nacht wie am vorhergehenden Tage versammelt war, und verkündigte, daß Ragnsa zum General-Commandanten ernannt sey. Mangin, der Polizei-Präfect, wohnte diesem Rathe bei; er war dießmal weit weniger kühn, als am Morgen, stattete mit bedenklicher Miene Bericht ab von der drohenden Gährung der Hauptstadt, und sprach von der Nothwendigkeit, entschiedene Maßregeln zu nehmen. Peyronnet äußerte sich in eben diesem Sinne; die übri-

gen Minister schwiegen. Da nahm Polignac das Wort und erklärte, es sey keine Schonung mehr möglich gegen diese elende und verächtliche Partei, welche sich gegen die legitime Regierung empört habe. Nachgiebigkeit würde Thron und Altar in die größte Gefahr bringen, und ohnehin sey das Blut, welches vergossen werden müsse, nicht so edel, daß man es so sehr bedauern dürfe. —

Montbel soll sich diesem leichtsinnigen Geschwätze widersetzt haben. Aber die Drohungen des Fürsten, der von Kaltsinn gegen die königliche Sache sprach, und Peyronnets Vermittlung brachten ihn zum Schweigen.

Es wurde beschlossen, die Kanonen morgen auf das Volk spielen zu lassen, um es zur Vernunft zu bringen. Die Minister gingen gegen Morgen unter starker Bedeckung auseinander, und kehrten in ihre Wohnungen zurück.

Während dieß im Schlosse vorging, war die Volkspartei in der Stille der Nacht nicht lässig. Am 27sten hatte man keine sichtbaren Führer an der Spitze derselben bemerkt, der Widerstand war ohne Verabredung und ohne Plan erfolgt. Doch ist es kaum glaublich, daß nicht wenigstens unsichtbare Führer schon damals eine gewisse Einheit in die Sache des Volkes zu bringen suchten. Eine Versammlung von den Studierenden der Rechte und der Medicin war, wie wir oben angedeutet, im Hause des liberalen Deputirten Casimir Perrier gehalten, und daselbst Beschlüsse abgefaßt worden. Solche junge Leute waren es gerade, welche man jetzt brauchte. Sie besaßen den feurigen

Enthusiasmus, welchen die Jugend gibt; sie genoßen beim Volke, als Gebildete, als Anhänger der Charte und der National-Freiheiten (denn für diese hatten sie sich schon oftmals öffentlich erklärt) das nöthige Ansehen, um Führer desselben zu werden.

Besonders klug und berechnet war aber das Betragen, welches das Volk schon am 27sten gegen die Linientruppen beobachtete. Wo diese sich zeigten, erscholl der Ruf: „Es lebe die Linie!“ und versöhnend kamen ihnen die Hände der Bürger entgegen. Auch in den Berichten der Journale über die Beschlagnahme ihrer Blätter bemerkte man eine kluge Schonung der Linientruppen, eine wohlberechnete Unterscheidung zwischen Gensd'armen und Gardisten und den Soldaten der Linie, welche der Eitelkeit dieser Letztern schmeichelte, während jene dem Hasse des Volkes preisgegeben wurden. Selbst die zahlreiche Classe der Freudenmädchen nahm an dieser Politik Theil. Am 27sten Abends hatte sich eine Menge dieser Heldinnen unter die Soldaten der Linie gemischt, unter denen sie freilich manchen Bekannten haben mochten, und dieselben mit vielen Schmeichelreden gebeten, nicht auf die Bürger zu feuern, ja selbst denen, welche übertreten würden, Belohnungen versprochen.

Junge Leute, angesehene Bürger hatten mit andern Mitteln versucht, denselben Zweck zu erreichen. Sie stellten den Soldaten, besonders aber den Unterofficieren und Feldwebeln, unter denen sich viele alten Soldaten befanden, die unter den Bourbons kein Vorrücken zu erwarten hatten, vor, wie schimpflich es für sie sey, gegen eine Sache zu fechten, welche auch die

ihrige sey, gegen Grundsätze, für welche die Revolution gekämpft habe.

Diese Schritte, im Bunde mit der Eifersucht der Linie gegen die Garde und mit der Unzufriedenheit über die untergeordnete Stellung, welche die Armee unter den Bourbons einnahm, verfehlten auch ihre Wirkung nicht.

Sicherlich kann man nur in diesen klugen, wohl berechneten Schritten der Volkspartei, die von so vielen Menschen und an so vielen Orten befolgt wurden, kaum einen geheimen Plan, eine gewisse Verabredung erkennen, wiewohl eben so gewiß ist, daß sich noch kein vollkommen organisirter Widerstand gebildet hatte. Aber in der Stille der Nacht wurde nun diese so nöthige Organisation vorbereitet. Der Verkehr war, durch die Dunkelheit begünstigt, außerordentlich lebhaft. Bürger giengen von Haus zu Haus, Verabredungen wurden getroffen, Privat-Feindschaften in dieser Stunde, wo das Vaterland sich in Gefahr befand, aufgegeben, die Reichen sendeten an die Armen Geld in Menge, um Waffen und Pulver zu kaufen, und die Armen selbst wandten ihre Nothpfennige zu einem so edeln Zwecke an.

Das Wichtigste aber bei der Sache war die in dieser Nacht beschlossene Organisation der Nationalgarde. Es gingen nämlich Emissäre herum, welche die alten Mitglieder dieses Instituts zu bestimmen suchten, in ihrer Uniform und als Corps morgen kampfgerüstet zu erscheinen. Diese waren ihrerseits um so eher dazu bereit, weil schon die Protestation der Deputirten bekannt wurde, und weil somit die legale Autorität der Kammern zu vertheidigen war.

Dessen ungeachtet war noch immer kein sichtbarer Führer da; leise nannte man sich gegenseitig einige achtungswerthe Namen, aber man wußte nichts Gewisses.

Der 28. Juli ist es, an dem die ältere Linie der Bourbons gestürzt wurde.

Ehe wir jedoch die wichtige Schilderung dieses Tages beginnen, müssen wir vorerst einen Blick auf die Lage von Paris werfen. Die Stadt wird bekanntlich durch die Seine in zwei nicht sehr gleiche Hälften getheilt; die größere derselben auf dem rechten Ufer war hauptsächlich der Schauplatz dieses Bürgerkrieges; dort befindet sich längs der Seine das Schloß der Tuilerien und das Louvre, so wie die sie umgebenden Plätze und Straßen. Jene beiden Schlösser bildeten das Hauptquartier der königlichen Truppen, außerdem mußten diese alle Hauptstraßen, wie St. Honoré, Richelieu, die Quais- oder Steinstraßen längs der Seine, dann die Boulevards oder die Straßen, welche die früheren Wälle von Paris bildeten und bei Erweiterung der Stadt zu schönen Alleen umgeschaffen worden waren, besetzen. Zu diesen kommen noch die öffentlichen Plätze in Betrachtung, namentlich der von la Grève, wo das Stadthaus steht; denn nur auf den weiten Räumen, welche diese Plätze und Straßen darboten, konnte die königliche Kriegsmacht nach militärischen Regeln angewendet werden.

Seinerseits mußte das Volk, dem es an einem Hauptpunkte fehlte, so lange es keinen öffentlichen Platz inne hatte, diese Stellung um jeden Preis zu nehmen suchen. Daher wüthete auch der Kampf den ganzen

Tag über an diesen Orten, besonders auf dem Grèveplatze.

Die Tactik des Volkes bestand darin, es nie zu einer geregelten Anwendung der Streitkräfte ihrer Feinde kommen zu lassen, sie von den Seitenstraßen, von den Dächern, von den Fenstern der Häuser und aus jedem Winkel anzugreifen und durch fortwährende Anfälle zu ermüden. Und dieses System, das für undisciplinirte Krieger am besten paßt, wurde die ganze Zeit über beibehalten.

Morgens vier Uhr war die ganze Stadt in Bewegung. Die öffentlichen Plätze, die Boulevards, die Quais, die andern Hauptstraßen waren von einer unermeßlichen und immer wachsenden Menschenmasse angefüllt. Man begann heute bedeutsam genug damit, daß die Abzeichen der königlichen Würde, die Wappen der bourbon'schen Familie und der Prinzen, mit welchen die Hofhandwerker, Kaufleute, öffentlichen Beamten u. s. w. ihre Wohnungen geschmückt hatten, abgerissen wurden. Die Eigenthümer halfen selbst bei diesem Geschäfte, und so oft ein solches Zeichen der königlichen Gewalt herunter fiel, folgte lautes Jubelgeschrei der Menge. Die Kutscher, welche vorbeifuhren, mußten auf Befehl des Volkes ihre Räder zum Zeichen der Verachtung über diese Schilder gehen lassen. Bald sah man keines derselben mehr in der Stadt.

An allen Straßenecken waren gedruckte Zettel angeschlagen, welche die Nationalgarden aufforderten, sich auf ihren Mairien einzufinden und wieder in Masse zu constituiren. Einzelne Nationalgardisten zeigten sich auch bald. Bei ihrem Anblicke brach das

Volk in lautes Freudengeschrei aus; ganz natürlich, denn die allgemeine Theilnahme der Nationalgarde an diesem Streite war zugleich der deutlichste Beweis der öffentlichen Abneigung Frankreichs gegen die Bourbons und das sicherste Pfand des Sieges. Gestern sah es allerdings noch aus, als ob der Streit nur von der Jugend geführt würde; heute wurde er durch die Theilnahme der Bürger unterstützt. Und wirklich nahmen an diesem Tage Leute aus allen Ständen Theil; man sah die wohlgekleidetsten Herren, Personen aus den besten Familien neben Taglöhnern streiten.

Der Kampf begann gegen acht Uhr Morgens zugleich an allen Orten, die von den Truppen besetzt waren. Um Ordnung in unsere Erzählung zu bringen, beginnen wir mit den Vorstädten, und endigen mit dem inneren Theile der Stadt.

Schon am 27sten waren die Vorstädter von St. Antoine in Bewegung, die größtentheils aus Taglöhnern, worunter viele alten Soldaten, und einem kräftigen Menschenschlage bestehen. Am 28sten wurde die Bewegung heftiger. Sie zogen in guter Ordnung die Vorstadt herauf gegen den Boulevard. An ihrer Spitze wehte die dreifarbige Fahne. Eine Abtheilung der Garde-Cürassiere wurde ihnen entgegen geschickt, und rückte im Galopp zum Angriffe. Das Volk verschanzte sich auf den Stufen des protestantischen Tempels, welcher dort steht, und begann von hier aus ein lebhaftes Gewehrfeuer. Aber es mußte, von der Uebermacht gedrängt, zurückweichen, sammelte sich jedoch gleich wieder. Nur der Träger der dreifarbigen Fahne konnte *sich nicht* zum Rückzuge entschließen. Er stürzte gleich

einem Leonidas den Cürassieren entgegen, läßt sich auf die Knie nieder, und drückt die Stange der Fahne in den Boden ein. Aber schnell ist er von den Reitern erreicht; die Hufe ihrer Rosse zertreten seinen Leichnam.

Ein hartnäckiger Kampf entspann sich nun in einigen Häusern der Straße St. Antoine, in die sich eine Menge Arbeiter geworfen hatte. Aus allen Fenstern flog ein Hagel von Kugeln auf die Königlichen; von den Dächern herab wurden Pflastersteine, Ziegel und Balken auf sie geworfen. Viele Soldaten blieben auf dem Platze, die andern mußten sich zurückziehen, und auf der Flucht wurde eine gute Anzahl von ihnen gefangen, welche ein Opfer der Volkswuth geworden wären, hätte sie nicht die Fürsprache eines alten Officiers, Namens Bardel, gerettet, der sich an die Spitze des Volkes gestellt hatte. Noch hitziger ging es auf dem Boulevard du Temple zu. Eine imposante Macht von Reiterei, Fußvolk und Geschütz war hier aufgestellt, stark genug, um besoldete Truppen im Zaume zu halten, aber nicht hinreichend, um dem Enthusiasmus der Bürger Einhalt zu thun. Hören wir einen Augenzeugen, den Capitain Dubourg, der folgenden Bericht in ein Journal einrücken ließ: „Als alter Militär ging ich hin, um die verschiedenen Punkte des Angriffs zu beaugenscheinigen und die Kämpfer für die Sache des Volkes mit meinem Rathe zu unterstützen, weil der Verlust des rechten Armes, den ich bei Waterloo gelassen habe, mich verhinderte, selbst thätigen Antheil an dem Kampfe zu nehmen. Um eilf Uhr stand ich auf dem Platze vor dem Thore St. Martin, und beobachtete die Stellung unserer Feinde. Die Gensd'armerie zu Fuß stand in Schlachtordnung am Ende der Vorstadt St. Martin, in der Nähe ihrer Caserne. Weiter unten auf dem Boulevard, nahe an dem Theater St. Martin, waren die Cürassiere aufgestellt; ich schloß aus diesen Dispositionen, daß sie einen Angriff ausführen wollten, sobald sich das Volk in dieser Gegend des Boulevards zei-

d'armerie die Ordnung zu erhalten suchte. Letztere wurde fortwährend von dem Volke mit Steinen angegriffen; da gab mit einemmale der Officier des Gardeposiens Befehl, daß seine Leute zu Unterstützung der Gensd'armerie hervortreten sollten; die Folge davon war, daß nun auch die Garde mit Steinen geworfen wurde. Diese feuerte, und viele Menschen blieben auf dem Platze, worunter sich einige Frauen und Kinder befanden. Dieß brachte unter dem Volke die größte Wuth hervor, laut erscholl der Ruf: „Rache! zu den Waffen!" Sobald wieder neue Haufen sich hervordrängten, wurde auch von Neuem auf sie gefeuert. Nun war einmal Blut geflossen, und der Bürgerkrieg vorhanden.

Gegen sieben Uhr wiederholte sich die nämliche Erscheinung in der Straße Saint-Honoré, die auf den Platz des Palais-Royal ausläuft. Es wurden zwei von den Stadtwagen, welche man Omnibus nennt, angehalten und umgestürzt, überall Steine herbei getragen, um eine Verrammlung zu bilden; ebenso machte man es mit zwei Karren voll Platten und Ziegeln; sie wurden gleichfalls umgestürzt, und ihre Ladung theils zur Verrammlung benützt, theils von den Umstehenden als Waffe weggenommen. Andere Erhöhungen wurden aus Balken, aus Brettern, aus jedem Material, dessen man habhaft werden konnte, gebildet, und in kurzer Zeit sah es in dieser Straße wie in einer belagerten Stadt aus.

Sofort kam bestimmte Weisung an die Truppen, den Befehlen des Königes Achtung zu verschaffen, und wenn es nöthig seyn sollte, selbst Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Eine starke Abtheilung Soldaten von der Linie rückte in Schlachtordnung in die Straßen ein.

Bei ihrem Anblicke brach das Volk, statt sich ihnen zu widersetzen, in das laute Geschrei aus: „Es lebe die Linie!“ Man nahm die Hüte ab; die Verwegensten eilten ihnen entgegen, boten ihnen die Hände dar, und sprachen von Ehre, von Freiheit, von Vaterland. Dieß hatte die beabsichtigte Wirkung. Die Soldaten stutzten, und fast wären sie bereit gewesen, sich mit den Bürgern zu vereinigen, was jedoch erst am andern Tage geschah.

Die Officiere, welche sich, auf diese Art Krieg zu führen, gar nicht gefaßt gemacht hatten, wagten es auch nicht, auf ihr Wort hin den Angriff zu befehlen. Der General Walsh, welcher an diesem Tage den Oberbefehl führte, stand auf dem Platze des Palais-Royal. Ihm wurde der Stand der Sachen berichtet. Er gebot, daß die Linie zurückkehren solle, um der Garde Platz zu machen. Diese rückt hierauf, unterstützt von einer Abtheilung Lanciers, im Sturmschritt und unter Trommelschlag auf die Verrammlungen zu und giebt Feuer. Unter dem Geschrei: „Es lebe der König!“ werden sie genommen, und Alles, was sich widersetzte oder stehen blieb, niedergehauen. Bei diesem grausamen Geschäfte zeichneten sich die Lanciers ganz besonders aus; sie verfolgten das fliehende Volk im Galopp, und hieben ohne Unterschied auf Jeden ein, den sie erreichen konnten, selbst einige alte Leute wurden ermordet.

Auf der Flucht zerschlug das Volk eine Menge von Straßen-Laternen, einige Haufen von Gensd'armen, welche die Runde machten, wurden auseinander geworfen, und noch diesen Abend drangen viele Leute in die

Buden der Waffenschmiede und Waffenhändler, bemächtigten sich der Waffen, die sie fanden; Pulver und Feuersteine wurden bei den Specereihändlern genommen.

Der Sieg blieb dem Könige. Aber das Blut, welches vergossen ward, die Ermordung so vieler waffenlosen Unterthanen trugen ihre Früchte. Es kam Alles darauf an, daß der große Haufe, welcher bei Revolutionen, wo nicht geplündert wird, wenig zu gewinnen hat, und doch seine Fäuste der Sache weihen muß, welche gegen die Gewalt siegen soll, durch die mächtigsten Gefühle gegen die Regierung aufgereitzt werde. Neben dem Patriotismus mußte der Zorn über das Blutbad hiezu beitragen. Einzelne Ereignisse trugen mächtig dazu bei, diese Leidenschaften zu steigern. Ein Weib von dreißig bis fünf und dreißig Jahren war bei dem Kampfe in der Straße Saint-Honoré gefallen, eine Kugel hatte sie in den Kopf getroffen. Ein Bäckerknecht, welcher dabei stand, schlecht gekleidet, mit nackten Armen und Beinen, ein Mensch von außerordentlicher Größe und Riesenstärke, nahm den Leichnam, hält ihn hoch über seinen Kopf, und läuft unter dem wüthenden Geschrei „Rache! Rache!“ bis auf den Sieges-Platz, in der Nähe der Börse. Hier legt er ihn vor die Bildsäule Ludwigs XIV. hin, als wollte er dem Könige das Verbrechen vorhalten, das einer seiner Enkel begangen, und redet die umstehende Menge mit hinreißender Leidenschaft, mit jener wilden Beredtsamkeit an, die besonders das gemeine Volk entflammt; dann nimmt er die Leiche wieder auf, stürzt auf den Posten vor der Börse zu, und wirft der Schildwache mit den Worten an den Kopf:

„Da seht, wie eure Cameraden mit unsern Weibern umgehen, werdet ihr es eben so machen?“ — „Nein!“ antwortet einer der Soldaten, indem er ihm die Hand drückte. „Aber kommt mit den Waffen in der Hand, dann wollen wir uns wehren.“ Die Soldaten waren sehr niedergeschlagen, und die Augen des commandirenden Officiers waren naß.

Ein anderer Leichnam wurde ebenfalls auf den Platz der Börse getragen. Die Wuth des Volkes kannte bei diesem Anblicke keine Gränzen mehr. Sie stürzten sich auf die Gensd'armerie-Posten, schlugen todt, was sich widersetzte, und verbrannten das Wachhaus, welches noch am andern Tage rauchte.

Noch ernsthaftere Folgen hatte ein anderer Fall dieser Art. Hippolyt Daniel, ein talentvoller Student der Medicin, bekannt durch mehrere patriotische Gedichte, zeichnete sich schon am Morgen des 27sten durch die feurigen Reden aus, in denen er seine Cameraden zum Kampfe für die Freiheit aufforderte. Gegen Mittag wohnte er einer Versammlung von Studenten der Medicin und der Rechte bei, welche bei dem Banquier Casimir Perrier Statt fand. Als er von derselben zurückkam, fand er auf dem Platze vor dem Louvre, über den ihn sein Weg führte, einen Haufen Arbeiter, die einen mit einem schwarzen Flor bedeckten Leichnam auf ihren Schultern durch die Straßen trugen. „Rache! Rache!“ rief er diesen Leuten zu, und alsbald ward er von dem ganzen Haufen umgeben. Sie zogen von da auf den Grève-Platz, wo das Rathhaus steht. Hier redete Daniel das Volk an. Aber sie wurden von einer Abtheilung berittener Gensd'armen

kamen fanden sie Alles unberührt. So uneigennützig war der Haufe der Kämpfenden, ob gleich sich viele Arme, die nur von ihrem Taglohn lebten, unter ihnen befanden. Ueber die Eigenheiten des Kampfes wollen wir einen Augenzeugen, Julius Caron, Capitän der Nationalgarde, sprechen lassen, der den ganzen Vorgang so erzählt:

„Am 28sten früh Morgens begab ich mich mit vielen Andern auf den Platz des Odeon. Schnell entwaffneten wir den Posten der Veteranen bei der Pairskammer und den der Gensd'armen in der Straße Turmon. Die gewonnenen Waffen wurden unter diejenigen vertheilt, welche deren noch entbehrten. Aber es fehlte uns an dem nöthigen Schießbedarfe. Zwar hatten Bürger in der Nähe dieses Platzes die ganze Nacht Kugeln gegossen, und dadurch unser Bedürfniß an diesem Artikel zur Noth gedeckt; allein das Wesentlichste, das Pulver, mangelte. Schon hatte sich unsere Zahl auf mehrere Tausende verstärkt, und noch immer standen wir da in peinlicher Erwartung. Endlich kam ein Wagen aus der Pulvermühle Deur-Moulins heran, welche Abends zuvor genommen worden war. Bei diesem Anblicke stürzte Alles über den Wagen her; jeder wollte sein Bedürfniß zuerst decken, es war eine Explosion zu befürchten. Ich ließ ein Fäßchen in ein benachbartes Haus führen, wo man Kugeln goß. Die zahlreichen Bewohner desselben legten sogleich Hand an, und machten Patronen; diese wurden sodann der Reihe nach unter die Menge vertheilt. Indessen waren uns auch zwei Kanonen zugekommen, und die Stimmung wurde um so fröhlicher, je näher der Zeitpunkt des Kampfes heranrückte. Man bildete nun aus unsern Haufen Compagnien, welche das bunteste Gemisch darboten. Taglöhner, Soldaten, die zu uns übergegangen waren, selbst einige Leute in Lumpen, standen neben ...sgekleideten Personen. Aber nur Ein Gefühl ... Alle. Einem alten Zöglinge der polytechnischen

Schule wurde das General-Commando übertragen; den Befehl über die einzelnen Compagnien erhielten zum größten Theile Schüler aus dieser schönen Anstalt, und einige Bürger, die sich in den vorhergehenden Tagen ausgezeichnet hatten. Mir selbst wurde die zweite Compagnie zu Theil. Wir setzten uns in Bewegung; überall empfing uns das Volk mit lautem Freudengeschrei, und half die Hindernisse beseitigen, welche die Verrammlungen unserer Artillerie in den Weg legten. Selbst Charpie und Leinwand für die Verwundeten wurde uns aus vielen Häusern dargeboten. In der Straße Sevres (die einen Winkel mit der Babylonsstraße bildet) machten wir Halt, um Parlamentäre an den Commandanten der Caserne abzusenden. Lange blieben diese aus, und schon fürchteten wir, sie möchten zurückgehalten worden seyn, als sie endlich mit der Nachricht ankamen: daß die Schweitzer zum Kampfe bereit seyen. Nun erscholl von allen Seiten der Ruf: „Vorwärts!“ Die verschiedenen Abtheilungen drangen durch die Seitenstraßen vor. Kurz vorher war ein Kloster auf dem Wege, das nach der Meinung des Volks den Jesuiten angehörte, erbrochen worden, und die Nonnen eines andern hatte man gezwungen, ihre Strohsäcke zum Dienste für die Verwundeten auf die Straße herabzuwerfen.“

„Schnell waren die nächsten Häuser an der Caserne genommen, die Dächer erstiegen, und ein lebhaftes Feuer begann auf allen Seiten; aber die Schweitzer waren im Vortheil. Hinter ihren Matrazen verschanzt, schoßen sie aus den Fenstern, und tödteten eine Menge unserer Braven. Nun wurde der Vorschlag gemacht, Feuer an die Caserne zu legen, und auch sogleich ausgeführt. Man begoß das Stroh aus den Strohsäcken mit Terpentin und Pech, und ein junger Mensch von achtzehn Jahren hatte den Muth, mitten unter den Kugeln der Schweitzer diese Masse vor dem Hauptthor anzuzünden. Dieses Mittel wirkte. Die Schweitz

fürchteten, in ihrer Caserne zu verbrennen, und räumten sie in größter Eile, jedoch in guter Ordnung, ohne ihr Feuer einzustellen. Aber viele von ihnen wurden auf dem Rückzuge von den Unsrigen erschossen, und es wäre vielleicht kein einziger davon gekommen, wenn man, meinem Rathe gemäß, einen Hinterhalt in die nächsten Straßen gelegt hätte; u. s. w."

Die Schweitzer zogen sich in die Mitte der Stadt zurück. Wir wollen ihnen mit unserer Beschreibung folgen. Auf der großen Seine-Insel, wo die Hauptkirche von Paris und der Pallast des Erzbischofs steht, dauerte der Kampf seit Morgens neun Uhr. Um diese Zeit hatte sich der Haufe versammelt, welcher, wie wir erzählt, von Hippolyt Daniel bestellt worden war. Unter dem Geschrei: „Nieder mit der weißen Fahne!" stürzte man in die Kirche: die Sturmglocke wurde angezogen, und ertönte mit geringer Unterbrechung den ganzen Tag, zugleich pflanzte man eine von verschiedenfarbigem Tuche in der Eile gemachte Fahne auf den Thurm. Die dreifarbige Fahne war in der Frühe dieses Tages schon auf verschiedenen Puncten gesehen worden, aber hier, von diesem Hauptthurme herab, machte sie den größten Eindruck. Und so unbedeutend an sich ein solches äußeres Zeichen auch scheinen mag, so gab die Aufpflanzung dieser Fahne dem ganzen Aufstand einen gewissen Character, und mag vielleicht mit daran Schuld gewesen seyn, daß die neue Regierung sich so eng an die übrig gebliebenen Elemente des Kaiserreiches angeschlossen hat: denn eine lebhaft aufgefrischte Erinnerung in solchen Tagen hat oft langen Nachhall. Vergebens mühten sich die Gensd'armen ab, das verhaßte Zeichen zu entfernen, sie wurden abgetrieben, und die dreifarbige Fahne weht von jenem Augenblick an auf dem Thurme. Auch der Pallast des Erzbischofs von Paris, welcher an die Kirche Notre Dame gränzt, wurde mit Gewalt genommen. Das Volk war gegen Erzbischof aufgebracht, weil derselbe schon mehr-

mals bei öffentlichen Gelegenheiten den König im Sinne der Despotie angeredet hatte. Man drang ein, aber zuerst in guter Ordnung. Neugierig zog das Volk durch die prächtigen, schön möblirten Säle, bewunderte die reich gebundenen Bücher in der Bibliothek, und als es in einem Zimmer ein großes elfenbeinernes Crucifix vorfand, wurde dem lieben Gott zu Ehren das Gewehr präsentirt. Aber zum Unglücke fand ein Haufe, der den untern Stock des Pallastes durchsuchte, einige Fäßchen mit Pulver und vielen Waffen. Nun wurde das Volk wüthend. Die Einrichtung des Hauses sollte für das Verbrechen des Besitzers büßen. In einem Augenblicke waren sämmtliche Mobilien in Stücke zerschlagen, die Bücher wurden zerrissen, die Kostbarkeiten, welche man fand, zum Fenster hinaus in die Seine geworfen, wo sie der neue Präfect nach mehreren Tagen wieder aufsuchen ließ. Im Ganzen soll nur Weniges gestohlen worden seyn. Gut ist es, daß man den Herrn Erzbischof nicht selbst fand, er würde eine üble Behandlung erfahren haben; aber zum Glücke war er schon in aller Frühe nach Saint-Cloud entflohen.

Von der großen Seine-Insel führt eine kleine Brücke hinüber nach dem Grève-Platz, wo an diesem Tage der Kampf am lebhaftesten war. Durch diesen engen Paß mußten die Bewohner des linken Seine-Ufers, wenn sie ihren Brüdern auf dem rechten zu Hülfe kommen wollten. Aber derselbe war höchst gefährlich, da er von einigen Kanonen der Garde bestrichen und obendrein von einem Regiment Soldaten vertheidigt wurde. Das Volk zauderte und war eine Weile unschlüssig. Da sprengt ein junger Mensch aus der Masse vor, mit den Worten: „Mir nach! die Kugeln tödten, aber sie thun nicht wehe; wenn ich falle, so denkt an mich, und gebt dieser Brücke meinen Namen. Ich heiße d'Arcole!" — Die dreifarbige Fahne in der Hand, stürzte er auf die Brücke, und ward fast im nämlichen Augenblicke niedergeschossen;

aber das Beispiel wirkte. Entflammt von so vielem Heldenmuthe drängten die Bürger in Masse nach, und die Brücke wurde beinahe in dem nämlichen Moment genommen, wo man auf dem Stadthause, welches derselben gegenüber liegt, die dreifarbige Fahne aufpflanzte.

Hier, auf dem Grève-Platze, sind die meisten Opfer gefallen. Die königlichen Truppen standen daselbst in großer Anzahl, von sechs Kanonen unterstützt. Morgens früh wurden sie, von allen Seitenstraßen her, die auf den Platz auslaufen, von dem Volke und den Nationalgarden angegriffen. Der Kampf wurde äußerst hartnäckig, und es blieben deßhalb so viele Leute, weil die mit Kartätschen geladenen Kanonen auf dem großen Platze frei spielen konnten. Mehr als sechsmal wurde das Stadthaus genommen, und wieder verloren; seine Mauern waren durch die vielen Kugeln durchlöchert. Erst gegen Abend gelang es dem Volke, sich desselben bleibend zu bemächtigen. Auch in den kleinen Straßen, in der Nähe des Stadthauses, wurde gestritten. Ein merkwürdiger Zug, der nur in Bürgerkriegen vorkommt, und ein furchtbares Bild der Unnatur eines solchen Zustandes darbietet, ereignete sich in der Münzstraße. Eine Schaar von Linientruppen hatte auf einen Volkshaufen angeschlagen. Plötzlich wird ein Soldat von tödtlicher Angst ergriffen, und fällt halb ohnmächtig zusammen; er hatte seinen Bruder auf der entgegengesetzten Seite erkannt. Sobald er wieder zu sich kam, stürzt er aus den Reihen heraus, eilt auf seinen Bruder zu, und umarmt ihn unter Verwünschungen gegen eine Gewalt, welche Bruderblut zu vergießen gebietet.

Doch das Schicksal des 28. Juli, und mit ihm das Loos des königlichen Hauses, wurde auf einem andern Platze entschieden. Der Herzog von Ragusa war bis Mittag auf eine fast unbegreifliche Weise unthätig geblieben. Gewissensbisse marterten ihn; bald schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß der Sieg auch ohne seine persönliche Theilnahme errungen werden

könne, bald, wenn schlimmere Berichte einliefen, kam er auf den Gedanken, seine Gewalt lieber in die Hände eines glücklicheren Satelliten niederzulegen. Aber wohin dann, verabscheut von dem Volke, dessen Blut bereits gegen ihn zeugte, und verlassen von dem Könige, dessen Sache er verrieth? Seit geraumer Zeit wartete der General Walsh, welcher unter ihm commandirte, auf neue Befehle; die Officiere murrten, und schon schwebte auf mehr als Einer Lippe das Wort: „Verräther!“ Er mußte sich einmal entschließen, und gab endlich den Befehl von dem Carrousel-Platze aus, wo er mit dem Generalstab und den Reserven stand, in Masse an dem Palais-Royal vorüber durch die Straße Croix des petits Champs auf den Platz des Victoires zu marschiren. Hier war die Nationalgarde des dritten Stadt-Bezirks, die Bewohner der Vorstädte Montmartre, Poissonnière, Saint Denis, aufgestellt; sie beherrschte die Hinterseite des Palais-Royal, die Bank und die ganze Umgegend. Mit einem Linienregimente, das sich früher auf dem Platze befand, waren sie in Unterhandlung getreten, dasselbe hatte bereits das Feuer eingestellt, und stand auf dem Punkte, überzugehen. Da traf der Marschall an der Spitze der Lanciers, und begleitet von einem Regimente der Schweizer und dem ersten der Garde ein. Nun begann das Feuer auf allen Seiten. Die Bürger zogen sich in guter Ordnung zurück. Aus der Straße Montmartre vertrieben, verschanzten sie sich in den engen Seitenstraßen, in den Häusern und auf den Dächern. Die Schweizer erhielten den schwierigen Auftrag, sie aus dieser Stellung zu vertreiben; allein sie erlitten einen ungeheuern Verlust durch den Kugelregen aus den Fenstern und durch die Steine, welche von den Dächern auf sie herabflogen. Sie mußten endlich zurückweichen und sogar eine Kanone im Stiche lassen. Alsbald stürzt ein Zögling der polytechnischen Schule, welcher an der Spitze eines Volkshaufens stand, auf dieselbe zu, umschlingt sie mit

seinen Armen und ruft: „die Kanone ist mein!“ Seine Stellung war sehr gefährlich, da er von mehreren Seiten dem Feuer ausgesetzt war. Das Volk schrie: „Sie sind verloren; kommen Sie zu uns zurück!“ Der junge Held hört nicht auf diesen Zuruf; glücklicherweise blieb er unversehrt, weil er, über der Kanone ausgestreckt, den Kugeln eine kleine Fläche darbot. Endlich macht das Volk eine letzte Anstrengung, und rückt unter lebhaftem Feuer vor; die Garde muß den Platz räumen, und der brave Jüngling wird mit seiner eroberten Kanone gerettet. Dieß geschah im untern Theile der Straße Montmartre. Marmont hatte sich indessen an die Spitze einer Colonne gestellt, welche die Straßen du Mail und Cléry nehmen sollte. Glücklich drang er bis an die Straße Jocquelet, in der Nähe der Börse vor. Aber hier wandte sich der Sieg. Eine große Barricade war daselbst aufgeführt; von dieser aus, so wie von allen angränzenden Häusern, flogen solche Massen von Kugeln und Steinen, daß er umwenden mußte. Mit seinem Generalstab nahm er die Flucht; wüthendes Hohngeschrei und Gezisch und der tausendfache Ruf: „Es lebe die Charte!“ begleiteten ihn. Was noch von seinen Truppen auf den Beinen war, stürzte ihm nach, und in diesem Zustande kam er nach einer Stunde wieder in die Tuilerien zurück, wo eben die Minister versammelt waren.

Nun wandte sich der Sieg überall entschieden auf die Seite des Volkes. Zwar wurde auf andern Punkten fortwährend und heftig gefochten; namentlich dauerte in der Straße Saint Honoré der Kampf bis tief in die Nacht, und es gelang den Parisern trotz der größten Anstrengung nicht, die königlichen Truppen von diesem Platze zu vertreiben; in der Nacht vom 29sten gaben sie jedoch ihre Stellung selbst auf, weil sie befürchten mußten, abgeschnitten zu werden.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo der Marschall seine Niederlage erlitt, erfolgte auch der förmliche Uebertritt [illegible] Linie, und zwar in den Straßen Roule und des

Provvaires. Hier ſtand eine Abtheilung des 15ten Linien-Regiments. Schon früher machten einzelne Bürger Verſuche, um ſie zu gewinnen. Die Unentſchiedenheit der Soldaten, der ſichtliche Zwang, mit welchem ſie fochten, die vielen Kugeln, welche ſtatt auf die Bürger in die Luft flogen, ließen Hoffnung, daß dieſer Verſuch gelingen werde. Gegen vier Uhr Abends wagte ſich ein Advocat am königlichen Gerichtshofe von Paris, Namens Sauniere, an den Hauptmann Marchal, den er früher kannte, heran, und begann Unterhandlungen; jedoch im Anfang ohne Erfolg. Doch der muthige Rechtsgelehrte ließ ſich nicht abſchrecken. Er wiederholte ſeinen Verſuch, und zuletzt gelang es ihm; die Soldaten und Officiere gaben ihr Ehrenwort, nicht mehr zu ſchießen. Sogleich miſchten ſich die Bürger unter die Truppen, um den neuen Bund zu befeſtigen. Als dieß der Oberſt des 15ten Regiments, welcher auf einem andern Platz ſtand, erfuhr, eilte er herbei, um Einhalt zu thun. Er gebot, das Feuer wieder zu beginnen, aber kein Einziger gehorchte. „Ihr habt dem Könige Treue geſchworen!“ ruft er ſeinen Soldaten zu. „Ja,“ antwortete man ihm: „aber auch der Nation. Dieſe iſt da, um uns aufzufordern, daß wir unſer Wort halten, den König hingegen ſieht man nirgends.“ Der Oberſt entfernte ſich. Ein Theil ſeiner Soldaten gieng nun förmlich zu den Bürgern über, und focht den andern Tag in ihren Reihen. Der größere Theil zog ſich jedoch, um ihren Eid gegen den König wenigſtens zur Hälfte zu bewahren, in ihre Caſernen zurück, nur wenige kämpften am 29ſten noch für ſeine Sache. Dieſer Uebergang eines Theils vom 15ten Regimente war übrigens die Folge der Stimmung, welche ſich unter der ganzen Linie verbreitet hatte. Im Verlaufe des 28ſten wurde ein kleiner Haufe Bürger von der Garde verfolgt, und wandte ſich, der Gefahr zu entgehen, eilends in eine Seitenſtraße. Aber hier ſteht ein Poſten vom 53ſten Regiment, und neue Gefahr droht ihnen;

ches so viel zum Siege der Volkssache beitrug. Die polytechnische Schule ist ein Werk des Kaiserreichs. Napoleon nannte sie seine Henne mit goldenen Eiern. Sie hat ihm eine Reihe der trefflichsten Officiere geliefert. Im Jahre 1814 fochten die Zöglinge dieser Anstalt mit ausgezeichnetem Muthe auf dem Montmartre gegen die Verbündeten. Mit der Restauration änderte sich ihre Lage. Der Glanz der Napoleon'schen Herrschaft, der auf die Pflanzschule der Armee mit doppelter Macht einwirken mußte, hatte sie zu warmen Anhängern des Kaisers gemacht. Seit der Restauration aber änderte sich diese Stimmung. Wie die übrige französische Jugend wandten sich auch die polytechnischen Schüler auf die Seite der Liberalen, und bei mehreren Gelegenheiten hatten sie einen entschiedenen Haß gegen die königliche Familie an den Tag gelegt. Man reformirte das Institut, man that Alles, um die jungen Leute zur royalistischen Frömmigkeit heranzuziehen. Am liebsten hätte man die Schule ganz aufgehoben, wenn man nur keine tüchtigen Officiere für die Artillerie, keine Ingenieurs für die Bauten, Canäle und Straßen nöthig gehabt hätte.

Am 27sten Abends, wo sich schon einigemal Haufen Volkes an die Zöglingen gewendet hatten, blieben sie, von ihren Instructoren im Zaume gehalten, ruhig. Als aber am 28sten ganz Paris wie das empörte Meer wogte, konnten sie nicht mehr zurückgehalten werden. In kurzer Zeit waren zweihundert derselben in der ganzen Stadt zerstreut, überall an der Spitze der kämpfenden Volkshaufen, welche sie durch ihren Rath und ihre Kenntnisse unterstützten, und durch ihr Beispiel zur Hingebung anfeuerten.

Die Sache des Volkes besaß auch keine feurigeren Anhänger als diese jungen, talentvollen Leute, die Blüthe der französischen Jugend, welche sich eben in dem Alter befanden, wo das Herz freien Lauf hat, und durch keine ängstlichen Berechnungen gehemmt wird. Da-

durch erwarben sie sich aber auch bei dem Volke eine unbegränzte Liebe und Verehrung; wo sich ein polytechnischer Schüler in seiner Uniform zeigte, gehorchte das Volk willig seinen Befehlen, als wäre er durch höhere Autorität zu dessen Gebieter bestellt. Sie haben sich übrigens nicht bloß durch ihren Muth, sondern auch durch ihre Menschlichkeit ausgezeichnet, und nicht wenig zu dem Geiste der Milde beigetragen, der diese kurze Revolution charakterisirt.

Neben ihnen thaten auch die Studierenden der Rechte und der Medicin treffliche Dienste; Letztere halfen besonders bei der Besorgung der Verwundeten in den beweglichen Spitälern, die man in der ganzen Stadt in der Eile errichtet hatte.

Mit solchen Führern an der Spitze, zogen die Vorstädter heran gegen die Seine. Truppen hatten die Quais besetzt; sie wurden angegriffen und mußten sich auf die andere Seite der Seine ziehen. Ein Haufe wandte sich nun nach der Caserne der Schweizergarde in der Straße Babylon, welche gegen die Militärschule ausläuft. Man sammelte sich auf dem Odeonsplatze und rückte in guter Ordnung vor. Die Schweizer hatten sich in der Verzweiflung zu wüthender Gegenwehr gerichtet, denn sie waren überzeugt, daß sie, als die besoldeten Schergen der Despotie, keine Gnade bei dem erbitterten Volke finden würden. Zum Zeichen ihres Entschlusses war eine schwarze Fahne neben der weißen aufgepflanzt; die Soldaten lauerten hinter den Fenstern und Dachläden, gedeckt durch ihre Matrazen, die sie vor die Oeffnungen ausgehängt hatten. Schnell umzingelte das Volk die Casernen auf allen Punkten. Auf der hintern Seite mußte man sich eines H...s bemächtigen, dessen Garten nur durch eine niedrige Mauer von der Caserne getrennt ist. Die Bewohner desselben flohen in der größten Bestürzung, ohne daß sie sich Zeit nahmen, ein kostbares Silbergeräth, das im Zimmer lag, einzuschließen. Als sie zurück-

kamen fanden sie Alles unberührt. So uneigennützig war der Haufe der Kämpfenden, ob gleich sich viele Arme, die nur von ihrem Taglohn lebten, unter ihnen befanden. Ueber die Eigenheiten des Kampfes wollen wir einen Augenzeugen, Julius Caron, Capitän der Nationalgarde, sprechen lassen, der den ganzen Vorgang so erzählt:

„Am 28sten früh Morgens begab ich mich mit vielen Andern auf den Platz des Odeon. Schnell entwaffneten wir den Posten der Veteranen bei der Pairskammer und den der Gensd'armen in der Straße Turmon. Die gewonnenen Waffen wurden unter diejenigen vertheilt, welche deren noch entbehrten. Aber es fehlte uns an dem nöthigen Schießbedarfe. Zwar hatten Bürger in der Nähe dieses Platzes die ganze Nacht Kugeln gegossen, und dadurch unser Bedürfniß an diesem Artikel zur Noth gedeckt; allein das Wesentlichste, das Pulver, mangelte. Schon hatte sich unsere Zahl auf mehrere Tausende verstärkt, und noch immer standen wir da in peinlicher Erwartung. Endlich kam ein Wagen aus der Pulvermühle Deur-Moulins heran, welche Abends zuvor genommen worden war. Bei diesem Anblicke stürzte Alles über den Wagen her; jeder wollte sein Bedürfniß zuerst decken, es war eine Explosion zu befürchten. Ich ließ ein Fäßchen in ein benachbartes Haus führen, wo man Kugeln goß. Die zahlreichen Bewohner desselben legten sogleich Hand an, und machten Patronen; diese wurden sodann der Reihe nach unter die Menge vertheilt. Indessen waren uns auch zwei Kanonen zugekommen, und die Stimmung wurde um so fröhlicher, je näher der Zeitpunkt des Kampfes heranrückte. Man bildete nun aus unsern Haufen Compagnien, welche das bunteste Gemisch darboten. Taglöhner, Soldaten, die zu uns übergegangen waren, selbst einige Leute in Lumpen, standen neben den bestgekleideten Personen. Aber nur Ein Gefühl beseelte Alle. Einem alten Zöglinge der polytechnischen

gültigkeit an, als wenn die ganze Sache bloß eine Intrigue wäre, angelegt ihn zu schrecken und zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Er sagte: „Es ist nichts, beinahe nichts;“ und der Maler ward entlassen. Aber die Angst der Herzogin war damit nicht gehoben. Sie flehte den König mit Thränen in den Augen, die Zukunft ihres Kindes, des Herzogs von Bordeaux, nicht auf's Spiel zu setzen. Als aber alle ihre Bitten keinen Eindruck hervorbrachten, warf sie sich vor dem Könige auf die Kniee nieder, und beschwur ihn wiederholt, nachzugeben, so lange es noch Zeit sey. Dieß machte den König verdrießlich, er bedeutete ihr halb zornig, sich auf ihr Zimmer zu begeben. Später kam der Dauphin auf Befehl Sr. Majestät zu ihr, um sie zu trösten. Allein es gelang ihm eben so wenig. Dagegen war er selbst völlig beruhigt; er sah den Aufstand der Hauptstadt als eine kleine Meuterei an, die bald aufhören müsse. Man kann mit Recht von ihm sagen, daß er mit offenen Augen in's Verderben rannte.

Man wußte, daß der Marschall um zwei Uhr in eigener Person den Angriff leiten wollte. Um drei Uhr verbreitete sich im Pallaste das Gerücht, daß Marmont einen vollständigen Sieg erfochten, daß der Aufruhr mit dem Blute der Pariser gestillt sey. Nun war die Freude unter dem Hofgesinde, besonders unter den Priestern, gränzenlos. Um diese Zeit war es auch, wo von einem hohen Geistlichen das Billet an den Fürsten Polignac geschrieben wurde, welches man am andern Tage in dem Pallaste der Tuilerien fand. Es lautete so: „Mein lieber Freund! Kommen Sie morgen zu mir, wir wollen den 60sten Psalm mit einander beten.“ Es ist dieß einer der glühendsten Rachepsalmen, worin David dem Herrn für die Ausrottung seiner Feinde dankt.

Aber dieser Rausch dauerte nur kurze Zeit. Gegen Abend erfuhr man die nackte Wahrheit; man wußte, daß jener vermeintliche Sieg eine Niederlage, daß die königliche Armee, statt das Volk zu erdrücken, auf die

fürchteten, in ihrer Caserne zu verbrennen, und räumten sie in größter Eile, jedoch in guter Ordnung, ohne ihr Feuer einzustellen. Aber viele von ihnen wurden auf dem Rückzuge von den Unsrigen erschossen, und es wäre vielleicht kein einziger davon gekommen, wenn man, meinem Rathe gemäß, einen Hinterhalt in die nächsten Straßen gelegt hätte; u. s. w."

Die Schweitzer zogen sich in die Mitte der Stadt zurück. Wir wollen ihnen mit unserer Beschreibung folgen. Auf der großen Seine-Insel, wo die Hauptkirche von Paris und der Pallast des Erzbischofs steht, dauerte der Kampf seit Morgens neun Uhr. Um diese Zeit hatte sich der Haufe versammelt, welcher, wie wir erzählt, von Hippolyt Daniel bestellt worden war. Unter dem Geschrei: „Nieder mit der weißen Fahne!" stürzte man in die Kirche: die Sturmglocke wurde angezogen, und ertönte mit geringer Unterbrechung den ganzen Tag, zugleich pflanzte man eine von verschiedenfarbigem Tuche in der Eile gemachte Fahne auf den Thurm. Die dreifarbige Fahne war in der Frühe dieses Tages schon auf verschiedenen Puncten gesehen worden, aber hier, von diesem Hauptthurme herab, machte sie den größten Eindruck. Und so unbedeutend an sich ein solches äußeres Zeichen auch scheinen mag, so gab die Aufpflanzung dieser Fahne dem ganzen Aufstand einen gewissen Character, und mag vielleicht mit daran Schuld gewesen seyn, daß die neue Regierung sich so eng an die übrig gebliebenen Elemente des Kaiserreiches angeschlossen hat: denn eine lebhaft aufgefrischte Erinnerung in solchen Tagen hat oft langen Nachhall. Vergebens mühten sich die Gensd'armen ab, das verhaßte Zeichen zu entfernen, sie wurden abgetrieben, und die dreifarbige Fahne weht von jenem Augenblick an auf dem Thurme. Auch der Pallast des Erzbischofs von Paris, welcher an die Kirche Notre Dame gränzt, wurde mit Gewalt genommen. Das Volk war gegen den Erzbischof aufgebracht, weil derselbe schon mehr-

Dieser Tagsbefehl war spät in der Nacht ausgefertigt worden; am Morgen des 29sten erfolgte auch die Austheilung des verheißenen Geldes. Jeder Soldat, der treu gebliebenen Linie erhielt zwanzig, die Gardisten acht und zwanzig Franken.

Aber Alles dieß half nichts mehr, es war zu spät. Das 53ste Regiment gab Mittwoch Abends so deutliche Zeichen seiner Abneigung gegen die königliche Sache, daß der Oberst in einem Anfalle von Wuth ihm die Fahne entzog. Die Soldaten erklärten laut, daß sie nicht mehr auf das Volk schießen würden. Man führte sie noch spät in der Nacht auf den Platz Vendome. Die Haltung der gemeinen Soldaten war trotzig, selbst die Officiere konnten ihren Unwillen nicht verbergen. Es geschah von diesem Regimente am Donnerstag kein Schuß mehr; gegen Abend, bei der allgemeinen Flucht der Königlichen, führte man sie in der größten Unordnung zur Stadt hinaus; und mehr als einmal wurde der Befehl gegeben, die Officiere zu erschießen, aber zum Glücke nicht vollstreckt. Allein selbst unter der Garde griff der Geist der Unzufriedenheit um sich. Das erste Beispiel gab der Graf Raoul de la Tour du Pin, den die Franzosen deßhalb mit d'Orthez, dem berühmten Gouverneur der Bretagne, verglichen, welcher zur Zeit der Bartholomäusnacht sich geweigert hatte, die Blutbefehle gegen die Protestanten zu vollstrecken. Der Graf schrieb folgenden Brief an den Fürsten Polignac:

„Excellenz!"

„Nach einem Tage voll Mordthaten, die gegen alle menschlichen und göttlichen Gesetze unternommen wurden, und an denen ich nur aus menschlicher Rücksicht Theil genommen habe, verbietet mir mein Gewissen, länger zu dienen. Ich habe in meinem Leben so zahlreiche Beweise treuer Anhänglichkeit an den König gegeben, daß ich mir ohne Furcht vor Verläumdung wohl

aber das Beispiel wirkte. Entflammt von so vielem Heldenmuthe drängten die Bürger in Masse nach, und die Brücke wurde beinahe in dem nämlichen Moment genommen, wo man auf dem Stadthause, welches derselben gegenüber liegt, die dreifarbige Fahne aufpflanzte.

Hier, auf dem Grève-Platze, sind die meisten Opfer gefallen. Die königlichen Truppen standen daselbst in großer Anzahl, von sechs Kanonen unterstützt. Morgens früh wurden sie, von allen Seitenstraßen her, die auf den Platz auslaufen, von dem Volke und den Nationalgarden angegriffen. Der Kampf wurde äußerst hartnäckig, und es blieben deßhalb so viele Leute, weil die mit Kartätschen geladenen Kanonen auf dem großen Platze frei spielen konnten. Mehr als sechsmal wurde das Stadthaus genommen, und wieder verloren; seine Mauern waren durch die vielen Kugeln durchlöchert. Erst gegen Abend gelang es dem Volke, sich desselben bleibend zu bemächtigen. Auch in den kleinen Straßen, in der Nähe des Stadthauses, wurde gestritten. Ein merkwürdiger Zug, der nur in Bürgerkriegen vorkommt, und ein furchtbares Bild der Unnatur eines solchen Zustandes darbietet, ereignete sich in der Münzstraße. Eine Schaar von Linientruppen hatte auf einen Volkshaufen angeschlagen. Plötzlich wird ein Soldat von tödtlicher Angst ergriffen, und fällt halb ohnmächtig zusammen; er hatte seinen Bruder auf der entgegengesetzten Seite erkannt. Sobald er wieder zu sich kam, stürzt er aus den Reihen heraus, eilt auf seinen Bruder zu, und umarmt ihn unter Verwünschungen gegen eine Gewalt, welche Bruderblut zu vergießen gebietet.

Doch das Schicksal des 28. Juli, und mit ihm das Loos des königlichen Hauses, wurde auf einem andern Platze entschieden. Der Herzog von Ragusa war bis Mittag auf eine fast unbegreifliche Weise unthätig geblieben. Gewissensbisse marterten ihn; bald schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß der Sieg auch ohne seine persönliche Theilnahme errungen werden

könne, bald, wenn schlimmere Berichte einliefen, kam er auf den Gedanken, seine Gewalt lieber in die Hände eines glücklicheren Satelliten niederzulegen. Aber wohin dann, verabscheut von dem Volke, dessen Blut bereits gegen ihn zeugte, und verlassen von dem Könige, dessen Sache er verrieth? Seit geraumer Zeit wartete der General Walsh, welcher unter ihm commandirte, auf neue Befehle; die Officiere murrten, und schon schwebte auf mehr als Einer Lippe das Wort: „Verräther!“ Er mußte sich einmal entschließen, und gab endlich den Befehl von dem Carrousel-Platze aus, wo er mit dem Generalstab und den Reserven stand, in Masse an dem Palais-Royal vorüber durch die Straße Croix des petits Champs auf den Platz des Victoires zu marschiren. Hier war die Nationalgarde des dritten Stadt-Bezirks, die Bewohner der Vorstädte Montmartre, Poissonnière, Saint Denis, aufgestellt; sie beherrschte die Hinterseite des Palais-Royal, die Bank und die ganze Umgegend. Mit einem Linienregimente, das sich früher auf dem Platze befand, waren sie in Unterhandlung getreten, dasselbe hatte bereits das Feuer eingestellt, und stand auf dem Punkte, überzugehen. Da traf der Marschall an der Spitze der Lanciers, und begleitet von einem Regimente der Schweizer und dem ersten der Garde ein. Nun begann das Feuer auf allen Seiten. Die Bürger zogen sich in guter Ordnung zurück. Aus der Straße Montmartre vertrieben, verschanzten sie sich in den engen Seitenstraßen, in den Häusern und auf den Dächern. Die Schweizer erhielten den schwierigen Auftrag, sie aus dieser Stellung zu vertreiben; allein sie erlitten einen ungeheuern Verlust durch den Kugelregen aus den Fenstern und durch die Steine, welche von den Dächern auf sie herabflogen. Sie mußten endlich zurückweichen und sogar eine Kanone im Stiche lassen. Alsbald stürzt ein Zögling der polytechnischen Schule, welcher an der Spitze eines Volkshaufens stand, auf dieselbe zu, umschlingt sie mit

seinen Armen und ruft: „die Kanone ist mein!“ Seine Stellung war sehr gefährlich, da er von mehreren Seiten dem Feuer ausgesetzt war. Das Volk schrie: „Sie sind verloren; kommen Sie zu uns zurück!“ Der junge Held hört nicht auf diesen Zuruf; glücklicherweise blieb er unversehrt, weil er, über der Kanone ausgestreckt, den Kugeln eine kleine Fläche darbot. Endlich macht das Volk eine letzte Anstrengung, und rückt unter lebhaftem Feuer vor; die Garde muß den Platz räumen, und der brave Jüngling wird mit seiner eroberten Kanone gerettet. Dieß geschah im untern Theile der Straße Montmartre. Marmont hatte sich indessen an die Spitze einer Colonne gestellt, welche die Straßen du Mail und Cléry nehmen sollte. Glücklich drang er bis an die Straße Jocquelet, in der Nähe der Börse vor. Aber hier wandte sich der Sieg. Eine große Barricade war daselbst aufgeführt; von dieser aus, so wie von allen angränzenden Häusern, flogen solche Massen von Kugeln und Steinen, daß er umwenden mußte. Mit seinem Generalstab nahm er die Flucht; wüthendes Hohngeschrei und Gezisch und der tausendfache Ruf: „Es lebe die Charte!“ begleiteten ihn. Was noch von seinen Truppen auf den Beinen war, stürzte ihm nach, und in diesem Zustande kam er nach einer Stunde wieder in die Tuilerien zurück, wo eben die Minister versammelt waren.

Nun wandte sich der Sieg überall entschieden auf die Seite des Volkes. Zwar wurde auf andern Punkten fortwährend und heftig gefochten; namentlich dauerte in der Straße Saint Honoré der Kampf bis tief in die Nacht, und es gelang den Parisern trotz der größten Anstrengung nicht, die königlichen Truppen von diesem Platze zu vertreiben; in der Nacht vom 29sten gaben sie jedoch ihre Stellung selbst auf, weil sie befürchten mußten, abgeschnitten zu werden.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo der Marschall seine Niederlage erlitt, erfolgte auch der förmliche Uebertritt der Linie, und zwar in den Straßen Roule und des

Ein besser berechneter Schritt, der sehr wichtige Folgen hatte, geschah an demselben Tage. Es ward nämlich an vielen Häusern eine Proclamation angeschlagen, die eine provisorische Regierung, aus den Generalen Lafayette, Gérard und dem Herzoge von Choiseul bestehend, verkündigte. Hiermit verhielt es sich folgendermaßen. Am 1. August ließ der Herzog von Choiseul nachstehende Erklärung bekannt machen:

„An die Bewohner von Paris."

„Eine Proclamation, unterzeichnet von den Generalen Lafayette, Gérard und dem Herzoge von Choiseul, als Mitgliedern der provisorischen Regierung, wurde am 28sten und den folgenden Tagen an alle Mauern von Paris angeheftet. Der Erfolg war damals ungewiß, denn der Kampf hatte erst angefangen, die Gefahr für die Unterzeichner dieser Proclamation war augenscheinlich, und im Falle die königliche Sache siegte, ihr Verderben gewiß. Ich sah, daß man meinen Namen für nützlich erachtet hatte; meine Einwilligung ist jedoch nicht gefordert worden. Ich war damals nichts, und hatte nichts zu befehlen. Nur die Gefahr war mir gewiß; ich blieb still, denn ich hätte es für Feigheit gehalten, die Wahrheit zu sagen, da es sich nur um meinen Kopf handelte; ich schätzte mich in der Stille glücklich, daß das Vertrauen, welches die Pariser Nationalgarde in mich setzt, für die gute Sache benützt werden konnte. Jetzt, nachdem der Sieg entschieden ist, finde ich mich zu der Erklärung gedrungen, daß ich nie an der provisorischen Regierung Theil nahm, und daß mir deßhalb auch nie ein Antrag gemacht wurde. Ich habe in der Stunde des Kampfes alle Gefahr auf mich genommen; jetzt, in der Stunde des Sieges, muß ich der Wahrheit huldigen.

(Unterz.) Der Herzog von Choiseul,
Pair von Frankreich, früher Oberst der ersten Legion und Exmajor der Pariser Nationalgarde."

Dieses Räthsel wurde durch folgenden Brief des Herrn Caffin d'Orsigny an den edeln Herzog aufgelöst:

„Herr Herzog!"

„Ihre schöne Erklärung an die Einwohner von Paris legt mir die Pflicht auf, Ihnen zu erklären, wie und warum Ihr Name unter den Gliedern der provisorischen Regierung genannt wurde. Dienstag, den 27sten war ich bei Herrn Gérard, Deputirten der Seine und Oise, mit einigen seiner Collegen beisammen, als man uns berichtete, daß um neun Uhr Abends eine Versammlung bei Herrn Audry de Puyraveau stattfinden sollte. Ich wohnte ihr bei; allein es waren nur wenige Personen anwesend. Man sprach von den Ordonnanzen und von dem Blute, das schon geflossen sey, ohne jedoch irgend etwas zu beschließen. Ich wandte mich an den General Lafayette mit der Frage, ob er das General-Commando der Nationalgarden von Paris annehmen würde. Er sagte: Ja, sobald ihn seine Mitbürger darum ersuchen sollten. Nach Hause zurückgekehrt, überlegte ich Alles, was gesprochen worden war, und beschloß, die Sache des Volkes, das, sich selbst überlassen, nicht siegen konnte, zu retten. Es waren Führer nothwendig. Aus den Männern, von denen man glaubte, daß sie die verschiedenen Parteien vereinigen würden, beschloß ich eine provisorische Regierung zusammenzusetzen, und wählte hierzu die Namen Lafayette, Gérard und den Ihrigen. Den 28sten frühe traf ich auf der Mairie die Herren Gebrüder Pages und Herrn Feffart, Capitän der vormaligen Nationalgarde. Ich vertraute ihnen meinen Plan, und sie billigten ihn. In Zeit von vierzig Minuten gelang es uns, bei den Herren Pages gegen hundert und zwanzig Nationalgardisten zu versammeln. Ich sagte ihnen, daß ich gestern einer Versammlung der Deputirten beigewohnt, daß dieselben eine provisorische

Als es Nacht wurde, hatten die Königlichen nur noch das Louvre, die Tuilerien, den Platz des Palais Royal und den kleinen Theil der Straße Saint Honoré inne, welcher auf den letztern stößt. Aber in welchem Zustande war diese kleine Armee! geschwächt durch Tod und Desertion, entmuthigt durch die unglücklichen Vorgänge des 28ten, ermattet durch die glühende Hitze des Sommertags (denn noch Abends stand das Thermometer auf 25 Grad), durch den beständigen Dienst, der schon drei Tage und drei Nächte währte, und außerdem durch den größten Mangel an Lebensmitteln. Es fehlte an Wein, an Fleisch, an Brod, weil das Ministerium für nichts gesorgt hatte, da Niemand einen so kräftigen Widerstand erwartete. Nur Branntwein theilte man aus; dieser wirkte augenblicklich, aber die Erschlaffung wurde nachher desto größer. Am 29sten fieng man folgenden Brief an den Marschall Marmont auf, welcher die Verlegenheit wegen der Subsistenzmittel nur zu klar ausspricht:

Saint Cloud, halb Ein Uhr Nachts.

Herr Marschall!

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihren Brief Sr. Majestät vorzulegen. Der diensthabende Kammerherr hat alle seine Leute in Bewegung gesetzt, um das Brod, welches Sie verlangen, sowohl in Saint Cloud als in Sevres zusammen zu bringen. Ich habe 30,000 Rationen verlangt, aber schwerlich wird die Hälfte davon während der Nacht herbeigeschafft werden können. Auch in Versailles sind 25,000 Rationen bestellt worden; ich befürchte jedoch, dieses Brod möchte Ihnen erst gegen zehn Uhr Morgens zukommen.“

Der übrige Theil des Briefs bezog sich auf militärische Dispositionen. Man ersah daraus, daß die Verbindung zwischen Saint-Cloud und dem Hauptquartiere des Marschalls, oder den Tuilerien, bloß gestellt, und daß man schon für Saint-Cloud besorgt war, wohin man die Zöglinge von Saint-Cyr mit sechs Kanonen beordert

hatte. Ein zweiter Brief, den man auffieng, lautete folgendermaßen: „Man muß vom Ministerium einen Zuschuß von Patronen fordern, der ausreicht, um jeden Mann mit fünfzig Stück zu versehen.“ Diese Briefe beweisen klar, daß das Ministerium überrascht worden war, daß es für nichts gesorgt hatte, was den Sieg sichern konnte.

Wenden wir jetzt unsere Blicke auf den König. In Saint Cloud war man am 28sten mit den besten Hoffnungen aufgestanden. Die Bevölkerung von Paris wurde von den Hofleuten geächtet, die Stadt mußte ihre Privilegien verlieren. Die Liberalen wurden auf's Schaffot gebracht. Versteht sich, Alles bloß mit dem Munde und mit Worten. Die Hofleute glühten von kriegerischem Feuer, und sprachen von nichts, als daß sie zu Pferde steigen wollen, wenn es Noth thun sollte, um an der Spitze des Königes den Thron zu vertheidigen. Der König selbst soll mit dem Dauphin in diesen ritterlichen Ton eingestimmt haben. Nur die Herzogin v. Berry theilte diesen allgemeinen Schwindel nicht ganz. Der Graf Mennars hatte ihr als Mann von Ehre schon am Morgen getreuen Bericht von den Vorgängen am 27sten Abends abgestattet, und deutlich merken lassen, daß, im Falle man sich weigern würde, nachzugeben, unselige Folgen entstehen könnten. Später kam ein junger Maler, der von J. K. Hoheit für den Morgen bestellt war. Sein Weg hatte ihn durch einige Stadtviertel geführt, wo der Kampf schon wüthete; zitternd und in größter Bestürzung kam er an. Die Herzogin fragte ihn theilnehmend nach der Ursache seiner bewegten Stimmung. Der Maler erzählte in der ersten Angst seines Herzes Alles, was er wußte und gesehen hatte. Diese wahre und lebendige Schilderung machte tiefen Eindruck auf die Herzogin. Sie befahl dem jungen Manne, mit ihr vor den König zu kommen, und hier seinen Bericht zu wiederholen. Dieß that er. Aber Carl hörte ihn mit der größten Gleich-

gültigkeit an, als wenn die ganze Sache bloß eine Intrigue wäre, angelegt ihn zu schrecken und zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Er sagte: „Es ist nichts, beinahe nichts;“ und der Maler ward entlassen. Aber die Angst der Herzogin war damit nicht gehoben. Sie flehte den König mit Thränen in den Augen, die Zukunft ihres Kindes, des Herzogs von Bordeaux, nicht auf's Spiel zu setzen. Als aber alle ihre Bitten keinen Eindruck hervorbrachten, warf sie sich vor dem Könige auf die Kniee nieder, und beschwur ihn wiederholt, nachzugeben, so lange es noch Zeit sey. Dieß machte den König verdrießlich, er bedeutete ihr halb zornig, sich auf ihr Zimmer zu begeben. Später kam der Dauphin auf Befehl Sr. Majestät zu ihr, um sie zu trösten. Allein es gelang ihm eben so wenig. Dagegen war er selbst völlig beruhigt; er sah den Aufstand der Hauptstadt als eine kleine Meuterei an, die bald aufhören müsse. Man kann mit Recht von ihm sagen, daß er mit offenen Augen in's Verderben rannte.

Man wußte, daß der Marschall um zwei Uhr in eigener Person den Angriff leiten wollte. Um drei Uhr verbreitete sich im Pallaste das Gerücht, daß Marmont einen vollständigen Sieg erfochten, daß der Aufruhr mit dem Blute der Pariser gestillt sey. Nun war die Freude unter dem Hofgesinde, besonders unter den Priestern, gränzenlos. Um diese Zeit war es auch, wo von einem hohen Geistlichen das Billet an den Fürsten Polignac geschrieben wurde, welches man am andern Tage in dem Pallaste der Tuilerien fand. Es lautete so: „Mein lieber Freund! Kommen Sie morgen zu mir, wir wollen den 60sten Psalm mit einander beten.“ Es ist dieß einer der glühendsten Rachepsalmen, worin David dem Herrn für die Ausrottung seiner Feinde dankt.

Aber dieser Rausch dauerte nur kurze Zeit. Gegen Abend erfuhr man die nackte Wahrheit; man wußte, daß jener vermeintliche Sieg eine Niederlage, daß die königliche Armee, statt das Volk zu erdrücken, auf die

Tuilerien zusammen gedrängt sey. Nun wäre es an der Zeit gewesen, daß die feurigen Ritter vom Morgen, ihrem Versprechen gemäß, zu Pferde stiegen, aber sie begnügten sich, von Aufforderungen zu sprechen, die sie an ihre Freunde, an alle Anhänger des Königes richten wollten. Sie selbst, meinten sie, könnten sich in diesen drängenden Umständen unmöglich von der geheiligten Person Sr. Majestät trennen. Der König erfuhr wenig oder nichts von dem, was vorgieng. Er machte noch diesen Abend seine gewohnte Partie, und behielt seine Ruhe bei, obgleich der Donner der Kanonen vom Winde bis nach Saint Cloud getrieben wurde. Dieser unglückliche Monarch hatte Augen, um nicht zu sehen, Ohren, um nicht zu hören.

Anders war jedoch die Stimmung seiner Minister, welche in dieser verhängnißvollen Nacht in den Tuilerien versammelt waren, und des Marschalls, der den Fall der königlichen Sache voraussah. Wir haben oben erzählt, wie wenig für den Unterhalt der Truppen gesorgt war, man wollte durch Proclamationen helfen. Es wurde am 29sten folgende im Schlosse gefunden:

Generalstab der Garde.

Tagsbefehl.

Der König hat den Marschall, Herzog von Ragusa, beauftragt, den Truppen der Garde und der Linie seine Zufriedenheit mit ihrer guten Aufführung während der zwei letzten Tage zu bezeigen. Se. Majestät erwartete nicht weniger Eifer und Ergebung von seinen braven Truppen, und bewilligt ihnen zum Zeichen seiner Zufriedenheit einen fünf und vierzigtägigen Sold. Die Chefs der sämmtlichen Corps können ihre Berechnung machen, und dem Generalstab der Garde übergeben, wo dieses Geschenk morgen ausbezahlt werden wird.

Für den diensthuenden Major-General und auf seinen Befehl der Adjutant General-Major:

Marquis v. Choiseul.

Paris, den 28. Juli 1830.

um dem [illegible] ein Ziel zu setzen. Da die Sache des Königs doch nicht mehr zu retten war, mit einigen seiner Leute dem Volke entgegen und rief demselben zu: „Bürger, feuert nicht mehr, die Truppen werden gleichfalls ihr Feuer einstellen!“ — „Dieß ist eine Schlinge, welche man uns legen will!“ ertönte es von allen Seiten. „Ich gebe mein Wort,“ sagte der Officier, „ich bin ein Mann von Ehre, und habe acht und zwanzig Jahre gedient; wenn man noch feuert, werde ich zuerst getroffen.“ Dieß wirkte; die Bürger eilten voll Vertrauen den Soldaten entgegen, man umarmte sich, die Soldaten nahmen ihre Bajonette herunter, und zerstreuten sich. Die Bürger ihrerseits eilten zum Angriffe auf das Louvre und die Tuilerien.

Das Louvre ist ein altes, großes Gebäude mit sehr dicken Mauern, und hat in den früheren Bürgerkriegen mehrere Angriffe siegreich bestanden. Es war von den Schweizern besetzt, die alle Fenster bis in den obersten Stock inne hatten. Von den Garden standen zwei Regimenter mit mehreren Feldstücken sowohl im Hofe als in dem angrenzenden Garten. Kurz, die Stellung war so fest, daß der Sieg des Volkes zweifelhaft schien. General Gérard, unterstützt von einer Menge seiner alten Waffengenossen und den Zöglingen der polytechnischen Schule, leitete den Angriff. Dieser erfolgte zu gleicher Zeit von drei Seiten. Eine Colonne drang über die Seine auf der Brücke des Arts herüber; eine andere griff von dem Quai de l'Ecole an; der Hauptangriff geschah auf der Vorderseite. Doch wir wollen einen Augenzeugen sprechen lassen, der die Sache auf folgende Weise erzählt: „Schon um vier Uhr Morgens begann ein kleiner Haufen von Pariser Schützen das Feuer. Aber ihre Anzahl war zu gering, als daß sie etwas ausrichten konnten. In einem nahe gelegenen Hause wurden die Kugeln für sie gegossen und gleich verschossen. Die Schweizer waren übrigens niede schlagen, jedoch entschlossen zu einem hartnä

erlauben darf, zwischen seinem königlichen Willen und zwischen Grausamkeiten, die man in seinem Namen verübt, einen Unterschied zu machen. Ich bitte daher, daß Sie Sr. Majestät meine Entlassung als Capitain der Garde vorlegen mögen ꝛc. ꝛc.“

Mehrere andere Officiere ahmten diesem Beispiele nach, darunter Turgot, ein Abkömmling des edeln Ministers, von dem Ludwig XVI. sagte: „Nur zwei Männer lieben das Volk, Turgot und ich.“ Eben so Jumat, Officier der Gardejäger, und Rousselet.

Die Minister brachten die ganze Nacht in den Tuilerien zu, und zwar dießmal nicht bloß, um Rath zu halten, sondern auch ihrer Sicherheit wegen, da sie ohne Gefahr nicht wohl länger in ihren Häusern bleiben konnten. Es wird behauptet, Montbel habe in dieser Nacht seinen Collegen den Vorschlag gemacht, ihre Entlassung dem Könige einzureichen und ihm zugleich zu rathen, daß er die unglücklichen Ordonnanzen zurücknehmen solle. Polignac widersetzte sich, er sprach von den ungeheuern Hülfsmitteln, welche der Regierung zu Gebote stünden, und daß er als provisorischer Kriegsminister bereits die nöthigen Befehle zu ungesäumtem Anmarsche frischer Truppen erlassen habe, welche die meuterische Stadt züchtigen und die aufrührerischen Bürger schon zu Paaren treiben würden. Montbel entgegnete: „Wollen Sie den Bürgerkrieg fortsetzen, nun wohl; ich meines Theils werde meine Zustimmung nie dazu geben!“ Nach mehreren Gegenreden, wobei Polignac seinen Collegen abermals Mangel an Ergebenheit vorwarf, ließ man endlich den Marschall rufen. Marmont erklärte, es sey unmöglich, mit der geringen Macht, welche dem Könige zu Gebote stehe, Paris militärisch zu besetzen; und daß man sich höchstens noch so lange halten könne, bis Verstärkung ankomme. Nun sprach Polignac sogar davon, die siegreiche Armee von Algier herbei zu rufen, bis ihm

Ragusa bemerklich machte, daß es sich von einer Frist von acht Tagen handle, daß in dieser Zeit die Krone nothwendig gewonnen oder verloren seyn müßte. So einfältig war der Präsident des Ministerraths von Frankreich! — Wenden wir uns zur siegreichen Partei. Die Häupter der Liberalen hatten am 28sten Abends der Regierung noch einmal die Hand zur Versöhnung geboten. Lafitte begab sich nämlich an der Spitze mehrerer Deputirten gegen drei Uhr Mittags, kurz, nachdem der Marschall von dem Siegesplatze zurückgeschlagen worden war, unter großer Gefahr, da die Kugeln überall umher flogen, in die Tuilerien zu dem Herzog von Ragusa. Lafitte nahm das Wort im Namen seiner Collegen, er setzte ihm, in einem schnellen Ueberblicke, die bedenkliche Lage von Paris auseinander, und bat ihn, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, indem er ihn persönlich für alles Unglück verantwortlich machte, das ferner entstehen könnte. Marmont antwortete ihm, ohne auf die einzelnen Theile seiner Rede Rücksicht zu nehmen: „Die militärische Ehre ist Gehorsam!" Lafitte entgegnete lebhaft: „Und die bürgerliche besteht darin, seine Mitbürger nicht zu erwürgen." Ragusa schwieg eine Weile, dann sagte er: „Welches sind Ihre Bedingungen?" — Die Antwort war: „Wir hoffen, die Ruhe werde wieder hergestellt werden können, wenn man die Ordonnanzen vom 25sten Juli zurücknimmt, wenn die Minister abgesetzt und die Kammern auf den 3. August einberufen werden." „Als Bürger," versetzte der Marschall, „kann ich diese Meinung vielleicht nicht mißbilligen, ich kann sie selbst theilen. Als Soldat hingegen habe ich Befehle, die ich vollstrecken muß. Indessen, wenn Sie selbst mit Herrn v. Polignac unterhandeln wollen, so kann dieß gleich geschehen, denn er ist in der Nähe." Marmont entfernte sich. Eine lebhafte Bewegung ergriff die Deputirten, sie fühlten tief die Wichtigkeit dieses verhängnißvollen Augenblickes. Nach einigen Minuten kam der

Marschall mit niedergeschlagener Miene zurück. Er erklärte: „daß Polignac jede Unterhandlung für unnütz halte, weil er nie in ihre Bedingungen willigen werde.“ „Also haben wir Bürgerkrieg!“ sagte Lafitte mit gerechter Entrüstung; der Marschall schwieg und verneigte sich.

So endigte sich dieser Versuch, zur Versöhnung; die Wahrheit zu sagen, war er etwas voreilig und unüberlegt. Seit dem 25. Juli und den Folgen, welche die Ordonnanzen schon gehabt hatten, konnte Carl X. nur noch durch militärische Gewalt in Frankreich regieren; eine gesetzliche Herrschaft wäre zu schwach gewesen, um ihn auf seinem wankenden Throne zu befestigen. Dieß übersahen diese Herren. Beide Fälle, welche auf diesen Versuch eintreten konnten, würden gleich wenig den beabsichtigten Erfolg gehabt haben. Entweder nahm der Fürst den Vorschlag nicht an, wie solches auch geschah, dann blieb Alles beim Alten, und sie hätten sich den Gang ersparen können; oder er nahm ihn an, dann entstand die Frage: ob das kämpfende, durch die Metzeleien im höchsten Grad erbitterte Volk die nämliche Ansicht mit der Deputation theilte, und die Waffen niederlegen wollte. Dieß ist sehr unwahrscheinlich. Wenn es so geschehen sollte, so mußte der König nicht nur das, was die Deputirten verlangten, gewähren, sondern noch andere große Concessionen machen, d. h., er mußte das Messer aus den Händen fahren lassen und dem Volke übergeben; dann war aber bei der Erbitterung, welche die unseligen Maßregeln des 25. Juli in ganz Frankreich hervorbringen mußten, der Bürgerkrieg nur hinausgeschoben, weil die freie Presse den öffentlichen Zorn erhalten, und bald zu hellen Flammen angeblasen haben

Carl X. mußte fallen, und so war es besser,
s schnell und mit so wenig Blutvergießen als
geschah. Auch hat Niemand den Herren De-
für ihren voreiligen Diensteifer in der Sache
ion gedankt.

nimmt am Kampfe Theil; die Weiber und Kinder tragen Steine in ihre Zimmer, um sie auf die Soldaten herabzuwerfen, während ihre Männer und Väter, auf den Straßen kämpfend, sich dem Tode weihen.“

Als einige Zeichen des Zweifels laut wurden, fuhr Bayeux lebhafter fort: „In weniger als zwei Stunden sind die Tuilerien erobert. Sie haben keine Vertheidigungsmittel mehr, das Einzige, was Sie thun können, ist, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und Paris in aller Eile zu räumen.“ D'Haussez nahm ihn auf die Seite und zeigte ihm die Bataillone der Garde mit den Worten: „Dieß sind noch unsere einzigen Vertheidiger, aber sie haben seit vier und zwanzig Stunden nichts gegessen.“ Die Minister gingen in ein anderes Zimmer, um Caffee zu trinken; später wurde Bayeux durch einen unterirdischen Gang in die Zimmer gegen den Carrouselplatz geführt, wo er den Marschall Marmont, Montbel und Guernon de Ranville fand. Er wiederholte ihnen, was er den Andern gesagt, aber ohne den mindesten Eindruck zu machen. Man übergab ihm jetzt einen von Chantelauze unterzeichneten Befehl, welcher den königlichen Gerichtshof in die Tuilerien berief. Bayeux erklärte, daß es unmöglich sey, dieser Ordre Folge zu leisten; allein es half nichts. Zuletzt bat er sich einen Officier zur Begleitung aus; seine Bitte ward ihm abgeschlagen. Man gab ihm einen Paß, ob er gleich vorstellte, daß ihn dieses Stück Papier schwerlich vor den Kugeln der gereizten Garde schützen werde, deren Feuer sich auf alle Seiten erstreckte. Nur mit genauer Noth und nach großen Umwegen gelang es ihm, mit heiler Haut nach Hause zu kommen.

Seine Voraussagung traf nur zu bald ein. Am Mittage wurden die Tuilerien von allen Seiten, namentlich von den beiden Ufern der Seine, den Straßen Rivoli und Napoleon, ja selbst von der Gallerie im Louvre aus, lebhaft angegriffen. General Gérard führte auch

Dieses Räthsel wurde durch folgenden Brief des Herrn Caffin d'Orsigny an den edeln Herzog aufgelöst:

„Herr Herzog!"

„Ihre schöne Erklärung an die Einwohner von Paris legt mir die Pflicht auf, Ihnen zu erklären, wie und warum Ihr Name unter den Gliedern der provisorischen Regierung genannt wurde. Dienstag, den 27sten war ich bei Herrn Gérard, Deputirten der Seine und Oise, mit einigen seiner Collegen beisammen, als man uns berichtete, daß um neun Uhr Abends eine Versammlung bei Herrn Audry de Puyraveau stattfinden sollte. Ich wohnte ihr bei; allein es waren nur wenige Personen anwesend. Man sprach von den Ordonnanzen und von dem Blute, das schon geflossen sey, ohne jedoch irgend etwas zu beschließen. Ich wandte mich an den General Lafayette mit der Frage, ob er das General-Commando der Nationalgarden von Paris annehmen würde. Er sagte: Ja, sobald ihn seine Mitbürger darum ersuchen sollten. Nach Hause zurückgekehrt, überlegte ich Alles, was gesprochen worden war, und beschloß, die Sache des Volkes, das, sich selbst überlassen, nicht siegen konnte, zu retten. Es waren Führer nothwendig. Aus den Männern, von denen man glaubte, daß sie die verschiedenen Parteien vereinigen würden, beschloß ich eine provisorische Regierung zusammenzusetzen, und wählte hierzu die Namen Lafayette, Gérard und den Ihrigen. Den 28sten frühe traf ich auf der Mairie die Herren Gebrüder Pagès und Herrn Fessart, Capitän der vormaligen Nationalgarde. Ich vertraute ihnen meinen Plan, und sie billigten ihn. In Zeit von vierzig Minuten gelang es uns, bei den Herren Pagès gegen hundert und zwanzig Nationalgardisten zu versammeln. Ich sagte ihnen, daß ich gestern einer Versammlung der Deputirten beigewohnt, daß dieselben eine provisorische

Regierung ernannt, und die Wiederherstellung der Nationalgarden angeordnet hätten. Ich gab auf der Stelle die nöthigen Befehle wegen des letzteren Punktes; alle Anwesenden unterstützten mich eifrig, und es wurde sofort eine hinreichende Macht abgesendet, um das Stadthaus zu besetzen. Zugleich ernannte man eine Commission, um die Befehle des Generals Lafayette einzuholen; ich schloß mich an dieselbe an. Im Vorbeigehen traten wir in das Büreau der Temps, und fanden dort Herrn Billard, einen der Redactoren dieser Zeitschrift, den ich bat, uns zu begleiten. Um halb eilf Uhr kamen wir bei Herrn Lafayette an; ich ließ ihn fragen, ob er eine Deputation der Pariser Nationalgarde anhören wolle, die gekommen sey, um ihm den Oberbefehl über das ganze Corps anzubieten, und mit ihm die provisorische Regierung zu verkündigen. Lafayette ließ uns sagen, daß er erst mit den Deputirten, die in diesem Augenblicke bei Lafitte versammelt seyen, Rücksprache nehmen müsse. Ungefähr zehn Minuten später empfing er uns mit der Erklärung, die Deputirten seyen mit seiner Ernennung zum General-Commandanten der Nationalgarde einverstanden, allein man müsse erst einen Platz ausfindig machen, um den Generalstab unterzubringen. Ich schlug ihm das Stadthaus vor, welches schon von einer Abtheilung der Nationalgarde unter den Befehlen meines Schwagers, des Capitains Fessart, besetzt sey. Sogleich begab er sich mit der Deputation dahin."

„Sofort wurden alle übrigen Stadtbezirke von Paris von der Einsetzung der neuen provisorischen Regierung benachrichtigt, und der Befehl, die Nationalgarde herzustellen, überall verbreitet. Herr Billard verfügte sich in das Büreau der Temps; ich ging mit einigen Andern zu den übrigen Journalen; die Namen der Generale Lafayette und Gérard, so wie der Ihrige, wurden überall durch den Druck bekannt gemacht. Sie gaben den Parisern neuen Muth; der Sieg der Volkssache

war entschieden. Zu gleicher Zeit fingen die Deputirten an, provisorische Beamten zu ernennen; die Nationalgarde wurde organisirt, und in wenigen Stunden waren das Stadthaus, das Pfandhaus, die Archive und alle öffentlichen Anstalten unter ihrem Schutze."

„Dieß, Herr Herzog, ist der wahre Verlauf der Sache. Erlauben Sie, daß ich Ihnen im Namen meiner Mitbürger für Ihr edles Stillschweigen danke. Ich schätze mich glücklich, daß ich Ihren edlen Charakter errathen habe; wenn schon die Namen, welche ich wählte, mächtig genug waren, Frankreich vor dem drohenden Unglücke zu bewahren, so würde der Erfolg gewiß noch weit rascher und glänzender gewesen seyn, wenn Sie auch durch Ihre persönliche Mitwirkung dazu beigetragen hätten."

Ohne Zweifel hat kein Ereigniß so viel zum glücklichen Ausgange dieser kurzen Revolution beigetragen, als diese schlau angelegte und energisch durchgeführte Maßregel. Mit gleicher Entschlossenheit wurde aber auch von militärischer Seite für den Sieg der Nation gearbeitet. Das Volk ruhte nicht auf den Lorbeeren des siegreichen Tages aus, sondern arbeitete mit gleicher Anstrengung fort. Während der ganzen Nacht wurden die in den entfernteren Theilen der Stadt zerstreuten Casernen mit Gewalt genommen. Die Gensd'armerie leistete in ihrer Caserne am Thore St. Martin einen hartnäckigen Widerstand. Nach eilf Uhr wurde sie erstürmt, was sich zur Wehre setzte, niedergeschlagen; alles Geräthe, Möbeln, Betten, ja selbst Geld, auf die Straße geschafft, und ein Freudenfeuer davon angezündet. Einige kleinere Corps, wie die Jagd-Gensd'armen in der Straße Vaugirard, capitulirten, und zogen frei aus, ebenso die Gardes du Corps auf dem Quai d'Orsay. Nicht so gut ging es den Garde-Cürassieren, die sich den Tag über sehr grausam bewiesen hatten. Es wurde ihnen nun Gleiches mit Gleichem vergolten, und in er Caserne in der Cölestinerstraße übel gewirthschaftet.

Regierung ernannt, und die Wiederherstellung der Nationalgarden angeordnet hätten. Ich gab auf der Stelle die nöthigen Befehle wegen des letzteren Punktes; alle Anwesenden unterstützten mich eifrig, und es wurde sofort eine hinreichende Macht abgesendet, um das Stadthaus zu besetzen. Zugleich ernannte man eine Commission, um die Befehle des Generals Lafayette einzuholen; ich schloß mich an dieselbe an. Im Vorbeigehen traten wir in das Büreau des Temps, und fanden dort Herrn Billard, einen der Redactoren dieser Zeitschrift, den ich bat, uns zu begleiten. Um halb eilf Uhr kamen wir bei Herrn Lafayette an; ich ließ ihn fragen, ob er eine Deputation der Pariser Nationalgarde anhören wolle, die gekommen sey, um ihm den Oberbefehl über das ganze Corps anzubieten, und mit ihm die provisorische Regierung zu verkündigen. Lafayette ließ uns sagen, daß er erst mit den Deputirten, die in diesem Augenblicke bei Lafitte versammelt seyen, Rücksprache nehmen müsse. Ungefähr zehn Minuten später empfing er uns mit der Erklärung, die Deputirten seyen mit seiner Ernennung zum General-Commandanten der Nationalgarde einverstanden, allein man müsse erst einen Platz ausfindig machen, um den Generalstab unterzubringen. Ich schlug ihm das Stadthaus vor, welches schon von einer Abtheilung der Nationalgarde unter den Befehlen meines Schwagers, des Capitains Fessart, besetzt sey. Sogleich begab er sich mit der Deputation dahin."

„Sofort wurden alle übrigen Stadtbezirke von Paris von der Einsetzung der neuen provisorischen Regierung benachrichtigt, und der Befehl, die Nationalgarde herzustellen, überall verbreitet. Herr Billard verfügte sich in das Büreau der Temps; ich ging mit einigen Andern zu den übrigen Journalen; die Namen der Generale Lafayette und Gérard, so wie der Ihrige, wurden überall durch den Druck bekannt gemacht. Sie gaben den Parisern neuen Muth; der Sieg der Volkssache

war entschieden. Zu gleicher Zeit fingen die Deputirten an, provisorische Beamten zu ernennen; die Nationalgarde wurde organisirt, und in wenigen Stunden waren das Stadthaus, das Pfandhaus, die Archive und alle öffentlichen Anstalten unter ihrem Schutze."

„Dieß, Herr Herzog, ist der wahre Verlauf der Sache. Erlauben Sie, daß ich Ihnen im Namen meiner Mitbürger für Ihr edles Stillschweigen danke. Ich schätze mich glücklich, daß ich Ihren edlen Charakter errathen habe; wenn schon die Namen, welche ich wählte, mächtig genug waren, Frankreich vor dem drohenden Unglücke zu bewahren, so würde der Erfolg gewiß noch weit rascher und glänzender gewesen seyn, wenn Sie auch durch Ihre persönliche Mitwirkung dazu beigetragen hätten."

Ohne Zweifel hat kein Ereigniß so viel zum glücklichen Ausgange dieser kurzen Revolution beigetragen, als diese schlau angelegte und energisch durchgeführte Maßregel. Mit gleicher Entschlossenheit wurde aber auch von militärischer Seite für den Sieg der Nation gearbeitet. Das Volk ruhte nicht auf den Lorbeeren des siegreichen Tages aus, sondern arbeitete mit gleicher Anstrengung fort. Während der ganzen Nacht wurden die in den entfernteren Theilen der Stadt zerstreuten Casernen mit Gewalt genommen. Die Gensd'armerie leistete in ihrer Caserne am Thore St. Martin einen hartnäckigen Widerstand. Nach eilf Uhr wurde sie erstürmt, was sich zur Wehre setzte, niedergeschlagen; alles Geräthe, Möbeln, Betten, ja selbst Geld, auf die Straße geschafft, und ein Freudenfeuer davon angezündet. Einige kleinere Corps, wie die Jagd-Gensd'armen in der Straße Vaugirard, capitulirten, und zogen frei aus, ebenso die Gardes du Corps auf dem Quai d'Orsay. Nicht so gut ging es den Garde-Cüraſſieren, die sich den Tag über sehr grausam bewiesen hatten. Es wurde ihnen nun Gleiches mit Gleichem vergolten, und in ihrer Caserne in der Cölestinerstraße übel gewirthschaftet.

ſchen auf die Pariſer gefeuert, daß er die geächteten Deputirten nicht hatte verhaften laſſen, daß er endlich am 29ſten frühe durch einen Tagsbefehl, in welchem er von Verhandlungen mit den Liberalen ſprach, den Muth der Königlichen gebrochen haben ſollte. Als er dem Herzog von Angoulême Bericht abſtattete, ließ ihn dieſer kaum ausreden, und fragte ihn im ſtolzen Tone: „ob er wiſſe, mit wem er ſpreche?“ „Mit Monſeigneur, dem Dauphin,“ antwortete Maguſa. „Mit dem Obergenerale der franzöſiſchen Armee, mit einem Manne, der Sie endlich kennt, elender Verräther, der Frankreich an die Verbündeten und uns an die Liberalen verrathen hat!“ Der Marſchall konnte kaum einige Worte herſtottern. „Geben Sie mir Ihren Degen,“ rief der Dauphin. Maguſa gehorchte mit einem Geſichte, auf dem die Verzweiflung gemalt war. Der Prinz ergriff den Degen lebhaft und zerbricht ihn auf ſeinem Sattel, hatte ſich aber in der Haſt in die Hand geſchnitten. Beim Anblicke ſeines Blutes wurde er beſtürzt, denn er glaubte ſich ermordet und rief: „Garden her!“ Alsbald eilte ein Dutzend herbei mit gefälltem Bajonet; der Marſchall war verloren. Doch der Dauphin that ihnen Einhalt. „Er iſt ein Verräther,“ ſagte er: „aber laßt ihn leben!“ Als der König dieſen Vorfall erfuhr, ſuchte er die Hitze ſeines Sohnes gut zu machen, denn er ſetzte noch ſein einziges Vertrauen auf die militäriſchen Talente Marmonts. Es wurde eine Verſöhnung, wie ſie bei Höfen gewöhnlich ſind, zu Wege gebracht.

Vom 29ſten an, bis zu den Tagen, wo der König ſich endlich entſchloß, Frankreich zu verlaſſen, wurden noch eine Menge Plane zur Rettung der königlichen Sache gemacht, aber eben ſo ſchnell wieder aufgegeben, weil alle unausführbar waren. Die königliche Familie mußte endlich ſelbſt einſehen, daß mit dem 29ſten das Königthum der ältern Linie Bourbon aufgehört, daß Carl ſein Schickſal erfüllt hatte, und daß die Aehnlich-

Tuilerien zusammen gedrängt sey. Nun wäre es an der Zeit gewesen, daß die feurigen Ritter vom Morgen, ihrem Versprechen gemäß, zu Pferde stiegen, aber sie begnügten sich, von Aufforderungen zu sprechen, die sie an ihre Freunde, an alle Anhänger des Königes richten wollten. Sie selbst, meinten sie, könnten sich in diesen drängenden Umständen unmöglich von der geheiligten Person Sr. Majestät trennen. Der König erfuhr wenig oder nichts von dem, was vorgieng. Er machte noch diesen Abend seine gewohnte Partie, und behielt seine Ruhe bei, obgleich der Donner der Kanonen vom Winde bis nach Saint Cloud getrieben wurde. Dieser unglückliche Monarch hatte Augen, um nicht zu sehen, Ohren, um nicht zu hören.

Anders war jedoch die Stimmung seiner Minister, welche in dieser verhängnißvollen Nacht in den Tuilerien versammelt waren, und des Marschalls, der den Fall der königlichen Sache voraussah. Wir haben oben erzählt, wie wenig für den Unterhalt der Truppen gesorgt war, man wollte durch Proclamationen helfen. Es wurde am 29sten folgende im Schlosse gefunden:

Generalstab der Garde.

Tagsbefehl.

Der König hat den Marschall, Herzog von Ragusa, beauftragt, den Truppen der Garde und der Linie seine Zufriedenheit mit ihrer guten Aufführung während der zwei letzten Tage zu bezeigen. Se. Majestät erwartete nicht weniger Eifer und Ergebung von seinen braven Truppen, und bewilligt ihnen zum Zeichen seiner Zufriedenheit einen fünf und vierzigtägigen Sold. Die Chefs der sämmtlichen Corps können ihre Berechnung machen, und dem Generalstab der Garde übergeben, wo dieses Geschenk morgen ausbezahlt werden wird.

Für den diensthuenden Major-General und auf seinen Befehl der Adjutant General-Major:

Marquis v. Choiseul.

Paris, den 28. Juli 1830.

nimmt am Kampfe Theil; die Weiber und Kinder tragen Steine in ihre Zimmer, um sie auf die Soldaten herabzuwerfen, während ihre Männer und Väter, auf den Straßen kämpfend, sich dem Tode weihen."

Als einige Zeichen des Zweifels laut wurden, fuhr Bayeux lebhafter fort: „In weniger als zwei Stunden sind die Tuilerien erobert. Sie haben keine Vertheidigungsmittel mehr, das Einzige, was Sie thun können, ist, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und Paris in aller Eile zu räumen." D'Haussez nahm ihn auf die Seite und zeigte ihm die Bataillone der Garde mit den Worten: „Dieß sind noch unsere einzigen Vertheidiger, aber sie haben seit vier und zwanzig Stunden nichts gegessen." Die Minister gingen in ein anderes Zimmer, um Caffee zu trinken; später wurde Bayeux durch einen unterirdischen Gang in die Zimmer gegen den Carrouselplatz geführt, wo er den Marschall Marmont, Montbel und Guernon de Ranville fand. Er wiederholte ihnen, was er den Andern gesagt, aber ohne den mindesten Eindruck zu machen. Man übergab ihm jetzt einen von Chantelauze unterzeichneten Befehl, welcher den königlichen Gerichtshof in die Tuilerien berief. Bayeux erklärte, daß es unmöglich sey, dieser Ordre Folge zu leisten; allein es half nichts. Zuletzt bat er sich einen Officier zur Begleitung aus; seine Bitte ward ihm abgeschlagen. Man gab ihm einen Paß, ob er gleich vorstellte, daß ihn dieses Stück Papier schwerlich vor den Kugeln der gereizten Garde schützen werde, deren Feuer sich auf alle Seiten erstreckte. Nur mit genauer Noth und nach großen Umwegen gelang es ihm, mit heiler Haut nach Hause zu kommen.

Seine Vorausſagung traf nur zu bald ein. Am Mittage wurden die Tuilerien von allen Seiten, namentlich von den beiden Ufern der Seine, den Straßen Rivoli und Napoleon, ja selbst von der Gallerie im Louvre aus, lebhaft angegriffen. General Gérard führte auch

erlauben darf, zwischen seinem königlichen Willen und zwischen Grausamkeiten, die man in seinem Namen verübt, einen Unterschied zu machen. Ich bitte daher, daß Sie Sr. Majestät meine Entlassung als Capitain der Garde vorlegen mögen ꝛc. ꝛc.“

Mehrere andere Officiere ahmten diesem Beispiele nach, darunter Turgot, ein Abkömmling des edeln Ministers, von dem Ludwig XVI. sagte: „Nur zwei Männer lieben das Volk, Turgot und ich.“ Eben so Jumat, Officier der Gardejäger, und Rousselet.

Die Minister brachten die ganze Nacht in den Tuilerien zu, und zwar dießmal nicht bloß, um Rath zu halten, sondern auch ihrer Sicherheit wegen, da sie ohne Gefahr nicht wohl länger in ihren Häusern bleiben konnten. Es wird behauptet, Montbel habe in dieser Nacht seinen Collegen den Vorschlag gemacht, ihre Entlassung dem Könige einzureichen und ihm zugleich zu rathen, daß er die unglücklichen Ordonnanzen zurücknehmen solle. Polignac widersetzte sich, er sprach von den ungeheuern Hülfsmitteln, welche der Regierung zu Gebote stünden, und daß er als provisorischer Kriegsminister bereits die nöthigen Befehle zu ungesäumtem Anmarsche frischer Truppen erlassen habe, welche die meuterische Stadt züchtigen und die aufrührerischen Bürger schon zu Paaren treiben würden. Montbel entgegnete: „Wollen Sie den Bürgerkrieg fortsetzen, nun wohl; ich meines Theils werde meine Zustimmung nie dazu geben!“ Nach mehreren Gegenreden, wobei Polignac seinen Collegen abermals Mangel an Ergebenheit vorwarf, ließ man endlich den Marschall rufen. Marmont erklärte, es sey unmöglich, mit der geringen Macht, welche dem Könige zu Gebote stehe, Paris militärisch zu besetzen; und daß man sich höchstens noch so lange halten könne, bis Verstärkung ankomme. Nun sprach Polignac sogar davon, die siegreiche Armee von Algier herbei zu rufen, bis ihm

Marschall mit niedergeschlagener Miene zurück. Er erklärte: „daß Polignac jede Unterhandlung für unnütz halte, weil er nie in ihre Bedingungen willigen werde.“ „Also haben wir Bürgerkrieg!“ sagte Lafitte mit gerechter Entrüstung; der Marschall schwieg und verneigte sich.

So endigte sich dieser Versuch, zur Versöhnung; die Wahrheit zu sagen, war er etwas voreilig und unüberlegt. Seit dem 25. Juli und den Folgen, welche die Ordonnanzen schon gehabt hatten, konnte Carl X. nur noch durch militärische Gewalt in Frankreich regieren; eine gesetzliche Herrschaft wäre zu schwach gewesen, um ihn auf seinem wankenden Throne zu befestigen. Dieß übersahen diese Herren. Beide Fälle, welche auf diesen Versuch eintreten konnten, würden gleich wenig den beabsichtigten Erfolg gehabt haben. Entweder nahm der Fürst den Vorschlag nicht an, wie solches auch geschah, dann blieb Alles beim Alten, und sie hätten sich den Gang ersparen können; oder er nahm ihn an, dann entstand die Frage: ob das kämpfende, durch die Metzeleien im höchsten Grad erbitterte Volk die nämliche Ansicht mit der Deputation theilte, und die Waffen niederlegen wollte. Dieß ist sehr unwahrscheinlich. Wenn es je geschehen sollte, so mußte der König nicht nur das, was die Deputirten verlangten, gewähren, sondern noch andere große Concessionen machen, d. h., er mußte das Messer aus den Händen fahren lassen und dem Volke übergeben; dann war aber bei der Erbitterung, welche die unseligen Maßregeln des 25. Juli in ganz Frankreich hervorbringen mußten, der Bürgerkrieg nur hinausgeschoben, weil die freie Presse den öffentlichen Zorn erhalten, und bald zu hellen Flammen angeblasen haben würde. Carl X. mußte fallen, und so war es besser, daß dieses schnell und mit so wenig Blutvergießen als möglich geschah. Auch hat Niemand den Herren Deputirten für ihren voreiligen Diensteifer in der Sache der Nation gedankt.

Ein besser berechneter Schritt, der sehr wichtige Folgen hatte, geschah an demselben Tage. Es ward nämlich an vielen Häusern eine Proclamation angeschlagen, die eine provisorische Regierung, aus den Generalen Lafayette, Gérard und dem Herzoge von Choiseul bestehend, verkündigte. Hiermit verhielt es sich folgendermaßen. Am 1. August ließ der Herzog von Choiseul nachstehende Erklärung bekannt machen:

„An die Bewohner von Paris."

„Eine Proclamation, unterzeichnet von den Generalen Lafayette, Gérard und dem Herzoge von Choiseul, als Mitgliedern der provisorischen Regierung, wurde am 28sten und den folgenden Tagen an alle Mauern von Paris angeheftet. Der Erfolg war damals ungewiß, denn der Kampf hatte erst angefangen, die Gefahr für die Unterzeichner dieser Proclamation war augenscheinlich, und im Falle die königliche Sache siegte, ihr Verderben gewiß. Ich sah, daß man meinen Namen für nützlich erachtet hatte; meine Einwilligung ist jedoch nicht gefordert worden. Ich war damals nichts, und hatte nichts zu befehlen. Nur die Gefahr war mir gewiß; ich blieb still, denn ich hätte es für Feigheit gehalten, die Wahrheit zu sagen, da es sich nur um meinen Kopf handelte; ich schätzte mich in der Stille glücklich, daß das Vertrauen, welches die Pariser Nationalgarde in mich setzt, für die gute Sache benützt werden konnte. Jetzt, nachdem der Sieg entschieden ist, finde ich mich zu der Erklärung gedrungen, daß ich nie an der provisorischen Regierung Theil nahm, und daß mir deßhalb auch nie ein Antrag gemacht wurde. Ich habe in der Stunde des Kampfes alle Gefahr auf mich genommen; jetzt, in der Stunde des Sieges, muß ich der Wahrheit huldigen.

(Unterz.) Der Herzog von Choiseul,
Pair von Frankreich, früher Oberst der ersten Legion und Exmajor der Pariser Nationalgarde."

Die
Revolution in Belgien
im
Jahre 1830.

Nach den zuverläßigsten Berichten zusammengestellt.

Stuttgart,
E. Schweizerbart's Verlagshandlung.
1831.

Wenige Wochen waren vergangen, seit die Freiheit in Frankreich ihre glorreiche Auferstehung gefeiert hatte, und durch die Pariser Blut-Taufe die neue Zeit in das Leben eingeführt worden war, als auch in den Niederlanden die Fahne der Revolution aufgepflanzt und das längstgeschliffene Schwert für die Sache der Unabhängigkeit entblößt wurde. Obgleich aber die belgische Sache dieselbe zu seyn schien mit der französischen, nemlich die Sache der Freiheit und der Unabhängigkeit, so waren doch gleich anfangs, auffallend genug, die Stimmen sehr getheilt, nicht bloß unter den Anti-Liberalen, unter den blinden Anhängern des Altbestehenden, sondern auch unter den Jüngern und Verfechtern der Freiheit. Man kann sagen, daß unter allen Parteien (von den Herrn Polignac und Consorten kann hier nicht die Rede seyn) über Frankreichs Wiedergeburt nur Eine Stimme herrscht; Frankreichs Sache ist nicht mehr bloß National-Angelegenheit, sie ist die Sache der Menschheit geworden, und das heldenmüthige Volk von Paris ist allen vorangegangen und hat die erste Schlacht geschlagen im Befreiungskriege der civilisirten Nationen. Durch seine edle Mäßigung im Siege hat es aller Welt bewiesen, wie sehr mündig es geworden und würdig der Freiheit. Nicht eine Faction war es, die das neue

Wilhelm I.
König von Holland.

tung der Dinge in Belgien von den Prieſtern ausgegangen, daß die Pfaffen die Hauptrolle in der Revolution geſpielt, daß die belgiſchen Liberalen nur das Spielzeug in der Hand derſelben waren, die ſie als Mittel zum Zwecke brauchten, und daß Jeſuiten das Volk fanatiſirten und die Maſſen entfeſſelten. Man muß die Geſchichte Belgiens kennen, um den Einfluß zu begreifen, den der Clerus daſelbſt ausübt; man muß die Lage des Landes verſtehen, um ſich zu erklären, warum es der Prieſterſchaft möglich, ja ſogar leicht geworden iſt, auch die Nation nach und nach in die Plane ihrer Faction hineinzuziehen, um mit vereinter Kraft gegen die Regierung zu agiren.

Es iſt wohl ſchwerlich ein Land in der Welt, Spanien ſelbſt nicht ausgenommen, wo die Prieſter größeren Einfluß ausübten, als in Belgien. Nicht genug, daß ſie ſeit vielen Jahrhunderten zu ihren perſönlichen Vortheilen jeden Strahl des Lichtes, der in Belgien eindrang, entweder zurückzudrängen oder wenigſtens zu ſchwächen ſuchten; nicht genug, daß ſie Unterricht, Schulen und Wiſſenſchaften darniederhielten, um das Volk ſtets in ihrer Hand, und ſeine Güter als gute Beute zu haben —, hatte der Ultramontanismus, allenthalben ausgetrieben und zurückgedrängt, Belgien, das ſchöne Land, ſich zur Colonie auserwählt, in dem ſich geiſtliche Schwärme überallher niederließen.

Dieſe Uebermacht des Clerus in den Niederlanden fühlte beſonders auch Joſeph II., als er durch ſeine beabſichtigten Verbeſſerungen, durch Aufhebung der Klöſter, durch Entwerfung einer neuen Stolgebühr-Ordnung für [illegible] mann willkührlich abſchätzenden

Landgeistlichen, durch Abschaffung der Prozessionen, durch Zulassung der Bibel ꝛc. die herrsch- und gewinnsüchtigen Priester kränkte, die ihre Gerechtsame dadurch verletzt sahen. Wie bei dem neuesten Aufstande der Erzbischoff von Gent und der päbstliche Nuntius, so stellten sich damals der Erzbischoff von Mecheln, ein Cardinal und der päbstliche Nuntius an die Spitze, verbanden sich mit dem Adel, und von diesen beiden Factionen, deren eigennützige Zwecke es auch damals, wie in der neusten Zeit, fast allein waren, die, und zwar zum Besten des Ganzen, bedroht wurden, ließ sich das Volk zur Unruhe verleiten. Im Beichtstuhl und auf der Kanzel durch ewiges Hinweisen auf die aufgehobenen Prozessionen und Brüderschaften aufgehetzt, und von dem Advokaten von Vonk und dem vom Kaiser zu den Aufrührern übergegangenen Obristen van der Meesch angeführt, kamen sie darin überein, von dem Kaiser sich unabhängig zu erklären. Der östreichische Heerhaufen wurde zurückgeschlagen, und angeregt durch das nahe Beispiel Frankreichs im Jahre 1790, erklärten sie in einem von dem Advokaten van der Noot entworfenen Manifeste den Kaiser seiner Herzogswürde für verlustig, und seine Regierungs-Gewalt übernahm ein belgischer Congreß. So siegten damals die Priester und die Edelleute über den Kaiser, dessen Sache die schlechten Maßregeln seines Generals preisgegeben hatten.

Als Belgien später in Abhängigkeit von Frankreich kam, versuchte — selbst unter dem eisernen Scepter Napoleon's der belgische Clerus, sein Haupt zu

1. Nur der niederschmetternde Donner seiner be-

1 „Rede an die niederländische Geistlichkeit,"

der ihnen handgreiflich machte, daß unter dem Manne Nichts mit Glück zu wagen sey, zwang sie, sich bis zur günstigen Gelegenheit ruhig zu verhalten, obwohl sie keinen Augenblick unterließen, ihre Intriguen im Stillen fortzuspinnen.

Die eben angeführten Thatsachen liefern den Beweis, wie tiefbegründet und verjährt die Macht der Priesterparthei in Belgien ist, und zu welchen Umtrieben sie von jeher diese Gewalt über die Gemüther benützten. Möglich und leicht, diesen Einfluß so weit auszudehnen, daß die Sache der Priesterparthei und des Adels zur Sache des Volkes wurde, machte ihnen der eigenthümliche Zustand des Landes. Es ist unverkennbar, daß Joseph II. und König Wilhelm I. dieselben Zwecke in Hinsicht Belgiens verfolgten, und daß beiden dieselben unermeßlichen Schwierigkeiten, dieselben Vorurtheile, derselbe hemmende Widerstand sich entgegenstellten. Joseph II. und Wilhelm I., beide Feinde und Bekämpfer des Jesuitismus, wollten in Belgien Licht, Unterricht, Schulen, eine vernünftige Verfassung, Anerkennung und Beförderung des Verdienstes, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt; und beide scheiterten mit ihren Civilisations-Versuchen an dem Fanatismus der befangenen Menge und an dem Egoismus der Privilegirten.

Hier bietet sich uns die nicht uninteressante Parallele dar zwischen der französischen und belgischen Revolution: Carl X verliert sein Land wegen zu großer Vorliebe für die Jesuiten, wegen rücksichtsloser Begünstigung des Adels, wegen Hemmung der Civilisation und wegen schnöden Bruchs der Verfassung und der

Grundgesetze. König Wilhelm I. verliert Belgien, weil er, wenige Ausnahmen abgerechnet, das Gegentheil von all' dem that.

Die Belgier standen, was die Mehrzahl der Bevölkerung betrifft, im Jahr 1789 auf der tiefsten Stufe der Cultur. Der Volks-Unterricht war völlig vernachläßigt, das Schulwesen wurde oberflächlich behandelt, im Kirchlichen herrschte Willkühr und Unordnung. Nicht viel besser geworden durch das Joch der napoleonischen Regierung, die nur für militärische und materielle Zwecke sorgte, übernahm König Wilhelm, der Oranier, das Volk. Zudem lag der Handel darnieder, eine ungeheure Staatsschuld war zu bezahlen, die Gesetzgebung war für die Provinzen, auf welche sie angewendet wurde, nicht überall passend. Alle diese Schwierigkeiten fand der König vor bei seinem Antritte der Regierung des neugeschaffenen Königreichs.

Das Königreich der vereinigten Niederlande ist ein Werk Englands, eine brittische Schöpfung, wie es im englischen Parlamente nicht ohne Selbstgefühl genannt ward. Es sollte zu einer Vormauer Großbritanniens gegen Frankreich dienen. Wenn die Eitelkeit der Politik und die Unsicherheit der menschlichen Berechnungen je erwiesen worden sind, so geschah dieß durch die in den Niederlanden vorgefallenen Ereignisse. Die künstliche Schranke, ein durch Ströme Blutes und durch eine Schuld von mehr als zwanzig Milliarden theuer bezahltes Werk Englands, stürzte in wenigen Tagen zusammen. Seit mehreren Jahrhunderten war es ein Axiom zu London, daß England an dem Tage mit dem Untergange bedroht werde, wo die Gränze des

französischen Gebiets auf der belgischen Seite einige Ausdehnung erleiden würde. Daher entsprangen die langen und blutigen Kriege, von denen man als Haupt-Resultat die Bildung einer Barriere gegen Frankreich erwartete. Daher die berüchtigten Gränz-Tractate, die, indem sie dem Hause Oestreich die einträgliche Beherrschung Brabants überließen, in die Festungen holländische Besatzungen legten. Vergebens vernichteten die Revolutions-Kriege diese Tractate, England verzichtete keinen Augenblick auf die Hoffnung, sie wieder in das Leben zu rufen. Fünfundzwanzig Jahre hindurch schlug es sich für Belgien. In den schönsten Tagen des Kaiserreichs Napoleon hatte es beständig den Gedanken verfolgt, Belgien von diesem Reiche abzulösen. Dieser Gedanke war die Triebfeder der von ihm aufgestifteten und bezahlten Coalitionen. Endlich ward die lange vorbereitete Aneinanderkettung Belgiens und Hollands unter Einem Oberhaupte durchgeführt, aus beiden Ländern ward zum Vortheile des Hauses Oranien ein Ganzes gebildet durch den Tractat vom 31. Mai 1815, in welchem festgesetzt wurde: „daß die Vereinigung Belgiens und Hollands innig und vollständig, in der Art seyn sollte, daß die beiden Länder nur Ein, durch dieselbe Constitution regiertes, dem Hause Oranien-Nassau erbliches Königreich bilden sollten.

So war also die Vereinigung Belgiens mit Holland festgesetzt; allein sie geschah nicht mit oder durch den Willen der Nation, sondern es war rein nur das Werk der Politik Englands und einiger Großmächte, die es für ihre Zwecke als nothwendig erachteten.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Vereinigung beider Länder keine ganz neue und ungewöhnliche Maßregel war. Bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hatten sämtliche Provinzen, der Norden und Süden, zusammengehört. Damals war weder theoretisch noch factisch ein Unterschied vorhanden, weder ein nationaler, noch ein politischer. Gegen Philipps II. Tyrannei erhoben die nördlichen wie die südlichen Provinzen, obgleich durch Verschiedenheit in einzelnen religiösen Ansichten bereits getrennt, das Banner des Aufstandes. Die Trennung des Südens vom Norden war nicht eine Frucht des Willens der belgischen Nation, die nur durch Schaffot und Scheiterhaufen dem Katholicismus erhalten worden war, sondern sie wurde herbeigeführt durch die Eifersucht einiger vornehmen Geschlechter und durch den wohlberechneten, egoistischen Fanatismus der beinträchtigten Priesterkaste. Aber seit dieser Trennung, seit Belgien die gemeinsame Fahne der Unabhängigkeit verließ, und sich vom Gängelbande der Pfaffen auf's Neue zu den Füßen des spanischen Despoten leiten ließ, andererseits aber Holland im Norden unter dem Banner des protestantischen Lichtes und der Freiheit geistig und politisch groß wurde, seitdem ist zwischen dem Süden und Norden ein factischer Unterschied geworden, ein nationaler und ein politischer. Die fast dreihundertjährige Trennung hat beiden Theilen ein verschiedenes, sich gegenseitig entgegengesetztes Gepräge aufgedrückt, und aus der ursprünglich aller-

Nation zwei verschiedene Körper gemacht,

Bildung, religiösen Glauben und Cultus,

e, Sitten und eigenthümliche Interessen

gegenüberstehen. Hieraus geht klar hervor, was auch die neuesten Ereignisse bewiesen haben, daß die Vereinigung beider, die Wiederherstellung der alten Niederlande, wenn sie auch auf den diplomatischen Papieren der interessirten Großmächte sehr ausführbar und möglich schien, doch in der Wirklichkeit eine Riesen-Arbeit seyn mußte.

Der Stolz der Belgier fühlte sich auch durch die Vereinigung mit Holland schwer beleidigt, und gleich zu Anfang regten sich zahlreiche und starke Opposition-Stimmen in den belgischen Provinzen gegen die Absichten des Königes, bis endlich die auf's Höchste getriebene Spannung zwischen Volk und Regent die Entwicklung der neuesten Ereignisse herbeiführte.

Um in diese Entwicklung der Ereignisse einen klaren Blick thun zu können, muß man die Stellung in's Auge fassen, die Volk und Regierung während der siebzehen Jahre der Vereinigung einander gegenüber eingenommen, das System, das die Regierung, und das System, das die Opposition verfolgte, die Elemente und Zwecke der Opposition, die Urheber, Mittel und Motive der gegenwärtigen Bewegung.

Der Zustand der Niederlande, wie sie sich in Hinsicht der Cultur, der Industrie, des Handels und des Wohlstandes unter der 16jährigen Regierung des Königes gestaltet haben, beweist, daß derselbe sich das Wohl des Landes angelegen seyn ließ, und daß ihm Ernst war, die verwickelten Verhältnisse zu lösen, sich populär zu machen, und durch ein practisch-liberales System die beiden Elemente, Holländer und Belgier, zu verschmelzen. Die Bevölkerung des Landes nahm

unter ihm ungeheuer zu, Kanäle, Straßen, schöne zahllose Bauten, Fabriken, Freihäfen wurden angelegt, auf alle Arten Industrie und Handel befördert, durch Schulen und Seminarien Licht und Unterricht, Kunst und Wissenschaft über's Land zu verbreiten gesucht. Die Regierung hielt fest an der Verfassung und dem Grund-Gesetze; dieß beweist der Umstand, daß selbst bei dem Ausbruche des Aufstandes die Belgier keinen nahe liegenden Grund dazu angeben konnten, daß sie keinen einzelnen Act aufzuweisen hatten, durch den die Regierung den gesellschaftlichen Vertrag gewaltsam eingreifend zerrissen hätte. Und dennoch fand die Regierung allenthalben Hemmungen und Schwierigkeiten, bösen Willen und planmäßigen Wiederstand.

Die Opposition zeigte sich gleich nach der Gründung des vereinigten Königreichs in dreifacher Gestalt. Der Adel, dem die neue Verfassung seine Vorrechte geschmälert hatte, dessen Ahnen- und Geld-Stolz sich durch die Gleichstellung mit dem Bürger verletzt fühlte, der endlich von der Regierung in den Niederlanden die alten Institutionen, die alte goldene Herren-Zeit wiederhergestellt wissen wollte, wie sie dem Adel in Frankreich von den Bourbonen zurückgegeben waren, hatte der Regierung einmal für allemal wegen Verweigerung dieser Forderungen Rache geschworen.

Als zweiter und mächtigster Zweig der Opposition zeigte sich die Priester-Kaste. Ihnen war die Vereinigung des erzkatholischen Belgien mit dem protestantischen Holland unter einer protestantischen Herrscher-Familie ein Gräuel, weil sie befürchten mußten,

daß unter den Waffen des Lichtes der mühsam von ihnen aufgeführte Thron der Finsterniß nach und nach zusammenstürze, und die unter dem Schirme des Protestantismus allmählig verbreitete Aufklärung und Wissenschaft ihrer lang ausgeübten Macht über die Herzen des Volkes den Todesstoß gebe.

Eine dritte, von den beiden ersten sehr abweichende Oppositions-Parthei war eine politische Coterie, die, der französischen Sache zugethan, von der Oppositions-Parthei in Frankreich geleitet, die Wieder-Verbindung Belgiens mit Frankreich wünschte. Die Wieder-Vereinigung Belgiens mit dem bourbonischen Frankreich war auch der Zweck, auf den die ultramontanische Parthei hinarbeitete; diese, weil sie den Sieg der Congregation dort erwartete, jene dagegen hoffte auf eine über das System der Bourbone siegende Revolution.

Daß jede der letztern Partheien, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, ganz verschiedene Wege einschlagen mußte, so sehr sie auch in dem Hauptwunsche übereinstimmte, versteht sich von selbst. Sollten die liberalen Ideen der französischen Opposition auf belgischem Boden Wurzel fassen, so mußten die Köpfe in Etwas aufgeklärt werden. Dagegen mußten die Priester dem Lande die Aufklärungs-Bemühungen der Regierung verdächtig machen, und den Hebel des Fanatismus anwenden, um das Volk gegen dieselbe aufzureizen. Alle drei Partheien zusammen suchten das Volk durch dreifache Art gegen die Regierung zu empören, durch die Erregung des Nationalstolzes, indem man dem hol-

ländischen Ministerium die Absicht unterschob, den Belgiern das holländische Gepräge aufzudrücken, durch Anregung des religiösen Fanatismus, indem man die Regierung verdächtigte, sie wolle das Volk protestantisch machen und den alten katholischen Glauben unterdrücken; und endlich dadurch, daß man das System der Regierung beschuldigte, zum Zwecke zu haben, die Reichthümer des Südens nach dem Norden zu ziehen, und Holland auf Kosten Belgiens zu heben.

In unzähligen Pasquillen, Carricaturen, Journalen, Tractätchen suchte man dieses Mißtrauen des Volkes gegen die Regierung zu nähren.

Geheime und öffentliche Gesellschaften wurden gestiftet, mit schön klingenden, liberalen Namen, aber mit bösen Absichten gegen die Freiheit des Glaubens und Lebens. Von Nord-Brabant durch ganz Belgien bis Paris und durch ganz Frankreich, Italien und die Schweiz, ja über den Canal hinüber bis Irland reichten sich die Jesuiten die Hand zum heimlichen, aber eben darum gefährlicheren Kampfe. Der erste Sturm, den die Priester gegen die Regierung öffentlich wagten, war die Denkschrift an den Wiener-Congreß um Wiederherstellung des Zehnten und anderer Vorrechte. Darauf folgte, vom Bischofe von Gent unterstützt, die Verweigerung des Eides auf die Verfassung, grobe Angriffe auf das System der Regierung, und als Hauptschlag gegen die religiöse und geistige, und mittelbar auch gegen die politische Freiheit gerichtet, die Anforderung der ausschließlichen Leitung des öffentlichen Unterrichtes. Sie wußten zu gut, von welch' unberechenbarer Wichtigkeit diese Ver-

willigung, wenn die Regierung sie gab, für ihre Plane seyn mußte. Vom Beichtstuhl und der Kanzel aus, als Gewissens- und Haus-Freunde schon allmächtig herrschend über die Gemüther des in Bildung und Kenntnissen noch so tief zurückstehenden Volkes, mußten sie, wenn sie auch noch die ausschließliche Leitung des öffentlichen Unterrichtes erhielten, die Mehrzahl der Nation, und die ganze junge Generation so sehr in ihre Hände bekommen, daß sie dieselbe ganz für ihre Plane heranziehen konnten. Aber die Regierung war kräftig genug, dieses Ansinnen zurückzuweisen. Sie behielt sich beharrlich die Leitung des Unterrichts vor, suchte ihn durch gute fremde Lehrer zu veredeln und zu fördern, und die geheimen Umtriebe der Priester-Parthei durch möglichste Oeffentlichkeit zu entkräften. An der zweiten Oppositions-Parthei, der liberal-französischen, hatte sie insofern eine Stüze, als die Bemühungen der Regierung um die Aufklärung mit den Planen dieser Parthei Hand in Hand gingen, weil sie für ihre Ideen aufgeklärte Köpfe haben mußte. Nur das Holländische und Deutsche, namentlich die deutsche Philosophie, der die Regierung in den Niederlanden Raum schaffen wollte, taugte nicht in ihren Kram, und darum bekämpften sie es nicht nur in den Journalen, sondern suchten es auch in den Schulen zurückzudrängen. Denn um Belgien französisch zu machen, mußte das französische Prinzip und französische Art in der neuen Generation wurzeln. Was gegen dieses Prinzip von Seiten der Regierung geschah, wurde als unpopulär angegriffen, und als gegen die Nationalität der Belgier gerichtet, verdächtigt. Und

ſo trug auch dieſe Parthei das ihre dazu bei, das Volk immer mehr gegen die Regierung und ihre Maßregeln einzunehmen. Dabei war es ein böſes Schickſal der Regierung, daß ſie aus Mißgriff oder durch die Umſtände gezwungen, das im Anfang feſtgehaltene liberale Syſtem bald verließ, oder doch wenigſtens zu verlaſſen ſchien, indem ſie mehrere höchſt unpopuläre Maßregeln erließ. Dahin gehört das Arrête vom Jahre 1815, und die Mahl-Steuer. Dieſes Arrête, das die Preß-Freiheit ſehr beſchränkte, kann durch den vielfachen Mißbrauch der Preſſe nicht gerechtfertigt, kaum entſchuldigt werden, und durch die ſtrenge Anwendung deſſelben auf die Zeitſchriften gab ſie den Gegnern ſelbſt einen offenbaren Grund, über Verletzung der Preß-Freiheit und über Beeinträchtigung der Rechte überhaupt zu ſchreien. Ein noch größerer Mißgriff aber war die Mahl-Steuer; vielleicht zur Beſtreitung der Staats-Bedürfniſſe nöthig, war ſie doch ſo unpopulär, daß ein vernünftig berechnendes Miniſterium auf alle möglliche Art andere Quellen, als dieſe, zur Deckung der Ausgaben hätte wählen ſollen. Die ihrer Natur nach ſchon an ſich verhaßte Steuer wurde noch verhaßter durch die Art und Weiſe, wie ſie von den Beamten erhoben wurde. Wo das Volk auf dieſe Art durch unmittelbare Maßregeln der Regierung gekränkt und täglich aufgereizt wird, da finden die Einflüſterungen und Reizungen der Partheien, die ſelbſt das Gute der Regierung verſchlimmern, nur zu offene Ohren und Herzen. Und dieſe beiden Maßregeln erließ die Regierung noch zudem zu einer Zeit, wo ſie ſich von der liberalen holländiſchen Oppoſition wegen

ihres Finanz-Systems und des Kriegs in den Colonien heftig angegriffen sah, und der belgischen Opposition die ungestümme Forderung der Geschwornen-Gerichte hatte verweigern müssen. Die heftigen Angriffe, die in den General-Staaten von Seiten der loyalen Opposition der patriotischen Holländer und der liberalen aufgeklärten Belgier auf einzelne Zweige der Gesetzgebung, Administration und Finanz-Verwaltung gemacht wurden, sind ein unumstößlicher Beweis, daß große Mißbräuche im Regierungs-System herrschen mußten, die der Nation zu gegründeten und gerechten Beschwerden Anlaß gaben. Es lag durch die Erfahrung offen am Tage, daß auf manche Provinzen die Verfassung und die Gesetze sich gar nicht passend anwenden ließen, und doch beeilte man sich nicht, was doch die Klugheit gebot, ein neues und allgemeines Gesetzbuch für das Königreich abzufassen, oder nur einige harte und drückende Bestimmungen in den bestehenden Gesetzen zu mildern.

Löblich aber und weise war die unerschütterliche Standhaftigkeit, mit welcher die Regierung die Leitung des öffentlichen Unterrichts sich nicht entreißen ließ, so wie die Energie, mit welcher sie dem immer mehr im Lande um sich greifenden Jesuitismus zu steuern suchte. Es entging ihr nicht die Einschwärzung von Missionarien aus Frankreich, die Errichtung zahlreicher Winkelschulen, der bösartige Geist der Widersetzlichkeit gegen die Staats-Ordnung, der, in den jungen, höchst unwissenden Priestern von ihren Vorgesetzten genährt, nur zu oft sich äußerte, d[illegible]be Sprache in den Journalen und Sch[illegible] und durch

so trug auch diese Parthei das ihre dazu bei, das Volk immer mehr gegen die Regierung und ihre Maßregeln einzunehmen. Dabei war es ein böses Schicksal der Regierung, daß sie aus Mißgriff oder durch die Umstände gezwungen, das im Anfang festgehaltene liberale System bald verließ, oder doch wenigstens zu verlassen schien, indem sie mehrere höchst unpopuläre Maßregeln erließ. Dahin gehört das Arrête vom Jahre 1815, und die Mahl-Steuer. Dieses Arrête, das die Preß-Freiheit sehr beschränkte, kann durch den vielfachen Mißbrauch der Presse nicht gerechtfertigt, kaum entschuldigt werden, und durch die strenge Anwendung desselben auf die Zeitschriften gab sie den Gegnern selbst einen offenbaren Grund, über Verletzung der Preß-Freiheit und über Beeinträchtigung der Rechte überhaupt zu schreien. Ein noch größerer Mißgriff aber war die Mahl-Steuer; vielleicht zur Bestreitung der Staats-Bedürfnisse nöthig, war sie doch so unpopulär, daß ein vernünftig berechnendes Ministerium auf alle mögliche Art andere Quellen, als diese, zur Deckung der Ausgaben hätte wählen sollen. Die ihrer Natur nach schon an sich verhaßte Steuer wurde noch verhaßter durch die Art und Weise, wie sie von den Beamten erhoben wurde. Wo das Volk auf diese Art durch unmittelbare Maßregeln der Regierung gekränkt und täglich aufgereizt wird, da finden die Einflüsterungen und Reizungen der Partheien, die selbst das Gute der Regierung verschlimmern, nur zu offene Ohren und Herzen. Und diese beiden Maßregeln erließ die Regierung noch zudem zu einer Zeit, wo sie sich von der liberalen holländischen Opposition wegen

ihres Finanz-Systems und des Kriegs in den Colonien heftig angegriffen sah, und der belgischen Opposition die ungestümme Forderung der Geschwornen-Gerichte hatte verweigern müssen. Die heftigen Angriffe, die in den General-Staaten von Seiten der loyalen Opposition der patriotischen Holländer und der liberalen aufgeklärten Belgier auf einzelne Zweige der Gesetzgebung, Administration und Finanz-Verwaltung gemacht wurden, sind ein unumstößlicher Beweis, daß große Mißbräuche im Regierungs-System herrschen mußten, die der Nation zu gegründeten und gerechten Beschwerden Anlaß gaben. Es lag durch die Erfahrung offen am Tage, daß auf manche Provinzen die Verfassung und die Gesetze sich gar nicht passend anwenden ließen, und doch beeilte man sich nicht, was doch die Klugheit gebot, ein neues und allgemeines Gesetzbuch für das Königreich abzufassen, oder nur einige harte und drückende Bestimmungen in den bestehenden Gesetzen zu mildern.

Löblich aber und weise war die unerschütterliche Standhaftigkeit, mit welcher die Regierung die Leitung des öffentlichen Unterrichts sich nicht entreißen ließ, so wie die Energie, mit welcher sie dem immer mehr im Lande um sich greifenden Jesuitismus zu steuern suchte. Es entging ihr nicht die Einschwärzung von Missionarien aus Frankreich, die Errichtung zahlreicher Winkelschulen, der bösartige Geist der Widersetzlichkeit gegen die Staats-Ordnung, der, in den jungen, höchst unwissenden Priestern von ihren Vorgesetzten genährt, nur zu oft sich äußerte, die aufrührerische Sprache in den Journalen und Schriften des Clerus, und durch

Wenn die Prieſter-Parthei ſchon zuvor Waffen und Liſten genug gegen die Regierung in Händen hatte, ſo mußte nur noch etwas hinzukommen, was ihr der Regierung gegenüber ſogar ein Recht in den Augen des Volkes gab, und ihren Beſchuldigungen, als wolle dieſelbe dem Katholicismus entgegenarbeiten, bei der Menge den höchſten Grad von Wahrſcheinlichkeit gewann, — wir meinen das unſelige Concordat. Dieſer Schritt oder vielleicht Fehltritt der Regierung iſt unter allem, was ſie that, darum am wenigſten verzeihlich, weil ſie hier in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt kam, indem ſie einen Vertrag beſchwor, den ſie nicht zu halten geſonnen war, weil ſie ihn nicht halten konnte, und auf dieſe Art ihren Gegnern die ſtärkſte Waffe gegen ſich in die Hand gab. Der Regierung war es längſt ſchon Ernſt, die Klagen und Forderungen der Katholiken zu beſchwichtigen; aber die römiſche Curie, welcher die Arrêtes von 1825 und das philoſophiſche Collegium, ſo wie der Widerſtand der Utrechter ſchismatiſchen Kirche natürlich wenig gefielen, konnte um ſo leichter den Unterhandlungen unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſetzen, weil ſie durch ihre Diplomaten und Beſoldeten den Geiſt des belgiſchen Volkes zu gut kannte, und des entſchiedenſten Beiſtandes der die unwiſſende, fanatiſche Menge allmächtig beherrſchenden Prieſter-Kaſte verſichert war. Der Graf v. Celles wurde zuletzt nach Rom geſandt, um die Sache zu bereinigen. Aber wie in der ganzen Entwicklung der belgiſchen Ereigniſſe Untreue, Hinterliſt und Verrath eine große Rolle ſpielten, ſo ging es auch hier. Wie von dem *Grafen v. Celles* für die Intereſſen ſeines Königes

und die kirchlichen Freiheiten des Landes in dem mit Ueberschreitung seiner Vollmachten im Jahr 1827 abgeschlossenen Concordate gesorgt worden war, sahen die schärfer Sehenden gleich bei der ersten Nachricht von dem Abschlusse des Vertrages aus dem verdächtigen Jubel derer, die dem absoluten Papstthum ergeben waren. Auf den Gesichtern der Jesuiten ließ sich neben der Schadenfreude die unzweideutige Hoffnung lesen, daß dieß alles nur ein kleines Vorspiel zu einem großen Siege sey. Die Hinterlist der römischen Curie erkennend, sah sich die Regierung in die Verlegenheit gesetzt, entweder ihre und des Landes Interessen preiszugeben, oder einen Theil des Zugestandenen zurückzunehmen, und so wort- und vertragsbrüchig zu werden.

Daß man sich lieber zu letzterem entschied, zeigte eine Circular-Note des Ministers des Innern. Jetzt hatten die Priester in den Augen des Volkes das gegründete Recht, die Regierung wegen Nichtvollziehung des Vertrags anzugreifen, jetzt hatten sie eine Thatsache, an die sie die Beschuldigung einer Befehdung des Katholicismus von Seiten der Regierung anreihen konnten. Sie thaten es, nicht ohne Erfolg.

Zu gleicher Zeit reifte die Frucht eines andern großen Fehlers im Systeme der Regierung. Wie allenthalben, so zählte auch in Belgien die Opposition viele wohlgesinnte Liberalen in ihrer Mitte, so wie die gewandtesten, feinsten, intriguantesten, ehrgeizigsten Köpfe. Lange warteten jene geduldig auf die Hebung ihrer Beschwerden und die Erfüllung ihrer Hoffnungen: diese, vom Ehrgeiz und der Begierde sich auszuzeichnen getrieben, hofften auf Stellen und Aemter

im Staate. Aber anstatt die erstern durch Concessionen zu beschwichtigen, und die letztern gefährlicheren durch Aemter und Auszeichnungen auf ihre Seite zu ziehen, und verbunden mit der Faction der Liberalen mit Erfolg gegen die Geistlichkeit zu agiren, überließ die Regierung den Belgiern nur eine kleine Anzahl unbedeutender Stellen, und stieß dadurch die Ehrgeizigen vor den Kopf; andererseits erschöpfte sie die Geduld der redlichen Liberalen und Katholiken durch fortgesetzte Verweigerung ihrer Forderungen, wie z. B. um Freigabe der Presse, des Gebrauchs der französischen Sprache bei öffentlichen Acten u. s. w. und forderte so eine starke und mächtige Faction, statt sie zum Verbündeten zu machen, zur heftigsten Erbitterung heraus. Diese zeigte sich besonders in ihren jetzt heftig erneuten Beschwerden über die Mahl-Steuer, die Getreide-Auflage, die Unterdrückung der Preß-Freiheit, die ungleiche Vertheilung der Aemter und Auszeichnungen, die Nicht-Existenz der ministeriellen Verantwortlichkeit, die Vorenthaltung der Geschwornen-Gerichte, über die Mißbräuche in der Gerechtigkeitspflege, über die Beschränkung des öffentlichen Unterrichts, und anderes mehr. Alle Zeichen eines herannahenden Sturmes waren vorhanden; allein die Regierung beeilte sich nicht, ihn zu beschwören. Da geschah endlich das Niegeschehene, Unerhörte. Die Liberalen vereinigten sich mit den Jesuiten, die Freunde des Lichts und der Freiheit, wie sie wenigstens scheinen wollten, mit den geschwornen Feinden aller Aufklärung, das Bürgerthum mit den vereinigten Priestern und Aristokraten; denn der Adel hatte sich längst, in der Hoffnung, so wieder zu einigem Einfluß zu kom-

an die Priester-Parthei angeschlossen. Dieser Schritt der Liberalen in den Niederlanden war so zu sagen ein politischer Selbstmord. Man mochte siegen oder unterliegen, der Nachtheil war auf Seiten des Liberalismus. Die apostolische Parthei hatte ein feines Spiel gespielt; es mochte gehen wie es wollte, der Vortheil war auf ihrer Seite. Den Ausgang dieses unnatürlichen Bündnisses vorauszusehen, war nicht schwer. Die Vorkämpfer der Liberalen, durch Unvorsichtigkeit und eigene Schuld zu Schildträgern einer jesuitischen Faction, und zum Spielball ausländischer Intriganten geworden, mußten bald genug erkennen, in welche Schlinge sie unüberlegter Ehrgeiz oder Mangel an politischem Scharfblicke geführt hatte.

Durch den Uebertritt der Liberalen zur Priester- und Adels-Parthei war nun eine gewaltige Macht für den Augenblick gegen die Regierung entstanden. Man bereitete sich, dieselbe durch Angriffe aller Art in ihren Grundfesten zu erschüttern, während man andererseits das Volk fortwährend aufzuwiegeln suchte. Die Frauen besonders spielten eine große Rolle bei der Sache. Wollust und Fanatismus, Sinnlichkeit und religiöse Ueberspannung gehen Hand in Hand; darum war das weibliche Geschlecht immer ein leicht zu gewinnendes und zu gebrauchendes Werkzeug für die Intriguen verführerischer Priester. Es wurde zur Modesache gemacht, die liberale Maske zu tragen, und man sah Damen und Herren mit Schnupftüchern à la Potter, mit Handschuhen à la Gerlache, mit Cravatten à la Bruckère.

In Frankreich hatte die liberale Oppositions-Parthei im Jahr 1828 einige Vortheile errungen, und ein Ministerium zum Theil in ihrem Sinne zu Stande gebracht. Zwar waren es in diesem Lande jetzt Priester und Jesuiten, gegen die der Wind zu wehen schien; allein zu gut bekannt mit dem Geiste der Bourbonen, ließen sich die belgischen Geistlichen durch den liberalen Schimmer des französischen Ministeriums nicht irren, und benützten klüglich diesen Anhalt an die französische Opposition, um in Verbindung mit den belgischen Liberalen stärkere Angriffe auf die Regierung zu machen, worin sie von dem Ministerium Martignac bedeutend begünstigt wurden. Wenn man die damaligen Journale liest, die jesuitischen wie die liberalen, und vergleicht ihren Ton mit dem, den sie noch kurz zuvor geführt, so kann man sich nicht genug wundern, wie leicht Stimme, Farbe und Firma sich verwechseln lassen. Die Liberalen und Revolutionäre, die in ihren Journalen nicht selten das Banner des Atheismus vorgetragen, und den Katholizismus mehr als jede andere Religion im Staube herumgezogen hatten, ließen auf einmal eine recht auffallende Besserung und Bekehrung verspüren, und die jesuitischen Blätter gaben sich alle Mühe, gleichfalls in liberalem Anstriche die Welt von dieser Besserung ihrer liberalen Verbündeten zu überzeugen, und dieselben gegen die wüthenden und ungeberdigen Angriffe der französischen Brüder, die von keinem Vergleiche mit Moab und Ammon etwas hören wollten, in Schutz zu nehmen.

Die in der Landessprache geschriebenen Journale *hatten längst gegen* die Regierung agirt. Diese dachte

nicht daran, ähnliche Vertheidigungs-Mittel in Stand zu setzen. Während die Opposition durch beständige Angriffe, durch ununterbrochenes kleines Gewehrfeuer im Courrier de la Meuse, des Pays-Bas und anderen die Volksmasse bewegte und aufrührte, blickte die Regierung, mit unbegreiflicher Verkennung der moralischen Macht des Journalismus, auf dieses unruhige Treiben oberflächlicher Tagblattschreiber mit schneidender Geringschätzung herab, bis sie, aber zu spät, die Erfahrung machen mußte, wie unschwer der Unverstand der Menge dem leichten Enthusiasmus und der Mittelmäßigkeit, wenn sie nur in's Auge schimmert, sich hingibt. Ein einziger, richtiger Blick auf die Stimmung des Volkes, besonders der Jugend, die hauptsächlich auf alle Weise bearbeitet und gereizt wurde, hätte hingereicht, um dem Puncte der Journale mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und auf ähnliche, tüchtige Waffen zu denken. Das Geschrei über Nicht-Vollziehung des Concordates, über die Gesetzgebung, über die Mahl-Steuer u. s. w. wurde immer heftiger; die Sprache der Tagblätter immer leidenschaftlicher, ungezügelter. Jetzt wollte man dem Unwesen kräftig steuern und glaubte den rechten Augenblick getroffen zu haben. De Potter und Ducpetiaux, von welchen beiden Männern bald weiter die Rede seyn wird, wurden wegen Preß-Vergehen verhaftet; ihre Verurtheilung setzte das Volk in Wuth, welche die beiden Bestraften von ihrem Gefängnisse aus, indem sie dem Volke für seine Theilnahme an ihrem Schicksale und dem der Freiheit dankten, zu nähren und zu steigern wußten. Flugschriften ent-

flammten den Haß gegen den Justiz-Minister van Maanen, der die beiden Journalisten, in denen sich so ziemlich damals die liberale Parthei concentrirte, verurtheilt hatte, auf's höchste. Ein bekannter Schriftsteller schreibt diesem Manne seltene Geschäfts-Kunde, reiche wissenschaftliche Kenntnisse, strenge Rechtlichkeit und unbeugsame Charakterstärke, aber auch allzustarre und eigenwillige Persönlichkeit, allzuharte Formen und parlamentarische Unbeugsamkeit zu. Allein wie dem auch sey, er war nicht der Mann, um die belgische Nation zu regieren; er war zu unpopulär, als daß irgend eine seiner Maßregeln eine gute Wirkung unter den einmal so gestalteten Umständen hätte haben können.

Zu spät sah auch hier wieder die Regierung ihren Mißgriff ein. Ein Mann, dessen Person so unpopulär war, daß schon die Unterschrift seines Namens unter einem Beschluß, einem Gesetzes-Entwurf, einem Strafurtheil die Leidenschaften des Volkes steigerte, hätte sollen schon früher durch einen andern, populären, ersetzt werden, ehe der Haß des Volkes den höchsten Grad erreicht hatte und zum schrecklichen Ausbruch kam; oder dieser Mann mußte mit starker, nicht bloß halber Energie die Leidenschaften der Masse und der Demagogen niederhalten, nicht aber, inconsequent genug, dem Volke, nachdem man seine Forderungen lange illudirt hatte, bei schon ausbrechenden Sturme Concessionen geben, und dadurch den Muth der Opposition stärken, und ihren Trotz zu immer größeren Forderungen und größeren Siegen steigern. Das Jahr 1829 war nicht die *rechte Zeit* zum Nachgeben. Die Aufhebung der ver-

haßten Mahl-Steuer, die Freigebung der Presse durch die Annullirung des Arrêté von 1815 mußte entweder früher geschehen, wenn sie hätte von günstigen Erfolgen seyn sollen, oder gar nicht. Jetzt machte diese Nachgiebigkeit die Gegner nur kühner, und darum hatten auch diese Concessionen keine andere Folge, als daß der feindselige Geist gegen die Regierung um so stärker hervortrat, immer weiter um sich griff, und in zahllosen aufrührerischen Schriften, die durch geheime Pressen mit unglaublicher Schnelligkeit im ganzen Reiche verbreitet wurden, die Handlungen der Regierung als ein planmäßiges Unterdrückungs-System darstellte, das zum Zwecke habe, die belgische Nation holländisch und protestantisch zu machen. Constitutionelle Vereine wurden in Lüttich, in Westflandern, in den Provinzen Antwerpen und Nordbrabant gebildet, um die Wahlen zu leiten. Der Text der Wahlordnung wurde mit Erläuterungen an die Stimmberechtigten in vielen tausend Exemplaren ausgetheilt, von dem Lütticher Vereine zugleich die Männer bezeichnet, und ihre Namen in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht, die für die Provinzialstaaten besonderes Zutrauen verdienten. Sie erklärten, daß das System der Minister sie dazu genöthigt, und daß sie entschlossen seyen, auf verfassungsmäßigem Wege der Willkühr überall entgegenzustreben. Alles wurde angewandt, um überall, wo bisher Apathie geherrscht hatte, Leben und Theilnahme in's Volk zu bringen. Die Wahlen gingen vor sich, und, wie natürlich, günstig für die Opposition, die sich in Lüttich, so wie in Flandern und Nordbrabant, besonders im Adelstande stark äußerte. Bemerkenswerth war,

und hätte den Ministern Stoff zu ernstem Nachdenken geben sollen, daß diese Wahlen in demselben Augenblicke für die Opposition günstig ausfielen, wo der König überall in den Provinzen die freiwilligsten Huldigungen erhielt. Der König hatte nämlich im Sommer 1829 eine Reise durch die südlichen Provinzen unternommen, und mit eigenen Augen die Ueberzeugung gewonnen, daß die so oft verkündete Unzufriedenheit nicht in der Mehrzahl des Volkes, sondern in einzelnen Factionen und Coterien ihren Sitz habe. Allein diese Ueberzeugung suchte die Opposition dem Könige durch ein neues Manöver zu benehmen. In allen Theilen des Königreiches, unter allen Ständen und Geschlechtern, wurde eine allgemeine Bewegung organisirt, um Unterschriften zu Petitionen zu erhalten für Abstellung der National-Beschwerden. Die Wuth, diese Bittschriften zu unterzeichnen, welche von den Häuptern der beiden Factionen verfaßt und auf mittelbaren und unmittelbaren Wegen in den verschiedenen Städten und selbst auf dem flachen Lande herumgetragen wurden, erreichten ihren Höhepunkt. Man machte die Sache mit, wie eine neue Mode, und es war für Leute von Distinction eine Ehrensache geworden, zu unterschreiben. Hundert und fünfzig Petitionen mit mehr als viermalhunderttausend Unterschriften aus allen Theilen des Königreichs forderten 1) die Institution der Geschwornen-Gerichte, 2) die Unentsetzbarkeit der Richter, 3) die Verantwortlichkeit der Minister, 4) die Freigebung des Unterrichts und die Vollziehung des Concordats. Die Hellersehenden ließen sich durch diese Fluth von Unterzeichnungen nicht irre machen, und legten kein besonderes Gewicht darauf, da man,

abgesehen von andern möglichen Umtrieben, wußte, welche leichte Mittel katholische Gewissensräthe in Händen haben, um, sey es nun in wirklich gut gemeinter, oder in bloß vorgeschützter guter Absicht, den eifrigen Katholiken, er gehöre zu den vornehmen oder niederen Ständen, zu solchen Schritten zu bestimmen und dieselben zu befördern. Augenzeugen jener Umtriebe behaupten, das Crucifix, der Beichtstuhl, die Kanzel, die Sacramente, die Frauen, das Geld, alle Künste des Betrugs, der Ueberredung, des moralischen Zwangs, der Verführung und der Lockung seyen von Priestern und Hochadeligen, von Journalisten und Demagogen dabei angewendet worden.

Wie die Hellersehenden der Nation, so ließ sich auch die Regierung durch die Petitionen nicht irre machen. Die holländischen Blätter machten sich sogar lustig darüber. Ein Aufsatz in der Arnheimer Zeitung, worin gegen das Monopol der Männer heftig geeifert, und die Unterzeichnung einer Petition an die Generalstaaten um Freigebung der Concurrenz für die Frauen zu allen Stellen vorgeschlagen wurde, erregte als Parodie der Unternehmungen für die Freiheit des Unterrichts großes Gelächter. H. v. Gerlache's Lieblingsmotto: „liberté pour tous et en tout“ wurde durch das liberté pour toutes et en tout travestirt.

Allein dessen ungeachtet hätte gewiß die belgische Opposition den vollständigsten Sieg über die Regierung davon getragen, wären nicht, durch die gar zu offenbaren jesuitischen Umtriebe mißtrauisch geworden, die Liberalen der holländischen Opposition zurückgetreten, um sich mit der Regierung zu vereinigen. Das Bud-

get, auf deſſen Verwerfung die Oppoſition ſicher gerechnet, und an welche ſie große Hoffnungen geknüpft hatte, gieng durch. Die Oppoſition hatte durch Drohungen die Regierung einſchüchtern, und durch Verſagung des Budgets zu einem Staatsſtreiche zwingen wollen, wo ſich dann das Uebrige von ſelbſt gefunden hätte. Das entſchiedene Auftreten der Letztern vereitelte dieſen Plan. Am 11. December 1829 erließ die Regierung einen geſchärften Geſetzes-Entwurf gegen Preßvergehen, und zeigte eben damit ihren Ernſt, künftig jeden ſträflichen Verſuchen mit Kraft begegnen zu wollen. Dieſen Entwurf begleitete eine königliche Botſchaft, in welcher der König ſeine Anſicht über die wahren oder eingebildeten Beſchwerden, in einem durchaus edlen Tone, aber ſtrenge gegen den anwachſenden Prieſter-Einfluß äußerte; die ſogenannten Liberalen im Gefolge der Congregation wurden kaum eines Seitenblicks gewürdigt. Als die Botſchaft verleſen wurde, waren viele Mitglieder der Kammer wie verſteinert. Die Oppoſition ſchien dadurch eine ſo entſcheidende Niederlage erlitten zu haben, daß man glaubte, ſie würde ſich nicht ſobald wieder erholen können. Mehrere Oppoſitions-Journale erſchienen an dem Tage, wo ſie die königliche Botſchaft enthielten, mit einem ſchwarzen Rande zum Zeichen der Trauer. Dem Könige mußten allerdings die fortwährenden Petitionen für Abſtellung der National-Beſchwerden auffallend ſeyn, und ihn zur Strenge ſtimmen, da doch im Laufe des Jahres alle billigen Forderungen der Katholiken nach ſeiner Meinung erfüllt worden waren; denn die Hauptpunkte des Concordats waren ins Leben getreten, die Seminarien wa-

ren eröffnet, die geistlichen Angelegenheiten einem besondern Director anvertraut, das philosophische Collegium zu Löwen aufgehoben, die Bischöfe nach dem Wunsche Roms, und nicht nach dem des Königs eingesetzt; der Minister des Innern, Herr v. Gobbelschroy, sollte durch Herrn de la Coste ersetzt, und ein Gesetz für den Unterricht entworfen werden. Da aber die Opposition noch immer mit Petitionen und das Volk aufreizendem Geschrei fortfuhr, so schien es der Regierung nun Ernst zu seyn, fest und energisch dem Einflusse der Priester-Faction und ihrem Gefolge, den sogenannten Liberalen, entgegenzutreten. Aber die alte Halbheit und die nach kurzer Kraftanspannung stets wieder eintretende Schwäche im Systeme derselben, die ihr zuletzt die schönen belgischen Provinzen kostete, trat auch hier bald wieder ein. Zwar gestanden selbst die Freunde der Regierung, daß das neue Preßgesetz der Art sey, daß es jeder freimüthigen Discussion ein Ende machen könnte, und nicht ohne Gefahr für die Principien der Preßfreiheit seyn würde. Aber daß die Regierung, und namentlich Herr van Maanen, der sich eben noch stark genug geglaubt, Alles zu wagen, im nächsten Augenblicke die eingeschlagene Straße eines festen und energischen Systems wieder verließ, war gewiß ein großer Fehler. Dazu trugen die Einflüsterungen gewisser einflußreicher Personen nicht wenig bei, die den König mit Scrupeln über die Wirkungen des gegen die Katholiken und die Opposition befolgten Systemes und mit Schreckbildern der Zukunft erfüllten, und nur durch Milde und Nachgiebigkeit die erbitterten Gemüther versöhnt wissen wollten. Die

Sprecher dieſer Parthei waren Herr van Bömmel und der mehrmals genannte Nuntius Capaccini. Die Nachgiebigkeit des Königes war die folgenreichſte Niederlage der Regierung, indem ſie ihr ſechszehn Jahre lang befolgtes Syſtem verließ, und der entſchiedenſte Sieg der Congregation, deren Organe laut äußerten, daß das Errungene nun doch wenigſtens der Anfang ſey, und Beſſeres ſich hoffen laſſe. Die Inconſequenz der Regierung hatte ihre moraliſche Kraft ſinken, die der Oppoſition ſteigen gemacht. Mit wehmüthiger Beſorgniß ſahen die Freunde der wahren Freiheit und die Anhänger der Regierung den nahenden Gefahren entgegen, und dieſe Beſorgniß ward nur zu bald durch den berüchtigten Proceß de Potters, Thielemans und Genoſſen beſtätigt.

Seit de Potter in die Reihen der Oppoſition getreten war, ſchrieb er für den Courrier des Pays-bas, deſſen bisherige Mäßigung bald in die zügelloſeſte Heftigkeit überging. Auch Thielemans war Mitarbeiter dieſer Zeitſchrift, der gerade damals eine wiſſenſchaftliche Reiſe in Deutſchland auf Koſten der Regierung machte. Auf den Rath de Potters ſetzte er übrigens ſeine Mitarbeiterſchaft bis auf ſeine definitive Anſtellung bei der Regierung aus, die bald erfolgte, indem er als Referendär bei dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten mit einem jährlichen Gehalte von 2800 fl. angeſtellt wurde. Dieß geſchah im October des Jahres 1828, zu eben der Zeit, als die Oppoſition den erbitterten Kampf gegen die Regierung begann, welchen die damalige Verurtheilung de Potters noch mehr anſchürte.

Sobald Thielemans im Besitze seiner Anstellung war, agirten Beide wieder gemeinschaftlich. Die zwei Haupt-Grundsätze, von denen sie ausgingen, waren: je mehr wir verlangen, desto weniger wird man geneigt seyn, uns zu willfahren, und: die großen Massen müssen, ohne es zu wissen, und ohne daran zu denken, warum, vorwärts getrieben werden. (So wurden die Massen zum Petitioniren getrieben.) Aber damit nicht zufrieden, machten de Potter und Thielemans den Vorschlag zu einer allgemeinen National-Subscription, um die Mitglieder der zweiten Kammer der Generalstaaten, so wie alle Bürger, die Mitglieder der Association seyn würden, für die Verluste zu entschädigen, welche sie in Folge ihres Widerstandes gegen die ungesetzliche Handlungsweise der Regierung erleiden könnten. Die aus jenen Beiträgen gebildete National-Casse sollte eine wechselseitige Versicherung gegen alle Streiche der Gewalt seyn, deren Opfer einer der Confödderirten werden könnte. Die Verluste, gegen welche die Casse Sicherheit leistete, waren in zwei Kategorien abgetheilt: 1) die Stellen, wozu die Regierung ernennt, und die Pensionen, welche sie ertheilt, und 2) der Verlust, den man in Folge einer Verurtheilung vor den Tribunalen erleiden würde. Die Statuten der Association und die Artikel der Subscription wurden in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht. De Potter hatte dieselben von seinem Gefängnisse aus, worin er sich noch in Folge seiner frühern Verurtheilung wegen Preßvergehen befand, in die Zeitungen einrücken lassen. Von da an wurde ihm jede Communication

nach Außen abgeschnitten, und seine Papiere in Beschlag genommen. Als sich daraus ergab, daß der eigentliche Urheber der Association Thielemans sey, so wurde dieser im Haag verhaftet, und nach Brüssel abgeführt. Deßgleichen wurden die Herausgeber des Courrier des Pays-bas, Cochè-Nommens, und des Belge, van der Straaten, verhaftet, so wie der Redacteur des Katholique, Herr Barthels, katholischer Priester, und de Rève, Drucker in Gent. Der Proceß begann; und da am Schlusse desselben der Gerichtshof überzeugt war, es gehe theils aus den Acten und Verhandlungen des Processes, theils aus andern allgemein bekannten Umständen hervor, daß die gereizte Stimmung gegen die Regierung und der Geist der Widersetzlichkeit, der sich manchfach gezeigt hatte, zum großen Theile das Werk von Wenigen sey, die, wenn nicht gerade nach einem bestimmten Plane, doch in Uebereinstimmung mit einander handelten; da sich ferner de Potter als einen der Vorfechter hingestellt, und, so weit es in seinen Kräften stand, diese widrige Stimmung befördert hatte; da die Erfahrung sowohl früherer, als der beiden letzten Jahre hinlänglich gezeigt, daß der Associationsgeist durchaus nicht erloschen, vielmehr insgeheim von einer feindseligen Parthei genährt wurde; da eine Verbindung nach den Grundsätzen, wie sie de Potter in seinem Schreiben an den Courrier des Pays-bas entwickelte, nur ein fortwährender Zustand der Feindseligkeit gegen die Regierung seyn würde, und da die neueste Geschichte des Landes bewiesen, daß dieser Zustand der Feindseligkeit von den unseligsten Folgen seyn, und sogar Bürgerkrieg und fremde Waf-

fen in's Land bringen könnte; da der Verlauf des Proceſſes gezeigt, daß dieſer Zuſtand des Landes den Angeklagten nicht unbekannt war, daß ſie vielmehr ſogar ihre Freude darüber zu erkennen gegeben, und endlich, wer dieſen Zuſtand des Landes kennt, und dennoch eine ſolche Verbindung vorſchlägt, ſich eines Vergehens gegen die Sicherheit des Staates ſchuldig macht: ſo fiel das Urtheil des Gerichtshofes dahin aus, daß nach den Artikeln 102, 57, 59, 60, 48, 44, 55 und 52 des Strafgeſetzbuches und Artikel 368 der peinlichen Gerichtsordnung verurtheilt wurden: de Potter zu achtjähriger, Thielemans und Barthels zu ſiebenjähriger und de Nève zu fünfjähriger Verbannung.

Mit maßloſer Heftigkeit bemächtigte man ſich dieſes Prozeſſes, um eine Waffe gegen die Regierung daraus zu bilden. Wie ſehr auch der gegenwärtige Aufſtand zeigt, daß die Regierung in dem Geiſte und den Planen der Verbannten ſich nicht geirrt, ſo war doch ihre Verbannung ein von Seiten der Rechts-Formen nicht ganz zu entſchuldigender Akt, zu welchem nur Rückſicht auf die Erhaltung der eigenen Exiſtenz die Regierung nöthigen konnte.

Noch waren die Verbannten auf der Reiſe nach der Schweiz, wohin ſie ſich zurückziehen wollten, als am 27. Julius die Revolution in Frankreich ausbrach, ein Donnerſchlag, der durch die ganze alte Welt erſchütternd wiederhallte, und auf einmal die vieljährigen Machinationen der Prieſter und Abſoluten gegen Freiheit und Aufklärung zerſchmetterte. Das mit vieler und großer Anſtrengung und ſchlau berechnender Klugheit aufgeführte Werk der apoſtoliſchen Factions in

man nicht davon sprach. Der verhängnißvolle Mittwoch, der als der Tag der Revolution bezeichnet war, kam. Der Morgen, der Mittag ging ohne Bewegung vorüber. Am Abend hatte die Vorstellung „der Stummen von Portici" eine ungeheure Menge herbeigezogen; der Saal konnte sie nicht alle fassen, die Masse war auf dem Münzplatze versammelt. Beim Ausgange der Oper, während deren Aufführung ein, mit einer Art Kokarde versehener Mensch im Parterre abgeredetermaßen durch Emporstrecken dieser Kokarde immer das Zeichen zum Beifall und Geschrei gegeben hatte, bildeten sich zahlreiche Gruppen und bewegten sich nach dem Büreau des National, des verhaßten ministeriellen Journals. Die Fenster wurden eingeworfen, man versuchte die Thüren zu sprengen. Eine Stimme rief: „zu Libry!" Auf diesen Ruf zog sich die Masse nach der Wohnung des Buchhändlers Libry Bagnano. Libry, der Herausgeber des National, wurde nicht zu Hause gefunden, er wäre ein blutiges Opfer des Volkshasses geworden. Fenster, Thüren, Meubles wurden zerstört, die Bücher und Papiere zerrissen. Im Keller fanden sich acht Fässer und 1500 Bouteillen Wein vor, den sich die Menge schmecken ließ, und der die ohnedieß schon erhitzten Köpfe noch heißer machte. Uebrigens ging es ganz in der Ordnung zu, so daß ein Engländer, der seinen Korkzieher den Trinkern geliehen, solchen nach dem Trinkgelage zurückerhielt. Um eilf Uhr Abends füllte die Masse die breite Magdalenenstraße an. Die Polizei enthielt sich, einzuschreiten. Gegen Mitternacht vertheilte sich die Menge. Einige Gruppen begaben sich auf den

Königsplatz, mit einer Fahne voran, die aus einem Fenſter-Vorhange Libry Bagnano's gemacht war. Der Platz-Commandant zeigte ſich und fragte, was man wolle. Freiheit! Gerechtigkeit! wurde verworren geſchrieen. Ein Soldat trat aus den Reihen, und bat die Umſtehenden mit Thränen in den Augen, ſich zurückzuziehen, indem er ſagte: „ich bitte, zerſtreut euch, ſpart uns die Schande, belgiſches Blut vergießen zu müſſen.“ Dieſe einfachen Worte brachten größere Wirkung hervor, als der ſtärkſte Widerſtand vermocht hätte.

Ein anderer Haufe zog vor den Juſtiz-Palaſt, und zertrümmerte in einem Augenblicke die Fenſter des Aſſiſen-Saales, unter dem Rufe: „Nieder mit van Maanen! es lebe Potter!“ Kurz darauf begab ſich der General-Commandant des Platzes auf das Rathhaus; die berittene Gens'darmerie begann Detachementsweiſe umherzureiten.

Ein noch ſtärkerer Haufe zog durch die Barlaimontſtraße nach dem Hauſe des Polizei-Directors van Knyff. Wie bei Libry wurde auch hier alles zerſtört, jedoch nichts entwendet. Nun nahmen die Zuſammenrottungen ſchon einen ernſtern Charakter an. Die Einwohner verließen die Häußer, die Truppen ergriffen die Waffen. Die erſten Schüſſe fielen gegen Ein Uhr Nachts. Der Tumult vermehrte ſich nur noch mehr. Die Maſſe, berauſcht von Libry's Weinen, wälzte ſich mit großem Geſchrei nach dem Hotel des Miniſters van Maanen. Die Thüren wurden geſprengt, und die Menge drang mit dem Rufe:

Frankreich war zertrümmert; und um nicht das gleiche Schicksal mit ihren französischen Brüdern zu theilen, schloßen sich die belgischen Priester enger als je an die durch den Sieg der Liberalen in Frankreich mächtig gehobenen Liberalen an, um jetzt rasch und gemeinsam an das seit sechszehn Jahren planmäßig eingeleitete Werk zu gehen, die Monarchie zu stürzen und Belgien von Holland zu trennen. Darin stimmten die zwei verbündeten Factionen noch mit einander überein, aber nicht mehr in ihren letzten Zwecken. Die Liberalen wollten Belgien mit Frankreich vereinigt wissen, die Jesuiten wünschten einen unabhängigen Staat für sich. Wie enge die belgischen Liberalen mit den französischen verbunden, und wie genau sie von den Planen derselben seit lange unterrichtet waren, beweisen viele Actenstücke des Potter'schen Prozesses, worin unter anderem eine Stelle aus einem Briefe von Thielemans an Potter vom 1. Januar 1830 folgendermaßen lautet: „Frankreich könnte uns, wenn wir revoltiren, nur zu Hülfe kommen nach dem Umsturz seiner Regierung. Das ist aber noch nicht geschehen, und ist auch nicht so nahe, als man glaubt. Die Besetzung Belgiens kann gar wohl früher eintreten, als der Sturz der Bourbone."

Wahrscheinlich hatte die belgische Opposition von französischer Seite die Weisung, mit ihrem Aufstande bis auf den günstigen Zeitpunkt zu warten; allein die übergroße Ungeduld, ein Seitenstück zu der Heldenthat der großen Nation zu geben, ließ sie diese Weisung

Die Regierung sah den Sturm herankommen; allein sie benahm sich sehr unklug in der Wahl der Mittel, ihm zu begegnen. Anstatt die letzten noch übrigen Beschwerden der Opposition und des Volkes auf eine würdige Weise zu beschwichtigen, verfolgte van Maanen, der längst allgemein verhaßte Justiz-Minister, seine alte Bahn, und seine Creatur, Libry Bagnano, ein wüthender Italiener, der zu Lyon zweimal als Verfälscher verurtheilt worden war, wollte den mißvergnügten Liberalen in seinem, auf Kosten der Regierung entstandenen Blatte National, gleich den Hunden, den Maulkorb angelegt und ihnen Peitschenhiebe gegeben wissen. Das Volk war in dumpfer Gährung. Endlich brach der Sturm los.

Es waren Anstalten zum Geburstag des Königes, und zur Vermählung der Prinzessin Marianne getroffen worden. In der Nacht vom 22. August wurden Placate an den Straßenecken in Brüssel angeheftet mit den Worten: Montag Feuerwerk, Dienstag Illumination, Mittwoch Revolution. Die bestürzte Regentschaft verschob die Feste; der Geburtstag des Königes wurde ohne Feierlichkeit, nur durch einen einfachen Gottesdienst und durch eine Parade der Garnison, die etwas über 2000 Mann stark war, begangen. In den kleinern Städten um Brüssel lagen ungefähr 8000 Mann. Wie leicht hätte man unter dem Vorwand einer großen Revûe zu Ehren des königlichen Geburtstages diese Truppen nach Brüssel ziehen können, wo schon seit vierzehen Tagen die öffentliche Aufreizung sehr lebhaft sichtbar war? Allein man glaubte die Gefahr zu ersticken, wenn

„nieder mit van Maanen!“ ein. Die Meubles und was man fand, wurden zerschlagen. Die bewaffnete Macht, entwaffnet, mußte weichen. Das Hotel wurde in Brand gesteckt. Das Feuer griff um sich; die Menge stellte sich um das Gebäude auf, und erklärte, nicht vom Platze weichen zu wollen, bis das Hotel vom Giebel bis zum Grunde verzehrt sey. Gegen vier Uhr kamen die Spritzenmeister mit den Spritzen, wurden aber gezwungen, auf's Rathhaus zurückzukehren. Das brennende große Gebäude diente zum Vereinigungs-Punkte, und in den Flammen des Hotels des Justiz-Ministers stählte sich zur Revolution, was bisher nur eine Meuterei gewesen war.

Noch in der Nacht wurden die Waffenschmiede gezwungen, die in ihren Magazinen befindlichen Waffen auszuliefern. Das Volk vertheilte sie. Wer ein Gewehr zu Hause hatte, erschien damit; andere Gewehre wurden den Soldaten entrissen oder von ihnen hergegeben, um nicht schießen zu dürfen. Am Justiz-Pallaste umgaben Handwerker einen Offizier, setzten ihm die Pistole auf die Brust, und forderten ihm sein Ehrenwort ab, auf das Volk nicht feuern zu lassen. Gegen fünf Uhr Morgens entwickelte sich die bewaffnete Macht immer mehr. Gegen sechs Uhr gab ein Offizier auf dem Sablons-Platze Befehl zum Peloton-Feuer und der Kampf wurde blutig. Bald sah man Verwundete wegtragen. Leute vom Volk fielen, von den Kugeln der Soldaten getroffen, todt nieder. Das Militär gab, die Straßen durchziehend, vielfach Feuer. Manchmal schoß es in die Luft; oft aber auch auf Volk. In der ganzen Stadt ertönten diese wie-

derholten Fusiladen, und verbreiteten weithin Schrecken. Alle Häuser geschlossen, die Straßen mit Menschen bedeckt, bald eingenommen, bald verlassen, die Einwohner mit Gewehren, Säbeln, Eisenstöcken, an den Straßenecken aufgestellt, sah Brüssel aus, als wäre die Stadt im Sturm genommen worden. Auch das Haus des königlichen Procurators Schuermann's wurde in der Nacht angegriffen, und die Fenster zerstört. Morgens zwischen acht und neun Uhr wurde das Regierungs-Gebäude eingenommen; das Haus des Polizei-Directors geplündert. Der Widerstand der Truppen, indem er die Gemüther noch mehr in Gährung brachte, hatte zur nothwendigen Folge, daß der Kampf heftig und verlängert wurde. Uebrigens zeigten sich Soldaten und Offiziere als ächte Belgier; ihr Herz blutete, das Blut ihrer Mitbürger, Freunde, Brüder vergießen zu müssen. Sie hörten auf die wiederholten Anmahnungen, nicht auf die Ihren zu feuern. Allmählig sah man sie das Feuern einstellen. Von zehn Uhr Morgens vereinigten sich angesehene Einwohner mit den Offizieren der Communalgarde in der Annunciaten-Caserne; sie begehrten Waffen, die man ihnen gab, und in kurzer Zeit organisirten sich Patrouillen der Bürgergarde. Gegen eilf Uhr Morgens erschien eine Proclamation der Regierung, welche die Aufhebung der Mahl-Steuer ankündigte, und alle Bürger einlud, die Waffen zu ergreifen, und für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit zu wachen. Das Versprechen hinsichtlich der Mahl-Steuer hatte zum Zweck, die untern Classen des Volkes zu beschwichtigen, die durch die Erhöhung des Brodpreises gereizt waren.

nach Aussen abgeschnitten, und seine Papiere in Beschlag genommen. Als sich daraus ergab, daß der eigentliche Urheber der Association Thielemans sey, so wurde dieser im Haag verhaftet, und nach Brüssel abgeführt. Deßgleichen wurden die Herausgeber des Courrier des Pays-bas, Coché-Mommens, und des Belge, van der Straaten, verhaftet, so wie der Redacteur des Katholique, Herr Barthels, katholischer Priester, und de Nève, Drucker in Gent. Der Proceß begann; und da am Schlusse desselben der Gerichtshof überzeugt war, es gehe theils aus den Acten und Verhandlungen des Processes, theils aus andern allgemein bekannten Umständen hervor, daß die gereizte Stimmung gegen die Regierung und der Geist der Widersetzlichkeit, der sich manchfach gezeigt hatte, zum großen Theile das Werk von Wenigen sey, die, wenn nicht gerade nach einem bestimmten Plane, doch in Uebereinstimmung mit einander handelten; da sich ferner de Potter als einen der Vorfechter hingestellt, und, so weit es in seinen Kräften stand, diese widrige Stimmung befördert hatte; da die Erfahrung sowohl früherer, als der beiden letzten Jahre hinlänglich gezeigt, daß der Associationsgeist durchaus nicht erloschen, vielmehr insgeheim von einer feindseligen Parthei genährt wurde; da eine Verbindung nach den Grundsätzen, wie sie de Potter in seinem Schreiben an den Courrier des Pays-bas entwickelte, nur ein fortwährender Zustand der Feindseligkeit gegen die Regierung seyn würde, und da die neueste Geschichte des Landes bewiesen, daß dieser Zustand der Feindseligkeit von den unseligsten Folgen seyn, und sogar Bürgerkrieg und fremde Waf-

fen in's Land bringen könnte; da der Verlauf des Processes gezeigt, daß dieser Zustand des Landes den Angeklagten nicht unbekannt war, daß sie vielmehr sogar ihre Freude darüber zu erkennen gegeben, und endlich, wer diesen Zustand des Landes kennt, und dennoch eine solche Verbindung vorschlägt, sich eines Vergehens gegen die Sicherheit des Staates schuldig macht: so fiel das Urtheil des Gerichtshofes dahin aus, daß nach den Artikeln 102, 57, 59, 60, 48, 44, 55 und 52 des Strafgesetzbuches und Artikel 368 der peinlichen Gerichtsordnung verurtheilt wurden: de Potter zu achtjähriger, Thielemans und Barthels zu siebenjähriger und de Nève zu fünfjähriger Verbannung.

Mit maßloser Heftigkeit bemächtigte man sich dieses Prozesses, um eine Waffe gegen die Regierung daraus zu bilden. Wie sehr auch der gegenwärtige Aufstand zeigt, daß die Regierung in dem Geiste und den Planen der Verbannten sich nicht geirrt, so war doch ihre Verbannung ein von Seiten der Rechts-Formen nicht ganz zu entschuldigender Akt, zu welchem nur Rücksicht auf die Erhaltung der eigenen Existenz die Regierung nöthigen konnte.

Noch waren die Verbannten auf der Reise nach der Schweiz, wohin sie sich zurückziehen wollten, als am 27. Julius die Revolution in Frankreich ausbrach, ein Donnerschlag, der durch die ganze alte Welt erschütternd wiederhallte, und auf einmal die vieljährigen Machinationen der Priester und Absoluten gegen Freiheit und Aufklärung zerschmetterte. Das mit vieler und großer Anstrengung und schlau berechnender Klugheit aufgeführte Werk der apostolischen Faction in

Frankreich war zertrümmert; und um nicht das gleiche Schicksal mit ihren französischen Brüdern zu theilen, schloßen sich die belgischen Priester enger als je an die durch den Sieg der Liberalen in Frankreich mächtig gehobenen Liberalen an, um jetzt rasch und gemeinsam an das seit sechszehn Jahren planmäßig eingeleitete Werk zu gehen, die Monarchie zu stürzen und Belgien von Holland zu trennen. Darin stimmten die zwei verbündeten Factionen noch mit einander überein, aber nicht mehr in ihren letzten Zwecken. Die Liberalen wollten Belgien mit Frankreich vereinigt wissen, die Jesuiten wünschten einen unabhängigen Staat für sich. Wie enge die belgischen Liberalen mit den französischen verbunden, und wie genau sie von den Planen derselben seit lange unterrichtet waren, beweisen viele Actenstücke des Potter'schen Prozesses, worin unter anderem eine Stelle aus einem Briefe von Thielemans an Potter vom 1. Januar 1830 folgendermaßen lautet: „Frankreich könnte uns, wenn wir revoltiren, nur zu Hülfe kommen nach dem Umsturz seiner Regierung. Das ist aber noch nicht geschehen, und ist auch nicht so nahe, als man glaubt. Die Besetzung Belgiens kann gar wohl früher eintreten, als der Sturz der Bourbone."

Wahrscheinlich hatte die belgische Opposition von französischer Seite die Weisung, mit ihrem Aufstande bis auf den günstigen Zeitpunkt zu warten; allein die übergroße Ungeduld, ein Seitenstück zu der Heldenthat der großen Nation zu geben, ließ sie diese Weisung *überschreiten.*

Die Regierung sah den Sturm herankommen; allein sie benahm sich sehr unklug in der Wahl der Mittel, ihm zu begegnen. Anstatt die letzten noch übrigen Beschwerden der Opposition und des Volkes auf eine würdige Weise zu beschwichtigen, verfolgte van Maanen, der längst allgemein verhaßte Justiz-Minister, seine alte Bahn, und seine Creatur, Libry Bagnano, ein wüthender Italiener, der zu Lyon zweimal als Verfälscher verurtheilt worden war, wollte den mißvergnügten Liberalen in seinem, auf Kosten der Regierung entstandenen Blatte National, gleich den Hunden, den Maulkorb angelegt und ihnen Peitschenhiebe gegeben wissen. Das Volk war in dumpfer Gährung. Endlich brach der Sturm los.

Es waren Anstalten zum Geburstag des Königes, und zur Vermählung der Prinzessin Marianne getroffen worden. In der Nacht vom 22. August wurden Placate an den Straßenecken in Brüssel angeheftet mit den Worten: Montag Feuerwerk, Dienstag Illumination, Mittwoch Revolution. Die bestürzte Regentschaft verschob die Feste; der Geburtstag des Königes wurde ohne Feierlichkeit, nur durch einen einfachen Gottesdienst und durch eine Parade der Garnison, die etwas über 2000 Mann stark war, begangen. In den kleinern Städten um Brüssel lagen ungefähr 8000 Mann. Wie leicht hätte man unter dem Vorwand einer großen Revüe zu Ehren des königlichen Geburtstages diese Truppen nach Brüssel ziehen können, wo schon seit vierzehen Tagen die öffentliche Aufreizung sehr lebhaft sichtbar war? Allein man glaubte die Gefahr zu ersticken, wenn

man nicht davon sprach. Der verhängnißvolle Mittwoch, der als der Tag der Revolution bezeichnet war, kam. Der Morgen, der Mittag ging ohne Bewegung vorüber. Am Abend hatte die Vorstellung „der Stummen von Portici" eine ungeheure Menge herbeigezogen; der Saal konnte sie nicht alle fassen, die Masse war auf dem Münzplatze versammelt. Beim Ausgange der Oper, während deren Aufführung ein, mit einer Art Kokarde versehener Mensch im Parterre abgeredetermaßen durch Emporstrecken dieser Kokarde immer das Zeichen zum Beifall und Geschrei gegeben hatte, bildeten sich zahlreiche Gruppen und bewegten sich nach dem Büreau des National, des verhaßten ministeriellen Journals. Die Fenster wurden eingeworfen, man versuchte die Thüren zu sprengen. Eine Stimme rief: „zu Libry!" Auf diesen Ruf zog sich die Masse nach der Wohnung des Buchhändlers Libry Bagnano. Libry, der Herausgeber des National, wurde nicht zu Hause gefunden, er wäre ein blutiges Opfer des Volkshasses geworden. Fenster, Thüren, Meubles wurden zerstört, die Bücher und Papiere zerrissen. Im Keller fanden sich acht Fässer und 1500 Bouteillen Wein vor, den sich die Menge schmecken ließ, und der die ohnedieß schon erhitzten Köpfe noch heißer machte. Uebrigens ging es ganz in der Ordnung zu, so daß ein Engländer, der seinen Korkzieher den Trinkern gleichen, solchen nach dem Trinkgelage zurückerhielt. Um eilf Uhr Abends füllte die Masse die breite Magdalenenstraße an. Die Polizei enthielt sich, einzuschreiten. Gegen Mitternacht vertheilte sich die Menge. Einige Gruppen begaben sich auf den

Königsplatz, mit einer Fahne voran, die aus einem Fenster-Vorhange Libry Bagnano's gemacht war. Der Platz-Commandant zeigte sich und fragte, was man wolle. Freiheit! Gerechtigkeit! wurde verworren geschrieen. Ein Soldat trat aus den Reihen, und bat die Umstehenden mit Thränen in den Augen, sich zurückzuziehen, indem er sagte: „ich bitte, zerstreut euch, spart uns die Schande, belgisches Blut vergießen zu müssen.“ Diese einfachen Worte brachten größere Wirkung hervor, als der stärkste Widerstand vermocht hätte.

Ein anderer Haufe zog vor den Justiz-Palast, und zertrümmerte in einem Augenblicke die Fenster des Assisen-Saales, unter dem Rufe: „Nieder mit van Maanen! es lebe Potter!“ Kurz darauf begab sich der General-Commandant des Platzes auf das Rathhaus; die berittene Gens'darmerie begann Detachementsweise umherzureiten.

Ein noch stärkerer Haufe zog durch die Barlaimontstraße nach dem Hause des Polizei-Directors van Knyff. Wie bei Libry wurde auch hier alles zerstört, jedoch nichts entwendet. Nun nahmen die Zusammenrottungen schon einen ernstern Charakter an. Die Einwohner verließen die Häußer, die Truppen ergriffen die Waffen. Die ersten Schüsse fielen gegen Ein Uhr Nachts. Der Tumult vermehrte sich nur noch mehr. Die Masse, berauscht von Libry's Weinen, wälzte sich mit großem Geschrei nach dem Hotel des Ministers van Maanen. Die Thüren wurden gesprengt, und die Menge drang mit dem Rufe:

von dem Könige bekleidet sind, schien es uns sehr erfreulich, die zur Sicherheit eines Kriegsplatzes unumgänglich nothwendigen und unter so ernsten Umständen gewöhnlichen Maasregeln mit denen vereinen zu können, die uns das Vertrauen gestattet, das wir in die Familien-Väter aller Classen setzen, und das bis jetzt von den Civil-Behörden der Provinz Antwerpen beobachtete Benehmen. Hiernach haben wir beschlossen" ꝛc. ꝛc.

Hier folgt nun die Ernennung einer außerordentlichen Commission, aus dem General Chassé, dem Gouverneur der Provinz und dem Bürgermeister von Antwerpen bestehend.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß unter den mißlichen Umständen die beiden Prinzen an die Belgier eine günstigere und klarere Proclamation erlassen hätten. Sie enthielt kein Wort von einer Anordnung, von einer Verbesserung; sie schien nichts voraus zu sagen, als militärische Maasregeln, und man glaubte, darin die Intention zu erkennen, nach einander die Bürger aller Städte zu entwaffnen, und dieselben durch die holländischen Truppen besetzen zu lassen.

Dazu kam, daß die ministeriellen Blätter noch immer von der Nothwendigkeit sprachen, Belgien mit Gewalt der Waffen zu zähmen; von diesem Siege hänge das Heil Hollands ab. So wenig wollte man einsehen, daß militärische Maasregeln blos Oel in die Flamme goßen.

In Brüssel herrschte fortwährend Ruhe. Die Prinzen übernachteten zu Vilvorde. Am Morgen lud ein Adjutant des Prinzen von Oranien den Commandanten der Bürgergarde d'Hooghvorst zu Sr. Königl.

Hoheit nach Laeken ein. Eine Deputation begleitete denselben dahin, um den Prinzen den Wunsch auszudrücken, sich unter der alleinigen Escorte der Deputirten in die Stadt zu begeben, um sich von dem guten Geiste der Bürger zu überzeugen.

Die Antwort der Prinzen war: sie seyen geneigt, in die Stadt zu kommen, von der Bürgerschaft umgeben, und dem Militär gefolgt, das bestimmt sey, den Bürgern den peinlichen Dienst der Bewachung abzunehmen, sobald die ungesetzlichen Farben und Fahnen abgenommen, und die Zeichen, welche durch eine irregeleitete Menge weggenommen worden, wieder an Ort und Stelle seyen.

Als bis 7 Uhr Abends die Nachricht, die Prinzen wollen mit Truppen einrücken, ohne Etwas zu versprechen, in der Hauptstadt sich verbreitete, stürzte der Volkshaufe auf das Thor von Laeken, und den Boulevards zu, in der Absicht, auf jeden Fall alle Vorkehrungen zu treffen, um sich dem Einzuge der Truppen zu widersetzen, wenn er mit Gewalt erzwungen werden sollte. Zahlreiche Barricaden wurden nach einander an allen Thoren von dem Laekener Thore an bis zu dem von Namur errichtet. Man riß die Straßen-Pflaster auf, und fällte auf den Boulevards viele Bäume, um alle Zugänge zu verrammeln, die aus dem Innern der Stadt nach diesen Promenaden führen. Denselben Plan befolgte man an den Ausgängen der Hauptstraßen, im Innern der Stadt, Die ganze Nacht wurde zu diesen Arbeiten verwendet, und am Morgen bot die Stadt allenthalben zahlreiche und feste Verschanzungen dar.

Eine zweite Deputation war Abends 7 Uhr nach Vilvorde abgegangen, um den Prinzen die Stimmung des Volkes über die erste Antwort mitzutheilen. Gegen Mitternacht kehrte sie zurück, und war gezwungen, mit Leitern über die zahlreichen Barricaden zu steigen, welche während ihrer Abwesenheit errichtet worden waren. Von dieser zweiten Deputation waren einige Zugeständnisse erwirkt worden; wiewohl sie von den Prinzen sehr kalt aufgenommen worden war. Dieselben zeigten anfangs wenig Neigung, ihren Entschluß zu ändern. Das Gespräch war sehr lebhaft. Alle Deputirten nahmen nach einander das Wort, um den Prinzen die in Brüssel herrschende Gährung zu schildern, und dieselben zu beschwören, eine entschlossene und muthige Bevölkerung nicht auf das Aeußerste zu treiben. Der Fürst von Ligne rief mit lebhafter Bewegung aus: wenn man darauf bestände, in Brüssel mit Gewalt einzudringen, so müsse man zuerst über seinen Leichnam wegschreiten. Ein Anderer sagte zum Prinzen von Oranien: er mache ihn persönlich für das Blut verantwortlich, das vergossen würde. Der Prinz wollte nicht nachgeben, erst nach einer geheimen Unterredung mit dem Prinzen Friedrich und dem Minister Gobbelschroy entschloß er sich, „nur in Begleitung seines Stabes und ohne Truppen nach Brüssel zu kommen." Er ersuchte die Bürgergarde, ihm entgegen zu gehen. Die Deputirten übernahmen die Garantie für seine Person, wie dafür, daß es ihm frei stehen solle, entweder mit der Bürgergarde in die Stadt zu rücken, oder sich zurück zu begeben, wenn er es für dienlich erachte.

Um 2 Uhr Nachmittags kam der Prinz in Begleitung des Herrn von Gobbelschroy und eines Adjutanten in die Stadt, gefolgt von der Bürgergarde. Als der Prinz an ihrer Fronte hinunterritt, präsentirte dieselbe überall das Gewehr, aber nicht Ein Ruf erscholl in den Reihen, obgleich man das Vertrauen und die Freundlichkeit, die er den Brüsselern bewies, anerkannte. In den ersten Straßen, die er durchritt, schien er erstaunt, als er die großen Anstalten zu einer energischen Vertheidigung sah. Auf dem Münzplatze rief man: „es lebe der Prinz! es lebe die Freiheit! nieder mit van Maanen!" Der Prinz antwortete: „ja, meine Freunde, es lebe die Freiheit, ihr sollt sie erhalten." Auf dem großen Platze vor dem Stadthause versicherte er das Volk: „nie werde der König seine getreuen Unterthanen durch seine Truppen angreifen lassen." Von da begab er sich, blos von seinen Adjutanten und einigen berittenen Bürger-Offizieren begleitet, rasch nach dem Justiz-Pallaste. Die Barricaden, die er in den Straßen traf, nöthigten ihn, seinem Pferde die Sporen zu geben, um sie zu überspringen. Sein Gefolge konnte ihm nicht geschwind genug folgen, so daß er fast allein vor dem Justizpallast ankam. Die Schildwache daselbst fällte das Bajonnet gegen ihn, bis sie sah, wen sie vor sich hatte. Auf dem Wege sollen Steine nach ihm geworfen worden seyn, wovon ihn jedoch keiner verletzte.

Von seinem Pallaste aus versicherte er in einer Proclamation nochmals, daß keine Truppen in die Stadt kommen würden; zugleich ernannte er eine Volks-Commission, um ihm die geeignetsten Maas-

regeln vorzuschlagen. Allein bei all dem war man in der Stadt nichts weniger als zufrieden und beruhigt.

Am 2. September kehrte die Deputation vom Haag nach Brüssel zurück. Der Hauptbescheid, den der König zwar wohlwollend aber entschieden gab, ging dahin: daß er das Gesuch in Erwägung ziehen wolle. Dieser Bericht der Deputation war weit entfernt, die Gährung der Gemüther niederzuschlagen. Jeder sagte und wiederholte: dieß sind leere Versprechungen und nichts weiter.

Am 3. September ertheilte der Prinz zahlreiche Audienzen, um sich selbst von der Stimmung der Gemüther zu überzeugen. Er schien durchdrungen von der Nothwendigkeit, den energischen Reclamationen der Belgier Recht widerfahren zu lassen. Um zehn Uhr Morgens brachte die von dem Prinzen unter dem Präsidium des Herzogs von Ursel ernannte Volks-Commission, die die geeigneten Maßregeln zur Erhaltung des Friedens vorschlagen sollte, die Trennung Hollands und Belgiens zur Abstimmung. Die Commission überbrachte dem Prinzen diese ihre einstimmige Ansicht. Der Prinz berief die in Brüssel anwesenden Deputirten der Generalstaaten, den Generalstab der Bürgergarde und Deputirte aller Sectionen, so wie die Deputation der Stadt Lüttich in den Pallast. Alle Anwesenden forderten mit einstimmigem Rufe die Trennung Belgiens von Holland.

Der Prinz reiste um zwei Uhr nach dem Haag ab, um diesen allgemein geäußerten Wunsch, unter der Bedingung einer Trennung Belgiens von Holland der Dynastie treu zu bleiben, selbst seinem Vater zu über-

bringen. Unmittelbar nach seiner Abreise verließen die seit acht Tagen im Pallast eingeschlossenen Truppen Brüssel. Die Bürger waren nun die einzigen Herren der Stadt.

Das diplomatische Corps erklärte, der Geist des Londoner-Vertrags widersetze sich in keiner Weise der Trennung Belgiens und Hollands in zwei Staaten unter dem Scepter der Dynastie Oranien.

Indessen kamen von Soignies, Alost, Gemape, Charleroi, Mons ꝛc. Deputationen nach Brüssel, um der Stadt alle nöthige Unterstützung an Geld, Mannschaft und Munition zuzusagen. Von Lüttich zogen immer neue Züge von Freiwilligen den Brüsselern zu Hülfe. Das Journal vom Haag meldete, die Idee der Trennung des Nordens und Südens sey ohne Ungunst aufgenommen worden, und van Maanen habe seine ehrenvolle Entlassung erhalten. Aber unglücklicher Weise erschien zugleich mit dieser Nachricht eine Proclamation des Königes, die für den Vorschlag zur Trennung nicht günstig lautete; denn ob sie gleich nicht geradezu verworfen wurde, so war doch die Abneigung des Königes gegen diese Maßregel nicht zu verkennen. Sie brachte in Belgien einen widrigen Eindruck hervor. Die Regierung sah immer noch in dem Aufstande der Nation nicht diese selbst, sondern nur eine Faction; hätte sie recht gesehen und wahrgenommen, daß sie bereits nicht mehr Meisterin der Ereignisse sey, so mußte sie jetzt eine ganz andere Sprache führen, als die in der Proclamation war. So lange die Opposition sich nur auf einige Beschwerden stützte, konnte man daran zweifeln, ob sie in den südlichen Provinzen, bis in die un-

ersten Classen hinab, eine nationelle Zustimmung erhalte; denn diese Beschwerden reducirten sich nur auf abstracte politische oder legislative Fragen, für deren Auffassung das Volk im Allgemeinen wenig Sinn hat. So wie aber das Wort: „Trennung von Holland" ausgesprochen worden, hatte es wie ein Zauberschlag auf alle Gemüther gewirkt. Was die Angelegenheit einer Parthei war, deren erstes Beginnen Brüssel mit Schrecken erfüllte, und von jedem friedlichen Bürger getadelt wurde, war nun, veredelt, Sache aller Belgier geworden. Selbst diejenigen, die das Treiben der Opposition früher in Manchem gemißbilligt hatten, durften sich nun von der allgemeinen Sache nicht lossagen. Dieß hätte die Regierung einsehen, und dringend wünschen sollen, die Trennung, mit Beibehaltung der Dynastie, baldmöglichst auf einem friedlichen Wege zu Stande zu bringen. Ihre Verblendung ist unbegreiflich.

Indessen blieb es in Brüssel ruhig. Man erwartete die Entscheidung der Generalstaaten im Haag, wohin auch alle Deputirten der südlichen Provinzen sich begeben hatten. Bald aber traf die Nachricht von den Verfolgungen und Kränkungen ein, denen die belgischen Deputirten im Haag ausgesetzt waren, so wie von der Art, wie man die belgische Sache dort behandelte. In der Thronrede hatte der König die Brüsseler Meuterer genannt. Das ministerielle Blatt, niederländsche Gedachten, drohte den Brüsseler- und andern Abgeordneten mit dem Schaffot. Einer der Deputirten schrieb aus dem Haag nach Brüssel: „Der Himmel verdunkelt sich, schwarze Wolken nahen, der Sturm dröhnt, die holländische Parthei herrscht in den General-

staaten. Belgier, haltet euch bereit, zum Kampf oder zur Sklaverei!"

Baron Staffart, Abgeordneter und eines der Häupter der Opposition, hatte schon am 15. September den Haag verlassen, und durch eine öffentliche Bekanntmachung seinen Mitbürgern auseinandergesetzt, wie sehr die Erwartungen der Belgier getäuscht würden, und wie wenig sie von der Regierung in Betreff ihrer vorgelegten Wünsche zu erwarten hätten.

Die Bürger von Brüssel, Lüttich und Löwen sandten, auf's äußerste gereizt durch die Thronrede und durch das, was über die Generalstaaten verlautete, Adressen an ihre Deputirten, worin sie dieselben aufforderten, auf der Stelle den Haag zu verlassen. Die Ueberbringer dieser Adressen mußten diese Hauptstadt auf's schleunigste räumen, weil ihre Freiheit, ja ihr Leben in Gefahr war.

Die holländische Majorität sprach laut die Absicht aus, sich auf die belgischen Angelegenheiten gar nicht einzulassen, so lange dieses Land nicht von der Empörung zur Ordnung zurückgekehrt sey; als Mittel hiezu schlage sie vor, für die Masse der Empörer eine Amnestie zu erlassen, die Führer aber exemplarisch zu bestrafen. Schon fing man an, in Brüssel zu glauben, man werde die Deputirten als Geiseln zurückbehalten. Die Gährung wurde nur noch größer. Der Haß gegen Holland wuchs, so wie gegen die Regierung. Mangel an Aufrichtigkeit, schleichender Gang, blindes Verkennen der Umstände wurde ihr in öffentlichen Blättern bitter vorgehalten, und gesagt, daß dieß *dazu dienen* müsse, den Uebertritt Belgiens zu

Frankreich zu beschleunigen. Die Glieder der Sicherheits-Commission und des Generalstabs der Brüsseler Bürgergarde waren zwar gewaltsamen Schritten abgeneigt; diese hofften immer noch zwischen offener Empörung und Unterwerfung bis zum Ausgange der Verhandlungen im Haag die Mitte halten zu können. Sie geriethen aber durch die immer schwieriger werdenden untern Classen in's Gedränge. Arbeit- und Brodlosigkeit waren die Haupt-Ursachen dieser Gährung in den niedern Ständen. Sie hatten durch die letzten Ereignisse zu gewinnen gehofft, und fanden sich bitter getäuscht. Die Aussicht auf einen für Belgien günstigen Ausgang verschwand; im Haag schleppten sich die Verhandlungen langsam fort; man mußte aus allen Gründen an dem aufrichtigen Willen des Ministeriums zweifeln; die holländische Parthei gewann sichtlich die Oberhand; die Nothwendigkeit, aus dem gegenwärtigen halben Zustande herauszutreten, wurde immer einleuchtender und dringender. Diese Gährung wußten die Priester und der Adel, so wie die Liberalen zu benützen und zu steigern. Den Lütticher Garden besonders, die sich in Brüssel befanden, genügte der halbe Zustand nicht. Dem Charakter ihres Volksstammes treu, wollten sie schnell vorwärts gehen. Wegen einer Streiferei der Lütticher kam es zum Streite zwischen dem Brüsseler Generalstaab und den Lütticher Offizieren. In der Nacht vom 20. September wurden einige Bürgerwachen von dem Volke entwaffnet; am andern Tage Morgens zehn Uhr, drang das bewaffnete Volk in's Rathhaus ein, bemächtigte sich der Waffen, die es dort fand, und organisirte sich schnell. Der Generalstab

und das Conseil der Bürgergarde und die Sicherheits-Commission wurden aufgehoben; die Garde selbst löste sich auf, und ein Theil derselben trat zu dem bewaffneten Volke über. Brüssel war jetzt in voller Revolution. In einer seit einigen Tagen entstandenen Central-Commission, die sich selbst eingesetzt hatte, und wo die Lütticher herrschten, gingen unterdessen die Berathungen über eine provisorische Regierung vorwärts. Am 22. Sept. wurde diese in Brüssel verkündigt. Als deren Mitglieder wurden genannt van Potter, Graf Merode, Graf Oultremont, van Staffart, Advokat Kaikem, Gendebien und van de Weyer. Von Beibehaltung der Dynastie war in der Proclamation dieses provisorischen Gouvernements keine Rede mehr; im Gegentheil wurde Belgien zum Kriege gegen Holland aufgefordert. Das war die Frucht des Zauderns, der Verblendung des Königes und seiner Räthe. Während man im Haag Phrasen drechselte, wurde das Gebäude der Monarchie in Brüssel umgeworfen.

Die Bekanntmachung der provisorischen Regierung wurde mit großem Beifall aufgenommen; ganz anders aber die drohende Proclamation des Prinzen Friederich, die er am 21. September von Antwerpen aus erließ, und worin dem Volke zwar Amnestie zugestanden, aber den Häuptern und Urhebern der Unruhen, so wie den Fremden exemplarische Züchtigung angedroht, und das Einrücken der Truppen in Brüssel gemeldet wurde. Diese Proclamation ward, sobald sie in Brüssel bekannt wurde, Gegenstand einer Berathung im Stadthause zwischen einigen Chefs der Bürgergarde

und einigen Offizieren der Sectionen. Unentschlossen ging man auseinander. Da faßte Dücpetiaux, Präsident des Brüßler-Clubbs, den Entschluß, mit drei andern sich in's Hauptquartier des Prinzen zu begeben, und ihm den Zustand der Stadt vorzustellen, im Namen der Bürger-Armee gegen eine dem Prinzen etwa von Privat-Personen zugekommene Einladung, sich nach Brüssel zu verfügen, zu protestiren, und endlich zu verlangen, daß die der Amnestie beigefügten Beschränkungen gänzlich aufgehoben werden müssen, wenn der Prinz ohne Widerstand in die Stadt einrücken wolle. Im Hauptquartier angekommen, wurden die vier Parlamentäre völkerrechtswidrig von dem Prinzen festgenommen, und in Verhaft nach Antwerpen gebracht.

Als man dieß erfuhr, und zugleich hörte, daß die Truppen im Anzuge seyen, bereiteten sich alle Einwohner zu dem heftigsten Widerstande. Die Barricaden vermehrten sich, das Pflaster wurde aufgerissen, die Frauen trugen Steine in die obern Stockwerke der Häuser. Die Sturmglocke ertönte an einem fort. Die ganze Bevölkerung von Brüssel ohne Unterschied des Alters und Ranges war unter den Waffen. Alles war bereit, sich eher unter den Trümmern der Stadt zu begraben, als sich zu unterwerfen. Am 22sten kam es zu Scharmützeln vor der Stadt. Am Morgen des 23sten begannen die vor Brüssel stehenden Truppen bereits um fünf Uhr eine heftige Kanonade. Um eilf Uhr hatten sich die Truppen des Schärbecker-Thors, nahe am botanischen Garten, bemeistert. In den Straßen der Stadt wurde aus allen auf sie ge-

schossen, mit Steinen, Feuerbränden, siedendem Oel und Wasser auf sie geworfen; um fünf Uhr Abends waren sie Herren des Königsplatzes, des Schlosses und des Parkes. Von da wandten sie sich nach der innern Stadt, und drangen allmählig, der Barricaden sich bemächtigend, bis zum Stadthause vor. Vom Königsplatze aus spielten die holländischen Kanonen in alle Straßen, und steckten die Gebäude in Brand. In der untern Stadt aber, die sie leicht zu beherrschen glaubten, fanden sie den heftigsten Widerstand, der von alten und gedienten Offizieren und Soldaten aus der napoleonischen Schule gut geleitet wurde. Hier waren die Barricaden so fest gebaut und wurden so lebhaft vertheidigt, und das Kleingewehr-Feuer von der Straße und den Häusern herab war so mörderisch, daß die Holländer nach 12stündigem erbittertem Kampfe sich zum Rückzuge genöthigt sahen. Man schlug sich bis zur Nacht. Ueberall her aus den Umgebungen strömten den Brüßlern Verstärkungen zu, und noch am nämlichen Tage bemächtigten sie sich wieder des Königsplatzes, mehrerer von den Truppen besetzten Gebäude und selbst des königlichen Pallastes.

Am 24sten wurden die Truppen noch aus mehreren Stellungen verdrängt, so daß ihnen nur das Innere des Parks blieb, wo sie sich mit zwölf Kanonen vertheidigten. Sie schoßen nun mit glühenden Kugeln und Congreveschen Raketen auf die Stadt, und es brach in drei Gegenden Feuer aus. Damit der Brand nicht gelöscht werden könnte, wurden Kartätschen auf eines der brennenden Häuser geschleudert. Man ließ den Truppen sagen, wenn sie dieses Feuern nicht ein-

Brüssel gerückt waren, entkamen etwa 1500. Auf dem Rückzuge wurden sie noch von dem Landvolke, das sich in Massen erhob, mit außerordentlicher Erbitterung verfolgt.

Am 26sten erließ die provisorische Regierung folgende Proclamation:

„Brave Belgier! Zu lange schon wurdet ihr der Eifersucht der Holländer geopfert, die, nicht zufrieden, sich aller Grade zu bemächtigen, alle Gelegenheiten ergreifen, euch zu demüthigen, euch zu mißhandeln. Die gehässige Herrschaft der Partheilichkeit und der Ungerechtigkeiten aller Art, die sie auf Belgien lasten ließen, unterdrückte euch nur zu lange. Tapfere Soldaten! Der Augenblick ist gekommen, unser Vaterland von dem Joche zu befreien, mit dem jene entartete Nation uns belastet. Sie selbst gaben das Signal zur Trennung, das belgische Blut ist geflossen, und fließt noch, auf Befehl dessen, der eure Eide empfing. Dieses Vergießen eines edlen Blutes hat alle Bande zerrissen. Die Belgier sind entledigt, wie wir sie entledigen, von jedem Eide."

In ähnlichem Tone, wie diese Proclamation, äußerten sich Privatbriefe von Brüssel: „Wir sind in der Trunkenheit des Sieges; bereits haben wir auf den Leichnamen unserer Brüder geschworen, daß die Nassau's uns nie mehr beherrschen sollen. Die Patrioten wünschen auf's Entschiedenste die Errichtung einer Föderativ-Republik.

Nach dem Abzuge der Holländer, die dem Blutbade entronnen waren, strömte eine unzählige Menschenmenge nach den von ihnen verlassenen

Plätzen. Diese Plätze boten einen schrecklichen Anblick dar. Die Alleen des Parks waren mit Blut gefärbt, Haufen von Leichen lagen umher zwischen Trümmern von Bäumen, Eisengittern und Statuen, die durch Kartätschen zerschmettert wurden. Der gewöhnlich vom Prinzen Friedrich bewohnte Theil des Palastes, das Hôtel Bellevue, sowie viele andere Gebäude des Parks, und die ganze Königsstraße waren zerstört. Auf dem St. Michaelsplatze wurde ein Graben gemacht, um die irdischen Ueberreste der in den denkwürdigen Tagen gefallenen Bürger aufzunehmen. Ein Monument wurde bestimmt, die Namen der Helden und den Dank des Vaterlandes auf die Nachwelt zu überliefern. Auch beschloß man, wie in Paris, für die Kinder und Wittwen der Gefallenen zu sorgen.

Am 27. September traf Herr de Potter von Paris in Brüssel ein. Mehr als 20,000 Menschen gingen ihm entgegen; man spannte seine Pferde aus, und unter dem Rufe: „Es lebe Potter! Tod den Holländern, den Mördern unserer Weiber und Kinder!“ zog man ihn bis zum Rathhause. Mit Mühe konnte er in das Innere des Gebäudes gelangen, so dicht war die Menschenmenge. Die Mitglieder der provisorischen Regierung empfingen ihn mit Freuden. Er zeigte sich sofort dem allgemeinen Wunsche gemäß auf dem Balkone, wo er das Volk anredete, und ihm zu helfen schwur, das Joch der Holländer abzuschütteln.

Zu bemerken ist, daß während der Gefahr die sonst immer lauten Partheihäupter sich zurückzogen; sobald die

Truppen in die Stadt rückten, verließen alle Chefs ihre Posten; sie glaubten, Alles sey verloren. Van de Weyer und Gendebien entflohen nach Valenciennes. Nur Baron Hoogvorst wollte nicht weichen; doch entwickelte er so wenig, als F. von Merode, besondere Kraft. Das Volk allein hielt die Truppen im Vordringen auf; die Lütticher, besonders ihre Artillerie, angeführt vom „hölzernen Bein," bedeckten sich mit Ruhm. Die regelmäßige Verschanzung der Häuser und Straßen leiteten Franzosen (es sollen gegen 4000 in der Stadt gewesen seyn), meist alte Soldaten, Deserteurs ꝛc. Erst durch die Ernennung Juans van Haalen gab die provisorische Regierung ein Lebenszeichen von sich. Herr de Potter erhielt schon in Valenciennes die Nachricht von der Gefahr seiner Mitbürger, aber hielt es nicht für gut, unter diesen bedenklichen Umständen seine Reise zu beschleunigen. Dagegen wurde er, nach dem Kampf und Siege des Volkes voll Muth und Leben, und eilte seinen Triumphzug zu halten. Das gleiche that die provisorische Regierung. Am 27sten September frühe, nachdem kein Holländer mehr in der Stadt war, erließ sie folgende Proclamation: „In Betracht, daß es an jeder constituirten Behörde sowohl zu Brüssel, als in den meisten Städten Belgiens mangelt; in Betracht, daß unter den jetzigen Umständen ein allgemeiner Mittelpunkt für die Operationen das einzige Mittel ist, unsere Feinde zu besiegen, und der Sache des belgischen Volkes den Triumph zu sichern, bleibt die provisorische Regierung aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt: Baron Vanderlinden Hoogvorst; E. Rogier, Advokat

zu Lüttich; Graf Felix v. Merode; Gendebien, Sylv. Vandeweyer, Advokaten beim Gerichtshofe zu Brüssel; Jolly, vormaligem Officiere des Genieweſens; Joſeph Vanderminden, Schatzmeiſter: J. Nicolai, Advokat; Fr. de Coppins, Advokat. Auch Potter wurde Mitglied.

Mit dem Abzuge der Holländer aus Brüſſel hatte die belgiſche Sache eine entſcheidende Wendung genommen. König Wilhelm hatte die Waffen zuerſt gegen ſeine Unterthanen erhoben, und war nun beſiegt. Die Bande, die Belgien an ſeine Dynaſtie ketteten, waren gelöst; denn die Sache Brüſſels war nun die gemeinſame belgiſche. Charleroi, Philippeville, Namur, Mons, Ath, Tournay, Lüttich beſonders zählten eine große Zahl der Ihrigen in den Reihen der Kämpfenden. Auch die Dörfer vereinigten ſich, um Mannſchaft und Kriegsbedarf nach Brüſſel zu ſchicken. General Hower, der in Mons befehligte, hatte nach Ath einen Obriſten geſchickt, der die Stadt in Belagerungszuſtand erklären, und das Commando übernehmen ſollte. Bei der Nachricht von dieſer Miſſion bemächtigte man ſich des genannten Officiers, der in's Gefängniß geführt wurde. Dann zogen die Bürger vor die Caſernen, wo die Soldaten die Waffen ſtreckten. Faſt in demſelben Augenblicke öffnete das Schloß ſeine Thore.

Auf allen Straßen ſtieß man auf ſtarke Züge von Land- und Städte-Bewohnern, welche Wagen mit Lebensmitteln, Geld und Munition nach Brüſſel führten.

Bald verbreitete ſich die Nachricht, Brüſſel ſolle nunmehr von Cort Heiligers mit Belagerungsgeſchütz angegriffen werden. Don Juan van Haalen erließ

einen Tagsbefehl des Inhalts, daß der Generalmarsch und die Sturmglocke der Hauptkirche das Signal für alle Bewaffneten seyn sollte, sich zu versammeln. Indessen dauerte der Zustrom von Freiwilligen aus Paris und ganz Frankreich fort. Die provisorische Regierung beschloß, die Offensive zu ergreifen. Nach mehreren Städten wurde Mannschaft abgesandt, um die Bürger derselben in der Insurrection zu unterstützen. In andern, die schon offen der provisorischen Regierung beigetreten waren, setzte man neue Bürgermeister und Gouverneure im Sinne der Parthei ein. Außerdem wurde in Brüssel, um für die öffentliche Ordnung zu wachen, während die mobilen Colonnen gegen den Feind zogen, die Bildung einer Stadtgarde verfügt, wozu alle waffenfähigen Einwohner von 18 bis zu 50 Jahren berufen waren. Alle belgischen Beamten wurden von dem neuen Gouvernement ihrer Eide gegen die königliche Regierung für entbunden erklärt; doch wurde Jedem freigestellt, die provisorische Regierung anzuerkennen oder nicht. Das Benehmen derjenigen, die Letzteres thun würden, dürfe aber von nun an nur ein passives seyn.

Bald kam es auch in den andern Städten zu blutigen Auftritten. In Tournay wurde am 28. September die Bevölkerung Meister der Stadt, während die holländischen Truppen die die Stadt beherrschende Citadelle besetzt hielten. Ein wichtigerer Schritt erfolgte in Mons. Diese Stadt stand seit vierzehn Tagen unter dem Commando des Generals Howen, eines Hol-

länders. Am 29sten Morgens wurden [illegible] len Tho-

[illegible] Kanonen aufgestellt, und gegen [illegible] gerich-

tet. Ein Bataillon besetzte den Rathhausplatz mit zwei Kanonen. Die Garnison bestand aus 3500 Mann und einem Bataillon Artillerie. Ein Theil dieser Truppen stand Morgens um 6 Uhr unter den Waffen, als plötzlich ein Soldat ausrief: „Es lebe die Freiheit! Es leben die Belgier!" und dann zu seinem Officiere sagte: „Ich gehe nach Hause." Der Officier wollte ihn in die Reihe zurückstoßen. Der Soldat aber ergriff ihn, und schleppte ihn in die Mitte des Platzes. In diesem Augenblicke erscholl aus allen Reihen: „Es lebe die Freiheit!" und die Soldaten liefen mit Waffen und Gepäck auseinander, um nach Haus zurückzukehren. In weniger als einer Stunde befand sich die Stadt ohne Garnison, und die Bürger von Mons waren Meister einer der Festungen ersten Rangs, mit ungeheurem Material (500 Kanonen und einer Menge Waffen und Munition.) 300 Holländer wurden mit ihren Officieren, worunter die Generale Duvivier und Howen, zu Gefangenen erklärt. Sie mußten zu ihrer persönlichen Sicherheit in Mons bleiben, weil sie von dem erbitterten Landvolke vernichtet worden wären.

Am 30sten steckte Gent die brabantische Fahne auf. Ostende wurde um dieselbe Zeit besetzt, und auch Brügge gieng über. Indeß so beinahe in allen Plätzen die Insurrection die Oberhand bekam, zogen die Holländer eine immer größere Streitkraft nach Antwerpen, als ihrem Hauptquartiere, zusammen. Hieher eilten die Reste der Truppen, die von Brüssel mit heiler Haut davon gekommen waren; außerdem wurde alles disponible holländische Militär, sogar einige Strafbataillone, die sonst nur zur Ergänzung der Trup-

pen in Ostindien gebraucht werden, auf Wagen dorthin gebracht. Der Kampf schien hier eine ernstere Gestalt annehmen zu wollen. Nun gab auch der Prinz von Oranien wieder ein Lebenszeichen von sich, während man sich zu Brüssel mit einem Constitutions-Entwurfe für das unabhängige Belgien beschäftigte, erließ er vom Könige mit der Verwaltung der treu gebliebenen südlichen Provinzen beauftragt, unterm 5. Oct. von Antwerpen aus eine Proclamation, worin er alle Forderungen der Belgier zugesteht, Vergessenheit alles Geschehenen und alle möglichen Verbesserungen, namentlich einen aus Belgiern bestehenden Staatsrath um sich zu versammeln, verspricht. „Belgier!“ schließt er, „durch diese Mittel hoffen Wir mit euch dieses schöne Land zu retten, das Uns so theuer ist.“ Aber zugleich mit dieser Proclamation kam die officielle Nachricht, daß Herr van Maanen, jedem Belgier ein Dorn im Auge, wiederum vom Könige zum niederländischen Justizminister ernannt worden sey. Gewiß eine augenscheinliche, neue Verkehrtheit, und eine eigenthümliche Lösung des gegebenen königlichen Versprechens, van Maanen dem Wunsche der Belgier gemäß durch einen populären Minister zu ersetzen! Wie kann ein System, das jeden Tag schwankt und schaukelt, bei einer Nation Zutrauen erwecken? Was mußten die Belgier von der im Namen des Königs gegebenen Proclamation des Kronprinzen halten? Wir glauben fest an die Loyalität, Biederkeit und den Freisinn des Königes Wilhelm von Holland, auch sind wir der Ueberzeugung, daß das Recht während der verflossenen 15 Jahre großentheils auf seiner

Seite war, aber in der Revolution selbst ist er von schlimmen Berathern schlimm geleitet worden. Es gehörte wenig Scharfsinn dazu, um endlich einzusehen, daß die Belgische Sache nicht mehr blos Factions-Sache war, daß die Factions-Männer, die allerdings das Feuer zuerst entzündeten, endlich die ganze Nation auf ihre Seite gezogen hatten, und daß sie dieß nicht hätten bewirken können, wenn nicht im Volke selbst der Keim des Mißvergnügens über Nichtbeachtung gegründeter Beschwerden, das tiefe Gefühl nationaler Kränkung, als Zündstoff lange vorbereitet gelegen wäre. Wozu den Süden durch Drohungen, durch ein dem versprochenen entgegengesetztes Verfahren, in dem Augenblicke, wo man ihn der Dynastie erhalten wollte, auf's Höchste reizen? — wozu ein Volk auf's Aeußerste treiben, dem der Fanatismus, der falsche und wahre Enthusiasmus der aufgeregten Massen, die Hoffnung auf den Beistand Frankreichs, die Unmöglichkeit der Rückkehr, die Verzweiflung und der Anblick der Unthätigkeit des Gegners an und für sich schon siegreiche Kräfte verlieh? Ein großer Vulkan war geöffnet; diesen wieder zu schließen, bedurfte es mehr als Hof-Intriguen und Arglist, es bedurfte Verstand und Weisheit, Kraft und Charakter; die Fürsten und die Völker, welche diese nicht haben, fallen dem Schicksal anheim. Ob aber diese Eigenschaften in Vereinigung oder auch nur Eine derselben die holländische Regierung in der belgischen Sache entwickelt habe, dieß ist eine Frage, die

Jeder aus dem Gange der Begebenheiten sich leicht selbst wird beantworten können.

Der Eindruck der Proclamation des Prinzen von Oranien konnte daher auch nicht zweifelhaft seyn. Er sprach sich offen auf folgende Weise aus: „Der Prinz will Belgien retten; Belgien wird sich selbst retten. Er verspricht, die Fehler zu vergessen; wir haben uns keine Fehler vorzuwerfen. Die Fehler und Verbrechen sind auf Seite Hollands, auf Seiten seiner Dynastie, die uns seit 15 Jahren unterdrückt und uns Freiheit versprochen hatte. Die Tage des Septembers haben das Urtheil gefällt; Niemand kann mehr von dieser Entscheidung zurückkommen. Versöhnende Aeußerungen werden keine Täuschungen mehr hervorbringen; die Belgier erinnern sich der Proclamation von 1815, und des Betragens des Königs Wilhelm, das ihr 15 Jahre hindurch als Commentar gedient hat. Kein Vertrag mehr mit dem Hause Oranien!"

Vergebens sandte der Prinz einen Abgeordneten an die provisorische Regierung, um mit ihr in Unterhandlung zu treten; sie erklärte, daß nicht sie, sondern nur der nächste National-Congreß dazu Vollmacht habe. Vergebens rief er eine Berathungs-Commission, aus lauter populären Belgiern bestehend, zusammen, welche die Versöhnungs-Maasregeln vorschlagen sollte, die der Zustand von Belgien erheische. Die Namen Graf Celles, Collet, von Brukkere, von Gerlache und anderer, die als Glieder dieser Commission genannt wurden, täuschten nicht.

Die Holländer ließen ihren Grimm in unmächtigen Spott- und Schmähreden aus gegen das aufgestandene

siegreiche Belgien, in welchem sie die Kraft des National-Geistes, die sich neben den unreinen Motiven entwickelte, durchaus nicht anerkennen wollten, obgleich sie derselben allein unterlegen waren. In einer holländischen Zeitung erschien ein satyrischer Commödienzettel: „Theater zu Abdera.“ Die Truppe unter Direction der Herren d'Hoogvorst und van de Weyer wird vor ihrer Abreise nach dem Toll- oder Zuchthause, zum Benefiz ihres Soufleurs, des Courrier des Pays-bas, aufführen: „Brüssel in Aufruhr, oder der brabantische Affe“, Melodrama von Tielemans und de Neve, Musik von Bartels, mit der dazu gehörigen Decoration von Brand und Plünderung. Herr de Potter giebt den Affen.“

Aber die Gefahr nahte immer näher heran; man mußte in Holland auf kräftige Vertheidungs-Mittel denken: der König erließ zu diesem Zwecke einen Aufruf zur allgemeinen Bewaffnung, welcher große Wirkung auf die holländische Jugend hervorbrachte. Von allen Seiten sammelten sich Freiwillige, um gegen den Süden zu Felde zu ziehen. Antwerpen füllte sich immer mehr an mit Staatsmännern, Offizieren und Soldaten.

Inzwischen schritt die Revolution weiter fort. Eine Festung gerieth nach der andern in die Hand der Bürger; auch Flandern, das lange ruhig blieb, pflanzte, von der Geistlichkeit geleitet, die brabantische Fahne auf; jeder Tag machte die Trennung unwiderruflicher, die auch wirklich am 29. September, an demselben Tage, wo an mehreren Orten belgisches Blut in Strömen floß, von den General-Staaten im Haag ausgesprochen worden war.

Während die provisorische Regierung in Ernennungen und Absetzungen (worunter auch die Juans van Halen) fortfuhr, und jedem Antrage des Prinzen von Oranien zu Unterhandlungen auswich, dachte dieser doch immer noch mehr durch Unterhandeln, als durch Kämpfen zu gewinnen. Die Genter Patrioten, an die er sich ebenfalls wandte, wiesen ihn an die provisorische Regierung zurück, welche ganz Belgien, das Großherzogthum Luxemburg mit eingeschlossen, anzuerkennen sich beeilt hätte. Der Prinz hatte noch immer seinen Sitz in Antwerpen, der einzigen Stadt Belgiens, die ihm treu geblieben; jedoch herrschte auch hier kein guter Geist für das Haus Oranien, so daß, wenn nicht eine imposante Militär-Macht das Volk im Zaume gehalten hätte, auch dort der Aufstand längst ausgebrochen wäre. Des Abends nach 7 Uhr mußte immer ein Infanterie-Bataillon, zwei mit Kartätschen geladene Kanonen in seiner Mitte, die Kanoniere mit brennenden Lunten versehen, die Runde durch die ganze Stadt machen. Auch die Kriegsschiffe auf der Schelde waren stets schußfertig. Die zu Antwerpen und in der Umgegend versammelten Truppen betrugen mit Einschluß der Belgier ungefähr 15,000. Von den letztern desertirten übrigens zahlreiche Schaaren, da der General Nypels einen Aufruf an alle noch in den holländischen Reihen stehenden Belgier hatte ergehen lassen, „die Barbaren, die ihre Vaterstadt in Brand gesteckt, zu verlassen, und zu den Ihren zurückzukehren.“ Nypels war nemlich von der provisorischen Regierung das Oberkommando der belgischen Truppen an der Stelle Juans van Halen über-

tragen worden; dieser unerschrockene Parteigänger, den die Gefahr zum General machte, hatte seinen hohen Posten, auf den ihn Glück und Tapferkeit erhoben, wieder verloren, weil er halb und halb im Sinne gehabt haben soll, gegen das Central-Comité die Rolle Bonaparte's gegen das Directorium zu spielen. Sicher ist, daß das Comité ein Decret in zwei Artikeln erließ: 1) General van Halen, Oberbefehlshaber des Heers, hat den Befehlen des Comité nicht gehorcht, er ist abgesetzt; 2) zur Belohnung der Dienste, die er dem Staate leistete, ist er zum General-Lieutenant ernannt, mit 10,000 Franken Gehalt, wovon 5000, wenn er stirbt, auf seine Wittwe, eine Schwester Quiroga's, fallen.

Ueberhaupt herrschte in der ephemeren Regierung großes Schwanken und große Uneinigkeit; es fehlte ihr an dem rechten Manne, weil die Revolution und der Kampf zu kurz dauerte, um ihn hervortreten zu lassen. Die Wünsche in Betreff einer festen Regierung fiengen auch schon an, sich zu äußern. Die Ansichten der Partheyen fielen jedoch sehr verschieden aus. Die Flanderer schienen die Trennung, mit dem Prinzen von Oranien als König, zu wünschen, nur der protestantische Glaube des Prinzen schien ihnen ein Stein des Anstoßes, weil sie von der Geistlichkeit geleitet waren. Das südliche Brabant will eine unabhängige Regierung, wovon Brüssel der Mittelpunkt wäre. Hennegau und Lüttich hingegen möchten Frankreich angehören. Uebrigens gleichen die Meinungen in den Städten nicht denen auf dem Lande: die letztern sind uneigennütziger. Brüssel war längst der Centralpunkt

großer Intriguen; Potter und die Seinigen träumten von großen Thorheiten, die aber nicht von langer Dauer waren. Was der später zusammen getretene National-Congreß über diese Fragen entschieden hat, werden wir weiter unten berichten.

Inzwischen brachte diese Verschiedenheit der Ansichten auch in die provisorische Regierung eine feindselige Spaltung. Die de Potter'sche Partei drang auf Republikanisirung Belgiens, eigentlich wohl in der verborgenen Hoffnung, auf diese Weise dasselbe früher oder später in französische Hände zu spielen. Als entschieden wird angegeben, daß Potter bedeutende Summen aus Frankreich mitgebracht, und daß eine gewisse Partei in Frankreich selbst, ihm, wenn er es in Belgien dahin brächte, Unterstützung, wenigstens Anerkennung des neuen Staats, zugesagt, soll er selbst mehr als einmal erklärt haben. Jedoch durch die entschieden friedliche Sprache des französischen Ministeriums in der Deputirten-Kammer, und durch die Erklärung des Herrn von Talleyrand in London, daß Frankreich sich nicht in die belgischen Angelegenheiten mischen werde, wurde diese Parthei sehr geschwächt, und hielt ihr Ansehen nur noch durch die Klubbs, die in diesem Geiste die Volksstimmung zu bearbeiten suchten. Dagegen gewann die andere constitutionelle monarchische Partei in der letzten Zeit immer mehr Gewicht. Der frühere Adel, so wie die reichen Grundbesitzer und Kaufleute, welche die drückende Advokaten- und Pöbel-Herrschaft schon lange verabscheuten, erklärte sich entschieden in diesem Sinne. Daß dabei an den Prinzen von Oranien gedacht wurde, ist ausgemacht, besonders seitdem er in eine (scheinbare oder wirkliche)

Opposition mit seinem Vater gerathen war. Ueber den letzten Punkt circulirten seltsame Gerüchte.

Der Prinz that wirklich auffallende Schritte, um zu Titel und Macht im Süden zu gelangen. Man findet in mehreren Tragödien Helden, die nur zu gewissen Aeußerungen eingelegt sind, der Handlung selbst aber fremd bleiben. Eine solche Rolle scheint in vielfacher Beziehung auch der Prinz von Oranien gespielt zu haben. In den ersten Tagen der Revolution herbei geeilt, wußte er nur zu sprechen, wenn man ihn drängte zu handeln, schnell bereit, einige unbedeutende Aeußerungen eines aufgestutzten Liberalismus zu machen, wo man von ihm ein klares und aufrichtiges Glaubensbekenntniß verlangte. Seitdem hatte er sich nach dem Haag zurückgezogen, und verschwand völlig von dem Schauplatze; jetzt aber erschien er auf einmal wieder, um seine Rolle da wieder aufzunehmen, wo er sie abgebrochen hatte, und seine Versprechungen fortzusetzen. Dennoch war er bei den Belgiern nicht ganz unpopulär. Sie waren weit entfernt, ihn mit seinem Vater und seinem Bruder in Einem gemeinschaftlichen Hasse zusammen zu stellen. Wenn er in ihren Augen auch Fehler begangen hatte, so lastete doch kein Verbrechen auf ihm. Es sprachen sich viele und gewichtige Stimmen für ihn aus, weil die provisorische Regierung, ihrer Aufgabe nicht gewachsen, von Tag zu Tag in der öffentlichen Meinung fiel, und die Meisten sich, nach besänftigten Leidenschaften, einen Zustand der Dinge herbeiwünschten, der ohne weitere Erschütterungen die Freiheiten sicherte und den Bedürfnissen abhülfe.

Unterm 16. October erließ der Prinz von Antwerpen aus folgende Proclamation:

„Belgier! Seitdem ich mich durch meine Proclamation vom 3. d. an euch gewendet, habe ich mit Sorgfalt eure Stellung studirt; ich begreife sie, und erkenne euch als unabhängige Nation an. Das heißt euch sagen, daß selbst in den Provinzen, wo ich eine große Gewalt ausübe, ich mich in Nichts euern Bürgerrechten widersetzen werde. Wählet frei, und auf dieselbe Weise, wie eure Landsleute in den andern Provinzen, Deputirte zum Nationalcongresse, der sich vorbereitet, und geht dorthin, über die Interessen des Vaterlands zu verhandeln. Ich setze mich also in den Provinzen, welche ich verwaltete, an die Spitze der Bewegung, welche euch zu einem neuen und dauerhaften Zustande der Dinge führte, dessen Stärke die Nationalität ausmachen wird. Das ist die Sprache desjenigen, welcher sein Blut für die Unabhängigkeit eures Bodens vergoß, und der sich euern Anstrengungen beigesellen will, um eure öffentliche Nationalität herzustellen."

Zu dieser Sprache hatte der Prinz, wie es schien, die Genehmigung seines Vaters, des Königs, der dieß in der Thronrede aussprach. Alle, Belgien betreffenden, Angelegenheiten sollten in Belgien ausgemacht werden, und dem Prinzen überlassen seyn. Seine Räthe sollten ein selbstständiges, von der nördlichen Administration gänzlich abgeschiedenes Ministerium bilden. So hatte also der Prinz ganz freie Hand. Seine letzte merkwürdige Proclamation machte großen Eindruck.

Ducpetiaux selbst zweifelte nicht, daß der Prinz am 25. October als König oder Großherzog von Belgien ausgerufen werden dürfte. Trotz dem, daß Potter und Vandeweyer täglich im Theater ihren Platz in der königlichen Loge nahmen, und bei ihrem Erscheinen und Wegbegeben vom Volke durch Händeklatschen begrüßt wurden, entging dieser Eindruck der Proclamation der Potter'schen Parthei nicht. Sie suchte sich darum durch eine neue Kraft zu heben. Zu Antwerpen wurde unter dem gemeinen Volke Geld ausgetheilt, um auch hier die Rebellion zum Ausbruche zu bringen. Die Verschwörung, die darauf zielte, wurde jedoch entdeckt.

Gegen die Proclamation des Prinzen erließ die provisorische Regierung eine Protestation, worin sie gegen die Behauptung, als ob der Prinz noch irgend eine Gewalt über einige südliche Provinzen habe, protestirte, so wie gegen die, daß der Prinz an die Spitze der Bewegung sich stellen wolle, indem sie selbst, vom Volke dazu berufen, dieses Geschäft übernommen habe. Potter erklärte sich noch besonders scharf gegen den Prinzen, und bekannte sich als entschiedenen Demokraten und Republikaner. Nichts desto weniger war die Stimmung eines großen Theils der Belgier für den Prinzen und gegen die Potter'sche Parthei, die constitutionell-monarchische gewann von Tag zu Tag an Stärke; dagegen war das Spiel, das der Prinz spielte, ein sehr gewagtes; und der Erfolg hat gezeigt, daß er nicht gut gerechnet hat. Aus der Proclamation ging hervor, daß er sich dem von der provisorischen Regierung ausgesprochenen Grundsatze der Wahl durch

das Volk unterwerfe. Er hoffte also gewiß, daß er von dem Nationalcongreß zum belgischen Könige werde gewählt werden. Allein in so verworrenen Verhältnissen auf ein sicheres Resultat zu rechnen, wo ein paar Stimmen den Ausschlag geben, war doch zu viel. Zudem hätte er sich, nur durch das Recht der Volkswahl auf den Thron gerufen, den immer Größeres fordernden Partheien gegenüber ohne Gegengewicht, weder von Innen noch von Außen kaum halten können; weder der Beistand der Holländer noch der auswärtigen Mächte wäre ihm sicher gewesen. Nur ein kräftiger Charakter, mit allen Gaben des Herrschers ausgestattet, umgeben von weisen und angesehenen Räthen, und der aufrichtigen Zuneigung des Volks versichert, kann, auf den Thron gerufen, ein neues politisches Leben in Belgien wecken.

Uebrigens, ungeachtet der König in der Thonrede selbst ausgesprochen hatte: „daß er seinem vielgeliebten Sohne die Sorge anvertraut, durch Ueberredungs-Mittel die im Aufstande begriffenen Provinzen zu gewinnen," mußte er sich doch nicht gedacht haben, daß der Prinz so weit gehen werde, als er ging. Denn am 20. Oktober ließ er in den Generalstaaten eine Botschaft verlesen, worin er mit Befremden anmerkt, daß aus der Proclamation des Prinzen, wovon die Ursachen ihm eben so wenig bekannt seyen, als er die Folgen berechnen könne, hervorgehe, daß die grundgesetzliche Gewalt in den südlichen Provinzen gar nicht mehr anerkannt sey; der *Süden solle* deßhalb vorerst sich selbst überlassen blei-

ben, bis er, der König, mit Zurathziehung seiner Bundesgenossen weiteres beschlossen haben werde.

Am 19. Oktober erklärte der Prinz der provisorischen Regierung: nach seiner Proclamation vom 16ten halte er dafür, daß die Belgier und er den nämlichen Zweck beabsichtigen, und mit den nämlichen Mitteln erreichen wollen. Er schlage darum einen Waffenstillstand vor, damit kein belgisches Blut mehr vergossen werde; er mache sich anheischig, daß die vor Antwerpen stehenden Truppen keinen Angriff thun würden. Zugleich zeigte er an, daß er die auf den Pontons befindlichen Gefangenen freigegeben.

Die Regierung antwortete, daß, ehe noch über den Vorschlag beschlossen werden könne, zuvor nachgewiesen seyn müsse, 1) daß die feindlichen Truppen sämmtlich vom Prinzen allein abhängen; 2) daß der Prinz ihnen den Befehl ertheilt habe, Antwerpen, Maestricht und Termonde zu räumen; 3) daß dieser Befehl baldigst befolgt werde.

Der Prinz ließ wirklich an die Truppen die Befehle zum Rückzug ergehen. Allein der General-Gouverneur zu Antwerpen, Chassé, verweigerte den Gehorsam, und zog mit seinen Soldaten nach dem Castell, um diese Veste auf das äußerste zu vertheidigen. Ja er soll auf dem Puncte gestanden seyn, den Kronprinzen zu verhaften. So wenig auch noch der Schleier gelüftet ist, der das Verhältniß zwischen dem Prinzen und seinem Vater bedeckt, so beweist dieser entschiedene Schritt des Generals, den er gewiß nicht ohne die höhere Autorisation that, daß der Prinz seine Instruktionen überschritten hat. Wirklich verhaftet aber wurde

Juan van Halen von der provisorischen Regierung in Mons am 20. Oktober. Es ist schon früher bemerkt worden, daß die neu eingesetzten Regenten diesen General im Verdachte gehabt, als wolle er die Rolle Bonaparte's gegen sie spielen, und daß die Mitglieder der Regierung darum seine Schritte streng bewachen ließen. Nach seiner Abreise von Brügge fand daselbst Plünderung statt. Er begab sich nach Mons, und kam unterwegs durch Horun; kaum hatte er dieses Dorf verlassen, als die zahlreiche Classe der Arbeiter daselbst aufstand, die Fabrik-Gebäude des Herrn Desgorges angriffen, und diese prachtvolle Anstalt zerstörten, die alle Blicke auf der Straße zwischen Jemappes und Horun auf sich zog. Juan van Halen wurde beschuldigt, diese Unruhen und Unordnungen angestiftet zu haben. Man hörte Zeugen ab; einer seiner beiden Husaren sey an der Spitze der Plünderer von Jemappes gesehen worden, welche den Pariser Eilwagen angehalten hätten. Einer seiner Adjutanten sey auf dem Wege nach Nivelles gewesen, um dort Plünderungen zu organisiren. Frau van Halen habe sich seit einigen Wochen incognito zu Mons aufgehalten. Auf alle mögliche Weise suchte man auf den muthigen Vertheidiger Brüssels Beschuldigungen und Anklagen zu häufen, ihn der Wuth und der Rache des Volkes Preis zu geben, und seiner los zu werden. Seine Niedergeschlagenheit selbst, ein natürlicher Eindruck des Undanks, wurde als Beweis seiner Schuld geltend gemacht. Man wollte ihn zum allgemeinen Opfer machen, das für alle Unordnungen und Ausschweifungen, die von den Belgiern an verschiedenen Orten verübt

worden waren, büßen sollte. Außerdem ward er einer geheimen Verbindung mit der holländischen Regierung und dem Prinzen beschuldigt, und zum Hochverräther gestempelt. Fast wäre er diesen Intrigüen unterlegen. Von seinem Gefängniß in Mons aus schrieb er seine Vertheidigung in den Courrier des Pays-bas, die er mit den Worten schloß: „Die Revolution kenne zwei Classen von Menschen: die, welche sich ganz der Befreiung des Vaterlandes gewidmet, und ihre Fahnen unter den brennenden Lunten des Feindes aufgepflanzt hätten, wo seyen diese? der St. Michaelsplatz und die Lazarethwagen würden antworten. Die Andern, welche für ihre eigene Rechnung arbeiteten, und die sich zur Zeit des Gefechts in den Kellern verkrochen hätten, wo sie am 25sten und 26sten Schutz gefunden, wo seyen diese gegenwärtig? Man befrage die Truppen und die Vorzimmer der Büreaux der Regierung. Was ihn anlange, so habe er unter Riegeln, wie in Freiheit, nur einen Ehrgeiz, nämlich den Titel eines belgischen Bürgers zu erhalten, und in dem Vaterlande seiner Voreltern und seiner Kinder zu wohnen.“

Nach mehrmonatlichem Prozeß kam die völlige Unschuld des der Intrigue und dem Hasse geopferten Tapfern an den Tag, und er erhielt seine ehrenvolle Freilassung.

Indessen hatte der Prinz von Oranien seine Rolle in Belgien ausgespielt, und den niederländischen Boden verlassen. Er schiffte sich am 2. November in Rotterdam nach England ein. Vergebens hatte er auf seine Geburts-Ansprüche an die belgische Krone verzichtet, vergebens sich aller seiner Vorrechte begeben

Während die provisorische Regierung in Ernennungen und Absetzungen (worunter auch die Juans van Halen) fortfuhr, und jedem Antrage des Prinzen von Oranien zu Unterhandlungen auswich, dachte dieser doch immer noch mehr durch Unterhandeln, als durch Kämpfen zu gewinnen. Die Genter Patrioten, an die er sich ebenfalls wandte, wiesen ihn an die provisorische Regierung zurück, welche ganz Belgien, das Großherzogthum Luxemburg mit eingeschlossen, anzuerkennen sich beeilt hätte. Der Prinz hatte noch immer seinen Sitz in Antwerpen, der einzigen Stadt Belgiens, die ihm treu geblieben; jedoch herrschte auch hier kein guter Geist für das Haus Oranien, so daß, wenn nicht eine imposante Militär-Macht das Volk im Zaume gehalten hätte, auch dort der Aufstand längst ausgebrochen wäre. Des Abends nach 7 Uhr mußte immer ein Infanterie-Bataillon, zwei mit Kartätschen geladene Kanonen in seiner Mitte, die Kanoniere mit brennenden Lunten versehen, die Runde durch die ganze Stadt machen. Auch die Kriegsschiffe auf der Schelde waren stets schußfertig. Die zu Antwerpen und in der Umgegend versammelten Truppen betrugen mit Einschluß der Belgier ungefähr 15,000. Von den letztern desertirten übrigens zahlreiche Schaaren, da der General Nypels einen Aufruf an alle noch in den holländischen Reihen stehenden Belgier hatte ergehen lassen, „die Barbaren, die ihre Vaterstadt in Brand gesteckt, zu verlassen, und zu den Ihren zurückzukehren.“ Nypels war nemlich von der provisorischen Regierung das Oberkommando der belgischen Truppen an der Stelle Juans van Halen über-

tragen worden; dieser unerschrockene Parteigänger, den die Gefahr zum General machte, hatte seinen hohen Posten, auf den ihn Glück und Tapferkeit erhoben, wieder verloren, weil er halb und halb im Sinne gehabt haben soll, gegen das Central-Comité die Rolle Bonaparte's gegen das Directorium zu spielen. Sicher ist, daß das Comité ein Decret in zwei Artikeln erließ: 1) General van Halen, Oberbefehlshaber des Heers, hat den Befehlen des Comité nicht gehorcht, er ist abgesetzt; 2) zur Belohnung der Dienste, die er dem Staate leistete, ist er zum General-Lieutenant ernannt, mit 10,000 Franken Gehalt, wovon 5000, wenn er stirbt, auf seine Wittwe, eine Schwester Quiroga's, fallen.

Ueberhaupt herrschte in der ephemeren Regierung großes Schwanken und große Uneinigkeit; es fehlte ihr an dem rechten Manne, weil die Revolution und der Kampf zu kurz dauerte, um ihn hervortreten zu lassen. Die Wünsche in Betreff einer festen Regierung fiengen auch schon an, sich zu äußern. Die Ansichten der Partheyen fielen jedoch sehr verschieden aus. Die Flanderer schienen die Trennung, mit dem Prinzen von Oranien als König, zu wünschen, nur der protestantische Glaube des Prinzen schien ihnen ein Stein des Anstoßes, weil sie von der Geistlichkeit geleitet waren. Das südliche Brabant will eine unabhängige Regierung, wovon Brüssel der Mittelpunkt wäre. Hennegau und Lüttich hingegen möchten Frankreich angehören. Uebrigens gleichen die Meinungen in den Städten nicht denen auf dem Lande: die letztern sind *uneigennütziger*. Brüssel war längst der Centralpunkt

den belgischen Anführern zu viele, welche, unbekümmert um das Loos der reichen Stadt, um jeden Preis die Fortsetzung der Feindseligkeiten wünschten. Genug, Chassé sah diese That als eine Verletzung des Vertrags an, und alsbald wehte von der Citadelle die schwarze Fahne, und von ihr sowohl als von der Fregatte in der Schelde wurde nun die Stadt von vier Uhr bis gegen eilf Uhr Nachts mit Bomben, Haubizen und Brand-Raketen beschossen. Die Zerstörung war furchtbar; das Entrepot (Waaren-Lager) brannte ab. Ein Theil der Waaren war glücklicher Weise Tags zuvor aus demselben weggeschafft worden. Die Häuser und Waaren-Lager an der Schelde hin sanken fast alle in Schutt zusammen; das Arsenal und ein Theil des Stadthauses wurde zerstört; der Thurm der Haupt-Kirche, ein edles Meisterwerk gothischer Kunst, litt stark von den Kugeln. Das hanseatische Haus dagegen blieb zum Glücke beinahe ganz verschont. Die fremden im Hafen liegenden Schiffe retteten sich durch Aufpflanzung ihrer Flaggen.

Darauf wurde zwischen der Stadt und dem General Chassé ein Waffenstillstand abgeschlossen, bis dieser aus dem Haag neue Befehle erhalten haben würde. Auf die Stimmung der Belgier hatte dieses unglückliche Ereigniß die ganz natürliche Wirkung, daß die antioranische Parthei ihr Haupt um so höher erhob, wogegen die Freunde des Prinzen ganz verstummen mußten. Viele derselben wurden nun seine entschiedensten Gegner; seine Abreise nach London fanden sie im Widerspruche mit seiner Proclamation vom 16ten, wornach sich an die Spitze der revolutionären Bewegung zu

ſtellen vorgab. Er mußte, ſo hieß es, wiſſen, welches Schickſal Antwerpen bevorſtand. Er hätte dieſes abwenden ſollen, habe aber vielleicht ſelbſt den Befehl dazu gegeben. Das Haus Naſſau, auch in Holland um ſeine Exiſtenz beſorgt, wolle ſich durch den Ruin Antwerpens dem Amſterdamer Handelsſtande gefällig erzeigen, und die republicaniſche Parthei für ſich gewinnen. Solche Vorwürfe, welche die öffentlichen Blätter in der heftigſten Sprache vorbrachten, regten die Menge leidenſchaftlich auf, und raubten dem Prinzen von Oranien vollends den letzten Schimmer von Hoffnung auf eine künftige Souveränität Belgiens.

Am 5. November wurde an die Einwohner von Antwerpen folgende Bekanntmachung erlaſſen: „Die Sachen bleiben fortwährend in statu quo. Der Wieder-Anfang von Feindſeligkeiten wird von beiden Seiten drei Tage voraus angekündigt.“

Faſt die Hälfte der Bewohner Antwerpens flüchtete ſich. Auf den Straßen ſah man nichts als Barricaden, rauchende Trümmer, Flüchtlinge, und auſſer wenigen ärmeren Bewohnern große Maſſen Brabanter, ihrem Aeußern nach mehr Räubern, als Soldaten ähnlich; Manche blos mit einem Knittel, zum Theil mit Tſchakow und Säbel, die Mehrzahl mit Militär- oder Jagdflinten, zeigten ſie ſich als eine blutgierige Rotte, grauſam und voll Haß und Verwünſchungen gegen die Holländer. „Nach Holland! nach Holland!“ rief Einer dem Andern zu. Dorthin ſollte es, dort wollten ſie Alles niedermachen. 2000 Belgier erboten ſich, ihr Leben daran zu ſetzen, um die unter der Vertheidigung Chaſſé's (von Napoleon „das Bajonet“ und „mein Degen“ genannt) uneinnehmbare

Citadelle zu erobern. Aber Chassé, der durchaus mit Nichts zu schrecken war, drohte, bei dem ersten Vorfalle das Bombardement zu erneuern. Dann existirte kein Antwerpen mehr; verlassen von seinen Einwohnern, würde es ein Raub der Flammen geworden seyn. Der Verlust der Stadt durch den Brand war ohnedem schon ungeheuer. Ueber acht Millionen sind allein im Entrepot verbrannt. Die schöne Stadt ist auf lange ruinirt.

Während Antwerpen diesem furchtbaren Geschicke unterlag, trug die belgische Revolution auch an andern Orten ihre gräßlichen Früchte. Der Pöbel, den die Partheiführer zur Theilnahme aufriefen, um ihre Plane durchzusetzen, hatte, aller Bande ledig, seiner angebornen Wildheit freien Zügel schießen lassen, und übte die größten Gräuel aus. Man las im Courrier des Pays-bas vom 2. November folgenden Bericht, aus Löwen datirt: „Unsere Stadt befindet sich gegenwärtig in der traurigsten Lage, und schwerlich gibt es in diesem Augenblicke eine zweite in Belgien, welche unglücklicher und weniger geschützt wäre. Der unwissendste und boshafteste Pöbel hat hier die Oberhand, und man weiß, welcher Excesse er fähig ist. Die Grausamkeiten, die man an dem holländischen Major Gaillard verübte, sind schauderhaft; man geleitete ihn unter Faustschlägen und Kolbenstößen vom Kanal bis zum Markte; unterwegs wurden ihm die Augen ausgebrannt, und ihm mit brennenden Pechkränzen (es war Abend) die Hirnschaale eingeschlagen. Auf dem Markte angelangt, knüpften sie den Sterbenden an dem Freiheitsbaume auf, allein der Ast, [illegible] hieng, brach, und der

Leichnam fiel herab. Hierauf riß man ihm die Kleider vom Leibe, und schleppte ihn eine Stunde lang mit einem Strick um den Hals durch die Straßen. Von Zeit zu Zeit blieb der Haufe stehen, sang die Brabanterhymne, und tanzte um sein Schlachtopfer. Die Urheber dieser furchtbaren Schandthat sind bekannt. Das provisorische Gouvernement hat versprochen, sie züchtigen zu lassen; allein der Schrecken, der hier herrscht, ist so groß, daß keine Gerichtsperson eine Untersuchung anzustellen wagt. Der Untersuchungsrichter Henot hat seine Entlassung genommen. Am Sonnabende rückten 500 Mann Garnison hier ein, allein der Pöbel stürmte die Kaserne, jagte 150 dieser Soldaten fort, und ließ sich von den Andern das Versprechen geben, gegen das sogenannte Volk Nichts zu unternehmen. Rousſel, der der Stadt Löwen so große Dienste geleistet, und dort einen bedeutenden Einfluß übte, ließ den Freiheitsbaum, der zum Galgen geworden, abhauen; allein der Pöbel pflanzte sogleich auf derselben Stelle einen neuen auf, verübte an Rousſels Wohnung Gewaltthätigkeiten, und drohte, Jedem das Haus in Brand zu stecken, der dem Willen des Volkes ein Hinderniß in den Weg zu legen wagen würde."

Dieser Brief enthielt lauter wahre Thatsachen; die Schwäche der provisorischen Regierung offenbarte sich zu ihrer und Belgiens Schande darin, daß bis zur Stunde die Urheber der Schandthat nicht gestraft sind. Aehnliche Gräuel wurden in anderen Orten verübt; die aufgestandenen Arbeiter drangen in viele Fabriken, und zerstörten die Maschinen, wodurch die Industrie Bel-

giens, die schon durch die Unterbrechung der Geschäfte zahlreiche Kunden verlor, auf lange Zeit den früheren Schwung entbehren wird. Auf dem platten Lande fielen die Bauern über die Staatswälder her, und hieben zusammen, was sie vermochten, weil keine Obrigkeit mehr vorhanden war, die sie im Zaume halten konnte.

Unter diesen furchtbaren Wehen der belgischen Freiheit gingen die Wahlen zum Congresse, der schon im October angekündigt worden war, vor sich. Die provisorische Regierung hatte, um ihre freisinnigen Grundsätze in einem auffallenden Beispiele an den Tag zu legen, und ihre sinkende Popularität zu heben, ein, den großen Haufen sehr begünstigendes Wahlgesetz erlassen. Von dieser Maßregel hoffte Potter, der durch seinen Einfluß auf die übrigen Mitglieder die größte Macht in der provisorischen Regierung besaß, die Erfüllung seiner geheimen Absichten. Er hatte längst auf die verschiedenste Weise, in öffentlichen Reden, so wie in den Blättern, sein republikanisches Glaubens-Bekenntniß abgelegt, und erwartete voll Zuversicht, daß das Volk, um dessen Gunst er sich seit Jahren so emsig abgemüht hatte, in diesem Sinne wählen würde. Aber der Erfolg fiel anders aus; die gemäßigte Parthei, die um der Ordnung willen und aus Furcht vor längerer Fortdauer der Anarchie keine Republik wollte, so wie die Geistlichkeit, die jetzt ihr Interesse offen von dem der Liberalen trennte, trug den Sieg davon. Während alle anderen Mitglieder der provisorischen Regierung in den Congreß gewählt wurden, erhielt er, der hitzige Wortführer der Republik, keine einzige Stimme. Die große Frage über die Art der künftigen Regierungsform war

also zum Voraus entschieden. Zugleich sah Jedermann, daß die Eintracht zwischen Potter und seinen Genossen nicht mehr fortbestehen könne. Denn der Ehrgeiz des eitlen Mannes, der durch diese Hintansetzung so bitter beleidigt war, konnte sich unmöglich mehr mit seinen bevorzugten Collegen vertragen.

Der Congreß wurde am 10. November Morgens eilf Uhr eröffnet. Eine ungeheure Menschenmenge war vor dem National-Palaste, wo der Congreß sich vereinte, versammelt. Eine Abtheilung Husaren, die Bürgergarde und die Truppen der Garnison stellten sich längs der Straßen auf, um die Ordnung zu erhalten, für deren Störung man nicht wenig besorgt war, weil sehr beunruhigende Gerüchte, ohne Zweifel von Feindlichgesinnten, in der Stadt circulirten. In dem Saale selbst, wo früher die niederländischen Generalstaaten, wenn die Reihe an Brüssel kam, sich versammelten, waren die Zeichen des Hauses Oranien verschwunden, und an deren Stelle der belgische Löwe, die Freiheitsmütze auf einer Lanze tragend, getreten. Herr Gendebien, ein Greis von achtzig Jahren und vormaliges Mitglied der Generalstaaten, war Alters-Präsident. Er begann die Sitzung damit, daß er der Versammlung die Frage vorlegte, ob sie eine Deputation an die provisorische Regierung absenden wolle, oder nicht. Sogleich erklärten einige Mitglieder, daß sich der National-Congreß durch diesen Schritt herabwürdigen würde, da er über der Regierung stehe. Dennoch wurde durch Stimmenmehrheit beschlossen, zwei Mitglieder als *Deputirte fortzuschicken*. Dieser kleine Streit war von *Wichtigkeit*; er bewies, daß unter manchen Mitgliedern

des Congresses eine feindselige Stimmung gegen die provisorischen Regenten herrsche; welche Abneigung besonders gegen Herrn Potter gerichtet war, wie der Erfolg zeigen wird. Indessen traten die Herren von der provisorischen Regierung, begleitet von Generalen und hohen Beamten, in den Saal, und wurden mit lautem Jubel empfangen. Der Präsident verkündigte, daß Herr v. Potter die Eröffnungs-Rede vortragen werde. Tiefe Stille trat ein, und Potter verlas folgende Rede, die wir wegen ihrer Wichtigkeit, und weil sie die Grundsätze und Beweggründe der belgischen Revolution in einen kurzen Ueberblick zusammendrängt, unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Im Namen des belgischen Volks eröffnet die provisorische Regierung die Versammlung der Repräsentanten der Nation. Diese Repräsentanten haben von der Nation den erhabenen Auftrag, das Gebäude der neuen gesellschaftlichen Ordnung, die für Belgien der Anfang und die Bürgschaft eines dauerhaften Glückes seyn wird, auf umfassenden und unerschütterlichen Grundlagen der Freiheit zu errichten. Sie wissen, meine Herren, daß, zur Zeit unserer Vereinigung mit Holland, Notabeln, die von oben herab bezeichnet waren, ein Grundgesetz vorgelegt wurde, nicht, um es zu prüfen, zu erörtern, abzuändern, kurz, nicht um es anzunehmen und zur Bedingung des Vertrages zwischen dem Volk und dem Staatsoberhaupte zu machen, sondern nur, um sich ihm entweder blind zu unterwerfen, oder es ganz zu verwerfen. Es wurde verworfen, wie man es von der guten Gesinnung und der Rechtlichkeit der Belgier erwarten mußte. Allein, durch eine beispiellose

Verdrehung wurde es für angenommen erklärt; und eine von Holland auferlegte Constitution lastete auf unserm Vaterlande. Wäre wenigstens dieses Grundgesetz in allen seinen Bestimmungen gehörig vollzogen worden, vielleicht hätte es mit der Zeit und durch die Fortschritte, welche die ministerielle Willkühr uns täglich auf der Bahn der constitutionellen Opposition zu machen nöthigte, die Hoffnung der belgischen Freiheit werden können. Doch es blieb weit davon: Verletzung der Gewissensfreiheit; Beschränkung des Unterrichts; Verurtheilung der Presse, blos als Werkzeug der Gewalt zu dienen oder zu schweigen; willkührliche Anwendung von Beschlüssen, anstatt des im Gesellschaftsvertrage aufgestellten Gesetzsystems; Nichtanerkennung des Rechts der Bittschriften; Vermischung aller Gewalten zur ausschließlichen Ausübung einer einzigen; despotische Anordnung einer privilegirten Sprache; Absetzungen der Richter, die zu Handlangern der Gewalt herabgewürdigt waren; vollständiger Mangel jeder Bürgschaft für die Oeffentlichkeit und für die Geschwornengerichte; eine ungeheure Schuld und ungeheure Ausgaben, als einzige Mitgift, die uns Holland bei unserer beklagenswerthen Vereinigung zugebracht hat; Steuern, nicht allein durch ihre Größe, sondern mehr noch durch die Art ihrer Vertheilung erdrückend, alle unpopulär, alle zum Verderben der ärmern Klassen; Gesetze, immer nur von Holländern für Holland allein, und stets gegen Belgien, das in den alten Generalstaaten so ungleich vertreten war, votirt; Errichtung des Sitzes aller großen Staatsverwaltungen und aller wichtigen Etablissements in diesem nämlichen Holland; ausschließliche

Verschleuderung der zur Begünstigung des Gewerbfleißes ausdrücklich bestimmten Summen, endlich die empörendste Partheilichkeit bei Vertheilung der Civil- und Militärstellen von Seite einer Regierung, in deren Augen der Name Belgier ein Grund zur Zurücksetzung war; mit Einem Worte, die Behandlung des gesammten Belgiens wie einer eroberten Provinz, wie einer Colonie: dieß Alles, meine Herren, machte eine Revolution nothwendig, unvermeidlich, und beschleunigte ihren Ausbruch. So gerechte, so gegründete Beschwerden mußten aber auch den Erfolg derselben sichern. Wir standen gegen den Despotismus auf, unsere Rechte wieder zu erlangen; wir wurden von der Tyrannei als Rebellen behandelt. Unsere eingeäscherten Städte, die unmenschlichsten Grausamkeiten, sogar an Greisen und Frauen ausgeübt, alle Gesetze der Menschlichkeit, alles Kriegsrecht mit Füßen getreten, zeugen noch heute von der Wuth unserer Feinde, und berechtigen uns, den Sieg des Volks zu segnen, der unsern Boden von ihnen gereinigt hat. Unabhängigkeit war die Frucht dieses Sieges. Durch uns hat das Volk dieß ausgesprochen. Als Dolmetscher seiner Wünsche hat die provisorische Regierung Sie, meine Herren, die Sie von der belgischen Nation erwählt sind, berufen, diese Unabhängigkeit zu regeln und für immer zu befestigen. Bevor Sie jedoch zu Erfüllung dieser Bestimmung zusammentreten konnten, war ein Mittelpunkt der Wirksamkeit erforderlich, um für die ersten, für die dringendsten Staatsbedürfnisse zu sorgen. Eine provisorische Regierung hat sich gebildet, und in Ermangelung aller Gewalten diese einstweilen ersetzt. Die Nothwendigkeit

des Vorhandenseyns irgend einer Regierung rechtfertigte das Auftreten derselben; die Zustimmung des Volks diente ihr als bestätigende Vollmacht. Alles mußte gethan, Alles geschaffen werden. Die innere Verwaltung, die richterliche Gewalt, die Finanzen, die Armee und diese Bürgergarde, in welcher die neuen Reiche von jetzt an ihre Stütze finden werden, waren neu zu organisiren. Sie, meine Herren, und die Nation mögen urtheilen, ob es uns, bei den geringen Mitteln, die uns zu Gebote standen, gelungen ist, für Belgien eine Zukunft von Macht und Wohlstand vorzubereiten. Sie, meine Herren, kennen unsre Akte, und die Nation hat sie, wie wir zu hoffen wagen, ratificirt. Die verfügte Abschaffung der verhaßten Schlachtsteuer, die den Kriminalproceduren wiedergegebene gänzliche Oeffentlichkeit, das Versprechen der Wiedereinführung der Geschwornengerichte und die den vor den Assisenhöfen Angeklagten zugesicherten neuen Bürgschaften, die Beseitigung der entehrenden Strafe der Stockstreiche, die angeordneten Wahlen der Bürgermeister und der Regenzen durch das Volk, und die direkte Wahl der Deputirten zum National-Congresse, sodann die Errichtung von General-Direktionen der Polizei, die Befreiung der dramatischen Kunst von den bisherigen Fesseln, die Abschaffung der Lotterie, die für die Rechnungen und Budgets der Gemeinden verfügte Oeffentlichkeit, endlich die, der Presse, dem Unterricht, allen Gesellschaften jeder Art, allen Meinungen und allen Religionskulten ertheilte vollkommene Freiheit, die sie von jetzt an gegen alle Furcht vor Verfolgung, gegen alle Gefahren besondern Schutzes sichern wird:

dieß, meine Herren, sind hauptsächlich die Rechtsansprüche, mit denen die provisorische Regierung vor der Nation und deren Repräsentanten erscheint. Verbindungen mit ausländischen Mächten glaubten wir unter den Umständen, worin die Nation und wir selbst uns befanden, nicht anknüpfen zu müssen. Wir wußten übrigens, dieß können wir Ihnen bestimmt versichern, auf eine Art, die keinen Zweifel übrig ließ, daß der Grundsatz der Nichteinmischung in Bezug auf uns strenge würde gehandhabt werden. Wir glaubten daher, daß das freie Belgien seine Unabhängigkeit durch seine eigenen Kräfte gründen müßte, stets bereit, diese gegen Jeden zu wenden, der diesem heiligen Gesetze Fesseln anlegen wollte. Seitdem wir diesen Entschluß gefaßt hatten, erhielten wir von fünf großen Mächten neue und officielle Mittheilungen, welche Ihnen am heutigen feierlichen Tage bekannt machen zu können wir uns glücklich schätzen. Diese Mittheilungen bestätigen durchaus die oben gegebenen Versicherungen, und lassen uns mit der bevorstehenden Einstellung der Feindseligkeiten die Räumung des ganzen belgischen Gebiets, ohne irgend eine Bedingung hoffen. Meine Herren, Sie werden unser Werk vollenden und dauerhaft machen. Gründen Sie das Gebäude unserer zukünftigen Wohlfahrt auf die Grundsätze der Freiheit Aller, der Gleichheit Aller vor dem Gesetze, und des genauesten Staatshaushaltes. Dem Volke möge gestattet werden, aus unserer Revolution Nutzen zu ziehen; die Aemter *des Staats, nach* dessen wahren Bedürfnissen verringert; der Gehalt der öffentlichen Angestellten auf solche Art herabgesetzt, daß er nur eine gerechte Entschädigung

der Zeit und der Talente ist, welche diese dem Vaterlande widmen; endlich die Unterdrückung der unnöthigen Aemter, und jener zahlreichen Pensionen, welche nur zu oft der Knechtschaft zugetheilt worden, werden Sie in Stand setzen, das Werk unsrer Nationalwiedergeburt zu vollenden. Und wir, meine Herren, in welcher Stellung wir uns befinden mögen, wir werden mit allen unsern Wünschen, mit allen unsern Mitteln, mit allen unsern Kräften dieses patriotische Werk unterstützen, zu glücklich, nach seinem völligen Gelingen, uns in die Reihen jenes Volks zu mischen, welches zugleich gesiegt und die Wohlthaten des Siegs gesichert haben wird. Im Namen des belgischen Volks ist der Nationalcongreß eröffnet. (Unterz.) de Potter; Graf F. v. Merode; Alex. Gendebien; Ch. Rogier; Baron E. d'Hooghvorst; Jolly; L. A. Vandeweyer; F. de Coppin."

Lauter Beifall empfing den Redner und seine Collegen, als er geendet hatte. Aber dieß war auch der letzte Triumph des Vorkämpfers der belgischen Revolution. Herr Potter besaß fünf Tage darauf keine öffentliche Gewalt mehr. Hiemit verhielt es sich so. In der ersten Sitzung des Congresses kam außer der angeführten Rede nichts Merkwürdiges vor. Ebenso in der zweiten, nur daß beschlossen wurde, eine Antworts-Adresse auf jene Eröffnungs-Rede zu erlassen. Allein in der dritten Sitzung erhoben sich eine Menge Stimmen, nicht sowohl gegen den am vorhergehenden Tage gefaßten Beschluß selbst, als gegen die Grundsätze, von denen er ausgegangen war. Mehrere

Mitglieder erklärten, die provisorische Regierung sey eine Gewalt der Nothwendigkeit gewesen, dieselbe habe seit dem Zusammentritte des Congresses rechtlich aufgehört zu existiren; Adressen erlasse man nur an höhere oder gleichgestellte Gewalten; da nun das Verhältniß zwischen der National-Versammlung und der provisorischen Regierung gerade das umgekehrte sey, so würde jener Schritt unnöthig und widersinnig seyn. Es kam zur Abstimmung. Drei und siebenzig Stimmen waren gegen die Adresse, und vier und neunzig, also blos eine Majorität von ein u. zwanzig, für dieselbe. Dieses Resultat war um so auffallender, weil sich die ganze Versammlung erst am vorhergehenden Tage fast einstimmig für die Antwort entschieden hatte. Mancher mochte, nur aus Schaam, um den gestern gefaßten Beschluß nicht heute zu vernichten, fest geblieben seyn. Die provisorische Regierung sah auch ihre kümmerliche Existenz ein. In derselben Sitzung am 12. November, gegen 5 Uhr Abends, als man sich schon zum Aufbruch anschickte, ward eine sehr wichtige Mittheilung angekündigt. Diese Nachricht erregte allgemeine Spannung und Neugier. Nach einer halben Stunde erscheint Carl Rogier als Tags-Präsident der provisorischen Regierung, und macht Folgendes bekannt: „Die provisorische Regierung übergiebt, nachdem ihr die Einsetzung des National-Congresses kund geworden, diesem gesetzlichen und rechtmäßigen Organe des belgischen Volkes die provisorische Gewalt, die sie seit dem 24. September 1830 im Interesse und mit Zustimmung des Landes ausgeübt hat. Sie legt auf dem Bureau des Präsidenten die Acten und Beschlüsse nieder, zu deren Ergreifung

sie die Nothwendigkeit der Umstände bestimmte. Gegeben zu Brüssel den 12. November 1830. Unterzeichnet von Felix v. Merode, Carl Rogier, Alexander Gendebien, Jolli, Fr. v. Coppin, J. Wanderlinden." Es fehlte nur ein einziger Name, nemlich der Potter's. Er hatte es also nicht für gut gefunden, auf seine Gewalt mit den andern freiwillig zu verzichten. Dessen ungeachtet nahm der Congreß diesen Act der Selbstverläugnung mit großem Beifall auf, und zur Belohnung wurden die unterschriebenen Mitglieder aufgefordert, ihre Gewalt, die für Belgien so wohlthätig gewesen sey, wieder anzunehmen. Demnach gehörte nun Potter factisch nicht mehr zu den Mitgliedern der provisorischen Regierung. Aber es kam schon am folgenden Tage zur weiteren Erklärung. In der sechsten Sitzung vom 15. September wurden nemlich zwei Briefe, der eine von d'Hooghvorst, der andere von Potter, vorgelegt; der erstere erklärte, es sey nur seiner Abwesenheit zuzuschreiben, daß er die Erklärung, wodurch die Mitglieder der provisorischen Regierung dem National-Congresse ihre Entlassung eingegeben, nicht unterzeichnet habe, und er stimme derselben vollkommen bei. Das Schreiben Potter's lautet folgendermaaßen: „Meine Herrn! Bei den Unterschriften der Acte, wodurch meine ehemaligen Collegen Ihnen gestern ihre Entlassung als Mitglieder der provisorischen Regierung eingereicht haben, finden Sie meinen Namen nicht. Die Gründe davon werden Sie aus dem anliegenden Schreiben an die Herrn v. Merode, Rogier, v. Hooghvorst, Gendebien, Jolly u. s. w. ersehen,

das ich als Mitglied der provisorischen Regierung an dieselben gerichtet habe, und wodurch ich mich von der Regierung zurückziehe. Dieses Schreiben glaubte ich auch Ihnen mittheilen zu müssen. Ehe ich schließe, erlaube ich mir, Ihnen mein Erstaunen auszudrücken über Ihren so raschen Entschluß in Betreff der Entlassung, welche einige Mitglieder der provisorischen Regierung im Namen der gesammten Körperschaft eingaben, ohne daß dieselbe von allen unterzeichnet war. Diese nahmen Sie an, ohne auch nur im Geringsten eine Erklärung über die Gründe zu fordern, welche die Abwesenden oder Nichtunterzeichneten bestimmten, ihre Namen nicht zu unterzeichnen. Genehmigen Sie, meine Herren, meine aufrichtigen Wünsche für den schnellen und vollständigen Erfolg Ihrer wichtigen Arbeiten, d. h. für das Wohl und Glück unseres Vaterlandes, und die Versicherung meiner tiefen Hochachtung." Der beigefügte Brief Potter's soll seinen Austritt rechtfertigen. Er sagt darin, die provisorische Regierung sey unabhängig vom Congreß, und stehe über ihm. Wenn sie früher schon heilsam gewesen sey, um die öffentliche Ruhe zu erhalten und die Freiheit zu sichern, so sey sie jetzt unumgänglich nothwendig, sie habe nemlich den erhabenen Beruf, den Congreß selbst zu leiten, ihn vor Mißbrauch seiner eigenen Gewalt zu bewahren; denn leicht könnte sich eine Parthei in demselben bilden, welche das Wohl des Landes gefährden würde. Nur weil der National-Versammlung in Frankreich kein solches Gegengewicht zur Seite gestanden, habe die Revolution ihre verderbliche Wendung genommen u. s. w. Dieser neue Cato meinte also, daß nur dann, wenn

die Gewalt, wie seit zwei Monaten, in seinen Händen bleibe, das Vaterland gerettet werden könne. Die Wahrheit aber ist, daß er sich durch Beherrschung des Congresses als Haupt der provisorischen Regierung zu einer Art von Dictatur empor schwingen wollte, zu welchem Amte er napoleonische Fähigkeiten zu besitzen sich zugetraute. Aber die Weigerung seiner Collegen, ihn ferner zu unterstützen, hat diesen hohen Plänen den Todesstoß gegeben.

Mit unverhohlener Schadenfreude vernahmen die zahlreichen Feinde und Neider dieses eitlen Mannes das Ende seiner kurzen Gewalt. Aber auch der ruhige Beobachter kann sich nur darüber freuen, weil seine Entfernung von den Geschäften das ohnedem schon unglückliche Belgien wenigstens gegen den unseligen Plan, republikanische Träumereien in das Leben zu rufen, sicherte. Und in dieser Beziehung macht seine Entlassung in der belgischen Revolution Epoche.

Seitdem sind in der kurzen Zeit vom 15—25. November noch drei wichtige Beschlüsse von dem Nationalcongreß gefaßt worden, nämlich die Unabhängigkeitserklärung, die Annahme einer repräsentativen Regierungsform (nur 13 Stimmen erklärten sich für die Republik, 174 dagegen. Armer Potter, wie schlimm hatteſt du gerechnet!), und endlich drittens die Ausschließung des Hauses Oranien, welche nach den ausdrücklichen Worten des Beschlusses für immer dauern sollte, und also dem Prinzen von Oranien den letzten Schimmer von Hoffnung raubte. Endlich wurden noch die Verhältnisse gegen Holland provisorisch durch einen Waffenstillstand geregelt, der am 21. No-

vember in Brüssel angekündigt worden ist. Die Bedingungen waren: die Truppen sollen gegenseitig die Stellungen behalten, welche sie gestern, den 20. November, um Mitternacht inne hatten. Die Blokade der Häfen und Flüsse hört auf, und die Freiheit der Schifffahrt ist provisorisch wieder hergestellt.

Dieser Vertrag ist das Werk der auswärtigen Verhandlungen, die zu London gepflogen wurden. Holland hätte sich sonst vielleicht nicht so schnell zu der Demüthigung verstanden, die Belgier in einem öffentlichen Act als eine politische Macht anzuerkennen. Für unsere Erzählung der belgischen Revolution ist dieß der schicklichste Punkt, wo wir für jetzt schließen können.

Wir haben nun noch die auswärtigen Verhältnisse in der Kürze zu berühren.

Würde die Revolution in Belgien statt am 24. August am 24. Juni, also 2 Monate früher, ausgebrochen seyn, so wäre die große Frage, die seit einiger Zeit alle hohen Cabinette beschäftigt und den Herren Staatsmännern schon so viele Sorge gemacht hat, viel einfacher gewesen. Carl X. hätte in diesem Falle, als Wortführer der französischen Nation, seinen Unwillen über die ruchlose Meuterei der belgischen Aufrührer ausgesprochen. Wellington, so wie Metternich und das russische Cabinet, hätten dieses erhabene Urtheil bestätigt, und das preußische Heer würde den Auftrag erhalten haben, die Revolution zu ersticken. Wer möchte zweifeln, daß dieß damals gelungen seyn würde! Potter mit seinen übrigen, theils verbannten, theils noch im Lande befindlichen Genossen durfte dann nicht gegen den Stachel lecken. Denn die letztern würde man in Belgien festgenommen und wegen des erstern ähnliche Befehle an die betreffende Schweizer-Regierung geschickt haben, in deren Gebiete sich damals der große Held Belgiens befand.

Aber die Ereignisse vom 25. Juli änderten Alles. *Durch diesen* merkwürdigen Umschwung sind außer der

die Gewalt, wie seit zwei Monaten, in seinen Händen bleibe, das Vaterland gerettet werden könne. Die Wahrheit aber ist, daß er sich durch Beherrschung des Congresses als Haupt der provisorischen Regierung zu einer Art von Dictatur empor schwingen wollte, zu welchem Amte er napoleonische Fähigkeiten zu besitzen sich zugetraute. Aber die Weigerung seiner Collegen, ihn ferner zu unterstützen, hat diesen hohen Plänen den Todesstoß gegeben.

Mit unverhohlener Schadenfreude vernahmen die zahlreichen Feinde und Neider dieses eitlen Mannes das Ende seiner kurzen Gewalt. Aber auch der ruhige Beobachter kann sich nur darüber freuen, weil seine Entfernung von den Geschäften das ohnedem schon unglückliche Belgien wenigstens gegen den unseligen Plan, republikanische Träumereien in das Leben zu rufen, sicherte. Und in dieser Beziehung macht seine Entlassung in der belgischen Revolution Epoche.

Seitdem sind in der kurzen Zeit vom 15—25. November noch drei wichtige Beschlüsse von dem Nationalcongreß gefaßt worden, nämlich die Unabhängigkeitserklärung, die Annahme einer repräsentativen Regierungsform (nur 13 Stimmen erklärten sich für die Republik, 174 dagegen. Armer Potter, wie schlimm hatteſt du gerechnet!), und endlich drittens die Ausschließung des Hauses Oranien, welche nach den ausdrücklichen Worten des Beschlusses für immer dauern sollte, und also dem Prinzen von Oranien den letzten Schimmer von Hoffnung raubte. Endlich wurden noch die Verhältnisse gegen Holland provisorisch durch einen Waffenstillstand geregelt, der am 21. No-

Existenz verdankt, so ist dennoch nichts gewisser, als daß das neue Oberhaupt des französischen Staats, so wie die Mehrheit seiner Minister, die belgischen Unruhen nur mit Widerwillen sah. König Ludwig Philipp I., der, man darf es mit Zuversicht aussprechen, in der kurzen Zeit seiner Regierung, durch die dreifache Tugend der Weisheit, Festigkeit und Mäßigung, die allgemeine Hochachtung aller ehrlichen Leute in der Welt errungen hat, steht in einem Alter, wo die Menschen lieber sichern Besitz als Veränderungen wünschen, die, wenn sie auch die Aussicht auf einen schwindelnden Glanz gewähren, doch immer von zahllosen Gefahren für die Könige selbst, so wie für die Völker, umringt sind. Er hat die Revolution von 1789 mit allen ihren Greueln, ihren Siegen, ihren getäuschten Hoffnungen durchlebt, und kann unmöglich einen Zustand herbeiwünschen, der, wenn auch nicht die Wirklichkeit, doch die Möglichkeit ähnlicher Wechselfälle herbeiführen könnte. Aber seine Stellung als König der Franzosen zwingt ihn, in der belgischen Revolution das Princip, das ihn auf den Thron erhoben, nicht beleidigen zu lassen. Man muß dieselbe unter zwei Gesichtspunkten betrachten: Als Billigung des Verfahrens, das die belgischen Insurgenten vom Anfang an beobachteten. Zweitens als eine Gelegenheit, welche die Mitglieder der heiligen Allianz bewegen konnte, dieselben Grundsätze, die sie seit fünfzehn Jahren bekannt und ausgeübt, auch auf Belgien anzuwenden. Zu Versuchen letzterer Art kann Ludwig Philipp I., abgesehen von der besondern Stellung, in welchen ihn seine Erhebung auf den französischen Thron versetzt, als Mann und als Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, nimmermehr seine Einstimmung geben. Dagegen geht aus einer Menge von Thatsachen hervor, daß er eben so wenig das Betragen der belgischen Häupter, so wie die Beweggründe, welche diese heillosen Unruhen verursachten, billigt. Und in dieser Beziehung haben sich die Belgier gewaltig

getäuscht; denn sie hatten nicht bloß Schutz gegen mögliche Angriffe von außen, sondern vollständiges Mitgefühl für ihre Klugen und Plane erwartet.

Viel entschiedener gegen Belgien ist die Stimmung der englischen Regierung und der hohen Contrahenten der heiligen Allianz, Rußlands, Oesterreichs, Preußens. Letztere Macht sah sich durch die Brüsseler Revolution unmittelbar bedroht. Die preußischen Rheinprovinzen sind ungefähr auf dieselbe Weise der Monarchie Friederichs einverleibt worden, wie Belgien dem holländischen Reiche, d. h. man hat bei diesem Acte weder auf den Willen und die Wünsche, noch auf die Interessen ihrer Bewohner die geringste Rücksicht genommen. Denn diese wären, wie Jedermann weiß, im Jahre 1814 viel lieber bei Frankreich geblieben. Aber die hohe Machtvollkommenheit der Könige und der Wiener Congreß hat anders verfügt. — Bald haben sich aber auch Spuren von demselben Geiste, der in dem benachbarten Belgien, oder vielleicht besser in Paris am 25. Juli wehte, in den Gränzstädten dieser Provinzen gezeigt. In Aachen, in Trier brachen Unruhen aus. Die Gewalthaber in Berlin müssen durch diese Vorgänge in größere Bestürzung versetzt worden seyn, als die Staatszeitung zugestehen wollte. Denn gewaltige Truppenmassen wurden in Bewegung gesetzt, die niederländische Gränze mit einem starken Cordon umzogen, und die preußischen Blätter kündigten vor wenigen Wochen an, daß diese Rüstungen dem Staat, freilich ohne daß die Steuern erhöht worden wären, und aus alten Ersparnissen bereits fünf Millionen Thaler gekostet haben. Diese Behauptungen stimmen allerdings schlecht zu jener stolzen Ruhe und jenem Selbstgefühl, alles gethan zu haben, was die Zeit fordert, das man von Berlin aus affectirte. Aber man ist seit langer Zeit gewohnt, die politische Presse in Preußen, deren Freiheit in der ganzen Welt bekannt ist, in Fällen, wo die *öffentliche Eitelkeit* und das Preußenthum einen Triumph

feiern kann, in einige Widersprüche mit sich selbst gerathen zu sehen.

Oesterreich blieb bis jetzt ruhig, freilich ohne daß man den politischen Grundsätzen des Wiener Ministeriums eine geheime Billigung der Brüsseler Revolution Schuld geben könnte, denn so boshaft ist noch Niemand gewesen; sondern weil sein Gebiet nicht zunächst bedroht war. Dagegen kamen sehr beunruhigende Nachrichten aus Rußland; 200,000 Mann stellten sich unweit der Westgränzen auf, und von Berlin aus wurde behauptet, daß der russische Kaiser diese großen Streitmassen zu Verfügung seines Schwiegervaters, des Königs von Preußen, gestellt habe. Nicolaus I. hat auch stärkere Gründe, als vielleicht irgend eine andere europäische Großmacht, die niederländischen Unruhen mißfällig aufzunehmen. Sein Bruder Alexander hatte im Jahr 1814 mit König Wilhelm I. einen Vertrag geschlossen, dem ein geheimer Artikel folgenden Inhalts beigegeben war: Der besagte König Wilhelm I. verpflichte sich, die Zinse der Schuld, welche der russische Hof im Jahre 1813 in England contrahirt hatte, zu bezahlen, so lange Belgien mit den Niederlanden vereinigt bleibe. Folglich hatte Nicolaus die stärksten Gründe, sich der vorgeschlagenen Trennung aus allen Kräften zu widersetzen. Zu diesem mächtigen Geldinteresse kam auch der Abscheu, mit dem ihn die revolutionäre Parthei in Rußland gleich bei seinem Regierungsantritt erfüllt hatte. Er sah in den Belgiern nur Genossen und Verbündete derselben Empörer, die gegen ihn im Jahre 1826 den Dolch erhoben, und sein ganzes Haus an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Und auf diesem Standpunkt war es natürlich, daß er sich berufen glaubte, als der mächtigste Monarch auf dem Continente die gemeinsame Sache aller seiner Brüder auf den übrigen Thronen gegenüber von den Revolutionären in Brüssel zu vertreten.

Aber auch England stand, so lange Wellington

am Ruder blieb, entschieden auf der Seite der Könige. Talleyrand, der, wie unsere Leser wissen, bald nach der Pariser Revolution als französischer Gesandter nach England geschickt worden war, vermochte über den stolzen Herzog nur so viel, daß er einen militärischen Eingriff hinausgeschoben und wo möglich vermieden wissen, keineswegs aber die Belgier sich selbst überlassen und noch weniger ihre Forderungen unbedingt befriedigen wollte. Seine Ansicht wurde klar durch die Thronrede, mit welcher König Wilhelm IV. am 2. November das englische Parlament eröffnete. Dieselbe lautet in Beziehung auf die niederländischen Angelegenheiten wörtlich so: „Mit tiefem Bedauern sah ich den Stand der Angelegenheiten in den Niederlanden. Ich beklage, daß die aufgeklärte Verwaltung des Königs seine Besitzungen nicht vor Empörung bewahren konnte, und daß die weise und verständige Maaßregel, die Wünsche und Beschwerden seines Volks den Berathungen einer außerordentlichen Versammlung der Generalstaaten zu unterwerfen, zu keinem befriedigenden Resultate führte. Ich trachte, im Vereine mit meinen Verbündeten, solche Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe zu finden, welche mit der Wohlfahrt und guten Verwaltung der Niederlande und mit der künftigen Sicherheit der andern europäischen Staaten immer vereinbar seyn mögen."

Wenn man erwägt, wie gemäßigt die diplomatische Sprache in solchen öffentlichen Acten seyn muß, so kann man diese Rede nicht anders als sehr drohend finden, wofür sie auch überall aufgenommen wurde.

Die Sache der Belgier stand demnach im Monat November in Betreff der auswärtigen Verhältnisse sehr mißlich. Die öffentliche Stimmung durch ganz Europa war ihnen abgeneigt, preußische Truppen standen hart an ihren Gränzen, im fernen Norden zieht Rußland eine ungeheure Macht von Streitern zusammen. Oesterreich bekämpft sie im Cabinette, Wellington hat sie

in der Thronrede vor aller Welt zu Empörern erklären lassen; die französische Regierung selbst ist ihnen abhold, und von der Nation dürfen sie nur in dem äußersten Falle, wenn sie nämlich durch fremde Mächte mit Gewalt der Waffen unterjocht werden sollten, Hülfe erwarten. So standen vor anderthalb Monaten die Sachen. Die Belgier fühlten das Mißliche ihrer Lage wohl. Sie suchten sich auf diplomatischen Wegen zu helfen. Gendebien, Mitglied der provisorischen Regierung, wurde nach Paris geschickt, um die französische Regierung zu bearbeiten, und dem König selbst im äußersten Falle durch Anerbietung der belgischen Krone für seinen zweiten Sohn, den Herzog von Nemours, zu gewinnen. Vandeweyer mußte nach London gehen, um dort die belgische Sache zu vertreten.

Der König von England hat in der Thronrede von Verhandlungen wegen der niederländischen Angelegenheit gesprochen. Diese fanden wirklich in Gemeinschaft mit dem russischen, preußischen, österreichischen und niederländischen Gesandten statt. Und auch Talleyrand blieb diesen Vorgängen nicht fremd, ob er gleich nicht persönlich Theil nahm. Das Resultat derselben, so wie die letzten Anstrengungen, die der Prinz von Oranien für seine Hoffnungen machte, kann am besten beurtheilt werden aus dem Berichte, den Vandeweyer dem Nationalcongresse in Brüssel erstattete. Er gab nach seiner Rückkehr auf folgende Weise Rechenschaft von seiner Sendung:

„Bei meiner Ankunft in England ward mir in Dover die englische Thronrede mitgetheilt. Ihre feindliche Sprache bestimmte mich, während zwei oder dreimal 24 Stunden keine Schritte zu thun, bis sich die Meinung des Publikums und des Parlaments darüber ausgesprochen haben würden. In dieser Erwartung kam ich mit mehreren der ausgezeichnetsten Mitglieder der Opposition zusammen; ich erzählte ihnen Alles, was sich seit unsrer ruhmvollen Revolution in Belgien

zugetragen, denn die Thatsachen waren auf die seltsamste Weise entstellt worden. Unterdeß zögerte die öffentliche Meinung nicht, sich zu unsern Gunsten zu äußern, und drei Tage nach meiner Ankunft führte mich ein Mitglied des Unterhauses, das sich mit Energie gegen die Thronrede erhoben hatte, Hr. Hobhouse, bei Lord Aberdeen ein. Nachdem ich Sr. Herrlichkeit genau die Lage der Dinge dargestellt, legte ich ihm geradezu die Frage vor: hat England den definitiven Beschluß in Betreff unserer Angelegenheit gefaßt, sich nicht einzumischen? Er erwiederte: England sey entschlossen, den Verträgen, die den Frieden und die Stabilität von Europa verbürgten, Achtung zu verschaffen, und es würde thun, was ihm seine Interessen und seine Ehre geböten. Ich sagte hierauf: die Erklärung, daß man die Verträge und die sogenannte Stabilität von Europa aufrecht halten wolle, sey so gut als eine Kriegserklärung; und gemäß den Instructionen, die ich erhalten habe, fügte ich bei, die Belgier seyen entschlossen, jede Einmischung, sie sey diplomatisch oder mit gewaffneter Hand, zurückzuweisen; unsre Unabhängigkeit sey nicht mehr zu erringen, sie sey errungen; es handle sich jetzt nur um ihre Erhaltung, und sie würden sich, wenn sie an ihrer Sache verzweifelten, eher einer fremden Macht in die Arme werfen, als eine Einmischung dulden. Der Lord erwiederte mir, daß die großen Mächte in Uebereinstimmung mit Frankreich handelten, und sprach mir in dieser Beziehung von der Sendung des Hrn. Gendebien (nach Paris). Ich glaubte es nun dem belgischen Volke schuldig zu seyn, mit jener Freimüthigkeit zu verfahren, die der unterscheidende Zug seines Nationalcharakters ist; ich theilte ihm die geheimen Instructionen mit, die ich von meinen Collegen erhalten hatte, indem ich ihn auf Ehre versicherte, daß die des Hrn. Gendebien durchaus die nämlichen wären. Er sagte, die provisorische Regierung sey mit sich selbst im Widerspruch, indem sie

Mitglieder erklärten, die provisorische Regierung sey eine Gewalt der Nothwendigkeit gewesen, dieselbe habe seit dem Zusammentritte des Congresses rechtlich aufgehört zu existiren; Adressen erlasse man nur an höhere oder gleichgestellte Gewalten; da nun das Verhältniß zwischen der National-Versammlung und der provisorischen Regierung gerade das umgekehrte sey, so würde jener Schritt unnöthig und widersinnig seyn. Es kam zur Abstimmung. Drei und siebenzig Stimmen waren gegen die Adresse, und vier und neunzig, also blos eine Majorität von ein u. zwanzig, für dieselbe. Dieses Resultat war um so auffallender, weil sich die ganze Versammlung erst am vorhergehenden Tage fast einstimmig für die Antwort entschieden hatte. Mancher mochte, nur aus Schaam, um den gestern gefaßten Beschluß nicht heute zu vernichten, fest geblieben seyn. Die provisorische Regierung sah auch ihre kümmerliche Existenz ein. In derselben Sitzung am 12. November, gegen 5 Uhr Abends, als man sich schon zum Aufbruch anschickte, ward eine sehr wichtige Mittheilung angekündigt. Diese Nachricht erregte allgemeine Spannung und Neugier. Nach einer halben Stunde erscheint Carl Rogier als Tags-Präsident der provisorischen Regierung, und macht Folgendes bekannt: „Die provisorische Regierung übergiebt, nachdem ihr die Einsetzung des National-Congresses kund geworden, diesem gesetzlichen und rechtmäßigen Organe des belgischen Volkes die provisorische Gewalt, die sie seit dem 24. September 1830 *im Interesse* und mit Zustimmung des Landes ausgeübt hat. Sie legt auf dem Bureau des Präsidenten die Acten und Beschlüsse nieder, zu deren Ergreifung

sie die Nothwendigkeit der Umstände bestimmte. Gegeben zu Brüssel den 12. November 1830. Unterzeichnet von Felix v. Merode, Carl Rogier, Alexander Gendebien, Jolli, Fr. v. Coppin, J. Vanderlinden." Es fehlte nur ein einziger Name, nemlich der Potter's. Er hatte es also nicht für gut gefunden, auf seine Gewalt mit den andern freiwillig zu verzichten. Dessen ungeachtet nahm der Congreß diesen Act der Selbstverläugnung mit großem Beifall auf, und zur Belohnung wurden die unterschriebenen Mitglieder aufgefordert, ihre Gewalt, die für Belgien so wohlthätig gewesen sey, wieder anzunehmen. Demnach gehörte nun Potter factisch nicht mehr zu den Mitgliedern der provisorischen Regierung. Aber es kam schon am folgenden Tage zur weiteren Erklärung. In der sechsten Sitzung vom 15. September wurden nemlich zwei Briefe, der eine von d'Hooghvorst, der andere von Potter, vorgelegt; der erstere erklärte, es sey nur seiner Abwesenheit zuzuschreiben, daß er die Erklärung, wodurch die Mitglieder der provisorischen Regierung dem National-Congresse ihre Entlassung eingegeben, nicht unterzeichnet habe, und er stimme derselben vollkommen bei. Das Schreiben Potter's lautet folgendermaaßen: „Meine Herrn! Bei den Unterschriften der Acte, wodurch meine ehemaligen Collegen Ihnen gestern ihre Entlassung als Mitglieder der provisorischen Regierung eingereicht haben, finden Sie meinen Namen nicht. Die Gründe davon werden Sie aus dem anliegenden Schreiben an die Herrn v. Merode, Rogier, v. Hooghvorst, Gendebien, Jolly u. s. w. ersehen.

gen Tage erwarte. Der Herzog von Wellington sprach sich bestimmter über den Grundsatz der Nichteinmischung aus, als Lord Aberdeen; es waren, seit ich letztern gesprochen, fünf Tage vergangen, und die Discussionen im Parlament hatten statt gefunden. Der Herzog erklärte mir auf sein Ehrenwort: daß England nicht die Absicht habe, sich in unsere innern Angelegenheiten zu mischen, daß die englische Regierung keinen Einfluß auf die Wahl der Regierungsform Belgiens ausüben wolle, jedoch hoffe, daß diese Form so eingerichtet werde, daß sie die Sicherheit des übrigen Europa's nicht gefährde. „Was Frankreich betrifft", sagte er, „so sehen Sie selbst ein, daß England und alle übrigen Mächte sich Ihrer Vereinigung mit demselben widersetzen werden." Diese Antwort galt meiner Aeußerung, daß wir im Falle einer Dazwischenkunft unsere Vereinigung mit Frankreich als letztes Mittel der Rettung betrachten würden. „Weit entfernt, ein Rettungsmittel zu seyn", sagte der Herzog, „würde dieses das Signal zu einem europäischen Kriege werden." Der Herzog sprach zu mir von den Ernennungen zum Congreß, gab mehrern Wahlen seinen Beifall, die ihm jenen Charakter von Besonnenheit auszusprechen schienen, von der er wünsche, daß sie bei den Erörterungen der Nationalversammlung vorwalten möchte. In Folge dieser Conferenzen hatte ich die Gewißheit erlangt, daß es nicht die Absicht der großen Mächte sey, sich einzumischen. Da indeß diese Gewißheit durch öffentliche Erklärungen noch größer werden mußte, als durch Zusicherungen in geheimen Conferenzen, so drang ich bei Hrn. Hobhouse auf die Nothwendigkeit, das englische Cabinet zu zwingen, im Angesichte des Volks und vor ganz Europa die mir gemachte Erklärung zu wiederholen, und am 19. wird Hr. Hobhouse seinen Antrag vorbringen. Die Erklärungen, die ich so eben gemacht, werden, wie ich hoffe, die Folge haben, die Gemüther zu beruhigen. Ich füge hinzu, daß ich die lebhafteste

Theilnahme für unsre schöne Sache bei den ausgezeichnetsten Mitgliedern der englischen Opposition gefunden habe, und ich kann der Versammlung die Versicherung geben, daß dieselbe warme Vertreter im Schooße des Parlaments finden wird. So schloß sich meine Mission. Ich verabschiedete mich bei den Lords Wellington und Aberdeen, und beeilte mich, zu Ihnen zurückzukehren."

Dieser Bericht van de Weyers ist nicht ganz richtig, wie unsere Leser selbst gefühlt haben werden. Er deutet nemlich die Worte Wellingtons milder, als es in der Absicht des Premier-Ministers lag. Dieser sagte nemlich, er werde keine fremde gewaffnete Einmischung in die belgische Angelegenheit dulden (nemlich offenbar so lange eine günstige Entscheidung im Sinne der Mächte sich auf irgend einem andern Wege erwarten ließe), aber er hoffe, die Belgier würden selbst der Vernunft Gehör geben. Diese Hoffnung, von einem Minister ausgesprochen, der über die größte Marine in der Welt gebietet, und für den ersten Feldherrn Europa's gilt, ist so viel als ein Befehl. Vandeweyer durfte sich also mit Recht keines sehr günstigen Erfolgs seiner Sendung rühmen, und die Belgier hatten zum Jubel eben keinen gegründeten Anlaß.

Aber seitdem sind in schneller Aufeinanderfolge zwei für die Belgier höchst wichtige Ereignisse eingetreten, nemlich der Sturz Wellingtons und seiner Grundsätze, welcher England auf die französische Seite gebracht hat, und die polnische Revolution, welche in den letzten Tagen des Novembers ausgebrochen, die russischen Streitkräfte vielleicht für immer auf den Norden beschränken wird. Nichts konnte dem Könige von Holland unwillkommener, den Belgiern dagegen angenehmer seyn, als dieses letztere Ereigniß. Die nächste Gefahr ist dadurch von ihnen abgewandt; die Diplomatie hat einen wichtigeren Punkt, auf den sie ihre Thätigkeit richten muß.

Aber ungeachtet das Glück auf diese Weise den Aufstand vom 24. August auffallend begünstigt hat, glauben wir das Gefühl aller unserer Leser auszusprechen, wenn wir behaupten, daß die belgische Revolution in eben dem Maße Widerwillen unter den denkenden Europäern erregt hat, als sich die französische eines ungetheilten Beifalls erfreute. Nicht einen einzigen Lichtpunkt bietet diese Masse von Begebenheiten dar, und man darf sagen, daß die beiden Theile, die holländische Regierung, so wie die aufgestandenen Belgier, nur Fehler oder gar Verbrechen begingen.

Zwar König Wilhelm I. hat in den dreizehn früheren Jahren seiner Regierung die Hochachtung der Gutgesinnten erworben, und wir haben es schon mehr als einmal wiederholt, daß im Anfange das Recht auf seiner Seite war. Die Beschwerden seiner belgischen Unterthanen mögen einem guten Theile nach gegründet gewesen seyn, aber man darf nicht vergessen, daß Wilhelm wegen seiner besondern Lage, in die ihn die gewaltsame Einverleibung Belgiens mit seinem Reiche setzte, alle jene Wünsche, ohne seine eigene Vernichtung zu unterschreiben, nicht einmal erfüllen konnte, und daß die andern, denen er vielleicht ohne Gefahr entgegen kommen mochte, auf eine Art vorgetragen wurden, welche die königliche Milde mit Gewalt zurückstieß. Napoleon sagt in den Memoiren aus St. Helena in Beziehung auf den Anfang der französischen Revolution: „Wäre ich statt Ludwigs XVI. damals König gewesen, so hätte ich mit der einen Hand gerechte Forderungen bewilligt, mit der andern die Schwärmer und unruhigen Köpfe niedergeschlagen.“ Diese Regel hätte vielleicht auch Wilhelm befolgen sollen, aber man kann es keinem Menschen zum Vorwurf machen, daß er kein Napoleon ist. Eben so gewiß ist es, daß er durch *Anstellung* solcher Leute, wie Potter, van de Weyer, Staffart und Genossen, die nur Ehrgeiz, nicht

Vaterlandsliebe, trieb, den Sturm beschworen haben würde; aber es gehört mehr als gewöhnliche Selbstverläugnung dazu, erbitterten und noch mehr boshaften Feinden die Hand zur Versöhnung zu bieten, und ohnedem konnte man es billiger Weise nicht von ihm fordern, daß er den furchtbaren Umschwung der Dinge in Frankreich, welcher erst jenen Leuten ein politisches Gewicht verlieh, voraussehen sollte. Alles dieß kann, wie gesagt, in den Augen des partheilosen Beobachters kein Vorwurf gegen König Wilhelm, den Oranier, seyn. Wohl aber drei andere Punkte, die wir jetzt bezeichnen wollen. Keine Revolution bietet ein solches scheußliches Bild der Verderbniß unter den öffentlichen Beamten dar, wie die Belgische! König Ludwig XVI. hatte eine Menge treuer Diener, die seine Sache bis zum letzten Blutstropfen verfochten. Carl X. fand zwar wenig oder gar keinen Vertheidiger, aber dieser Umstand ist nicht dem Mangel an Treue bei den öffentlichen Beamten, sondern seiner eigenen Wortbrüchigkeit zuzuschreiben, die alle Bande des Gehorsams von Seite der Unterthanen gelöst hat. Nicht so verhält es sich mit Wilhelm: dieser König hat keinen Treubruch auf sich geladen; er hat unendlich viel für die Wohlfahrt seines Landes gethan, und wenn er auch Fehler begangen haben mochte, so waren diese leicht und verzeihlich. Dennoch ist er auf eine beispiellose Weise verrathen worden. Eine Reihe von Festungen, welche zum Theil der erste Ingenieur des 17. Jahrhunderts, Vauban, gebaut hat, und deren Eroberung in früheren Kriegen Ströme Bluts und jahrelange Belagerungen kostete, sind in wenigen Tagen von einer Handvoll belgischer Blaukittel genommen worden. Hieran war beinahe einzig und allein die Treulosigkeit oder Unfähigkeit der Commandanten und der übrigen öffentlichen Beamten Schuld. Denn mochte sich auch die Bürgerschaft in den festen Städten auf die Seite der Belgier *schlagen*, so war damit noch Nichts verloren. Das

Beispiel Chassé's in Antwerpen hat gezeigt, was ein braver Befehlshaber vermag. Die Allgemeinheit dieser Vorgänge, von denen nur der eben genannte General eine rühmliche Ausnahme macht, zeugt laut für die Verderbniß und Schlechtigkeit derer, welchen die öffentliche Gewalt anvertraut war, und dieß ist, wir wiederholen es noch einmal, der stärkste Vorwurf gegen den König. Man mag noch so laut über Verrath jammern und klagen, wie dieß der Haager Correspondent der allgemeinen Zeitung thut, diese Klagen sind thöricht, denn ein schlechter Mensch ist und bleibt schlecht, mag er, wie Michael in Portugal, auf dem Throne sitzen, oder ein Regiment commandiren, oder Recht sprechen, und der Vorwurf fällt billiger Weise auf den zurück, der dem verächtlichen Werkzeuge die Gewalt anvertraut hat. Aehnliches mag auch guten Regierungen in einzelnen Fällen wegen der Unsicherheit menschlicher Urtheile über den sittlichen Werth der Menschen widerfahren, aber wenn dieser Fehler allgemein und fast eine Regel wird, wie wir dieß in Belgien sehen, so kann man es nur noch aus einem tiefen Krebsschaden im ganzen Systeme der Regierung erklären, mit anderen Worten: dieß kann nur da geschehen, wo die Regierung völlig zur Parthei geworden ist. Denn nur in diesem Falle sehen die Gewalthaber nicht mehr auf den innern Werth der Menschen, sondern folgen blindlings ihrem Zorn, welche Leidenschaft der höchsten Staats-Gewalt ganz unwürdig ist, und schenken ihr Vertrauen nicht den rechtlichen und geraden Leuten, sondern denjenigen, die am besten zu schmeicheln wissen, und mit Worten und Thaten am bereitwilligsten auf die Vorurtheile der Regierungen eingehen.

Der zweite Vorwurf trifft den König wegen seines unentschiedenen Betragens. Denn um der früheren Vorgänge im Verlaufe der Revolution gar nicht zu gedenken, hatte er kaum den Waffenstillstand unterschrieben, als er ihn durch eine ähnliche Deutung, wie

bei der freien Rheinschifffahrt, wieder verletzte, und belgischen, wie fremden Schiffen den Durchgang durch die Schelde verweigerte.

Leid thut es uns, daß wir auch noch den dritten Punkt berühren müssen; aber die Wahrheit fordert es gebieterisch. Im Monat November schrieb König Wilhelm ein Anlehen von 20 Millionen aus, zu dessen Deckung er die reichen patriotischen Kaufleute Hollands aufforderte, deren Wohlstand schon durch das beispiellose Sinken der niederländischen Papiere, zur Hälfte herabgesunken oder gar zu Nichts geworden war. Die Umstände waren freilich gebieterisch, und es mußte nothwendig Geld geschafft werden. In dieser Hinsicht ist gegen das Verlangen des Königs Nichts einzuwenden. Aber daß er selbst nicht in die übervolle Börse langen wollte, während alle Welt weiß, daß er zu den reichsten Fürsten Europas gehört, daß er seine eigene Krone nur durch fremdes Geld retten will, ohne eigene Aufopferung, dieß ist unbegreiflich. Wie? ein Fürst sollte nicht in das Staatsschiff, das furchtbar von den empörten Wogen umgetrieben wird, und stündlich umzustürzen droht, aus seinen eigenen Schätzen einigen goldenen Ballast werfen, um es zu retten? Zwar hat er seither aus England die Goldstangen kommen lassen, die er oder sein Vater aufgespart, aber dieser saure Entschluß war eine Frucht der Noth, weil Niemand zu Hülfe kommen wollte, und kann ihm gegen jenen Vorwurf nicht zur Rechtfertigung dienen.

Noch düsterer ist die Rückseite dieses Gemäldes, der Zustand Belgiens. Man darf es kühn sagen, der Wohlstand der gesammten Niederlande ist auf lange Zeit, vielleicht auf immer, ruinirt. König Wilhelm hat für das materielle Glück seiner Unterthanen sehr viel gethan. Der Handel und die Industrie waren vor der Empörung im blühendsten Zustande, der Staats-Credit geregelt, und die Abgaben, obgleich sehr hoch, wurden wegen der großen und immer wachsenden Hülfs-

des Landes ohne Schwierigkeit bezahlt. Dieser Flor war großentheils ein Werk der Regierung, denn der König glaubte, daß das Land ruhig und ihm hold bleibe, wenn er für den Wohlstand der Bürger Sorge trage. Und nur weil er sich bewußt war, dieß redlich gethan zu haben, verachtete er jene Schreier, was sein Unglück wurde. Aber jetzt ist es mit diesem Flore aus. Die sonst so blühenden Tuchgewerbe, die Gerbereien, die Waffen-Fabriken, die Leinwand-Bereiter haben Nichts zu thun, und werden, weil sie durch die Unterbrechung der Geschäfte ihre Kunden verloren, und in der Zwischenzeit von andern überflügelt worden sind, lange zu thun haben, bis sie sich wieder erholen. Andererseits ist kein Zweifel, daß Holland ein Staats-Banquerott unabwendbar bevorsteht, denn die öffentliche Schuld, die vorher schon so ungeheuer groß war, ist durch die Revolution noch vermehrt worden, und kann unmöglich mehr getragen werden. Nun ist aber dieser Staat hauptsächlich seinen eigenen Bürgern schuldig, folglich sind diese ruinirt. Die Papiere, die sie in Händen haben, stehen auf dem Punkte, zu wirklichem Papier zu werden, und möchten bald nur noch dazu gut seyn, um die langen Pfeifen anzuzünden.

Dieß ist aber noch nicht Alles. Es sind in Betreff der Zukunft Belgiens drei Fälle möglich. Entweder wird dieses kleine Land ein eigener Staat, oder kommt es an Frankreich, oder kehrt es nothgedrungen wieder unter oranische Herrschaft zurück. Im ersten Falle muß es einen eigenen König, eine eigene Regierung ernähren, die, so schmal sie auch bezahlt werden mag, gewiß mehr kosten wird, als die Hälfte, welche sie an Holland steuerten. Andere Völker, die nur ein kleines Ganzes bilden, wünschen in unsern Zeiten allgemein, Anschließung an größere Massen, und die Belgier werden also in diesem Falle das Gegentheil von dem errungen *haben*, was alle andere Nationen mit großer Anstrengung erstreben. Aber dieß ist noch gar nichts in

Vergleichung mit den unermeßlichen Nachtheilen, welche diese Vereinzelung des Landes seinem Handel zufügen wird. Holländische Capitalien belebten seitdem die belgische Industrie, holländische Schiffe verführten ihre Waaren über das Meer, holländische Colonien waren ihr bevorzugter Markt, von welchem jede fremde Gewerbthätigkeit ausgeschlossen war. Dieß ist, seit Belgien sich losgerissen, bereits anders geworden, und wird es immer mehr werden; denn zu der Eifersucht der holländischen Krämer wird auch noch der Haß gegen die Abtrünnigen kommen. Folglich ist klar, daß die Industrie Belgiens, d. h. die große Masse des Volks, unendlich verlieren wird, wenn dieses Land für die Zukunft einen Staat für sich bilden sollte. Oder fällt Belgien an Frankreich; dann ist aber der Brennpunkt der Revolution, Brüssel, dessen Bürger unter Wilhelms Regierung und durch seinen Aufenthalt in ihrer Mitte so unendlich gewonnen haben, keine Hauptstadt mehr, sondern ein Provinzial-Ort, wie Nantes, Bordeaux, Orleans, und die Stadt ist auf den Punkt zurückgeworfen, auf dem sie unter Napoleon stand, und muß also sehr verlieren. Für's Zweite ist in diesem Falle ein europäischer Krieg unvermeidlich, und unser ganzer Welttheil muß wegen der elenden Partheiführer von Brüssel in Bewegung gerathen, deren End-Erfolg Niemand berechnen kann. Oder drittens wird Belgien wieder durch äußere oder auch innere Gewalt unter das holländische Regiment zurückgeworfen. Dann werden aber auch nach den ewigen Gesetzen der menschlichen Natur Reactionen eintreten; der holländische König wird — wenn auch geheime — Rache an den wieder unterworfenen Empörern üben, und die Sachen stehen dann viel schlimmer als sie vor der Revolution standen. Folglich ist klar, daß die belgische Nation, was die Zukunft auch für Wechselfälle mit sich bringen mag, immer verliert, und aufgeopfert seyn wird.

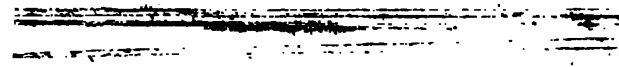
Wer hat nun aber durch dieses Ereigniß gewonnen; Potter und Thielemans? sie sind abgesetzt.

Van de Weyer und Gerlach, Staſſart? bereits erheben ſich eine Menge Stimmen wider ſie. Die belgiſche Geiſtlichkeit? deſto ſchlimmer, wenn das arme Land unter ihre Klauen kommt, und dieß iſt erſt nicht wahrſcheinlich, weil die Jacobiner-Parthie, die nicht gering iſt, gewaltig das Haupt gegen ſie erhob.

Alſo damit de Potter zwei Monate lang Präſident der proviſoriſchen Regierung in Brüſſel ſeyn, damit van de Weyer den Geſandten ſpielen durfte, darum mußte Belgiens und Hollands Wohlſtand vernichtet und Europa in Gefahr eines allgemeinen Brandes geſetzt werden.

Uebrigens iſt noch lange nicht alles Wehe über Belgien ergangen, und das Maas ſeines Unglücks noch lange nicht voll. Gegenwärtig beſchäftigt ſich der Congreß blos mit den Formen der künftigen Regierung; um die Hauptfrage, nemlich wer der glückliche Auserwählte der Nation ſeyn ſoll, ſind ſie bis jetzt behutſam herumgegangen. Aber endlich werden ſie ſich doch mit dieſem kitzlichen Punkte beſchäftigen müſſen. Dann darf man aber auch mit voller Gewißheit auf neue Greuel warten. Es giebt in Belgien vier Parthien: eine monarchiſche, welche eine gemäßigte Monarchie; eine republikaniſche, welche, Potter an der Spitze, eine Republik oder Anarchie; eine franzöſiſche, welche die Einverleibung mit Frankreich; eine oraniſche, welche den Prinzen Friedrich will. Und da alle dieſe zuſammen Geld haben und eine Maſſe von Anhängern zählen, ſo wird es gewiß bei der letzten Entſcheidung über den künftigen Herrſcher zu Kämpfen kommen.

Den Belgiern gehen ſchon jetzt die Augen über ihren Zuſtand auf, und wir dürfen überzeugt ſeyn, daß bald dieſelben Fäuſte, die Potter, an der Stelle von Pferden, im Triumph in die Stadt zogen, ſich feindlich gegen ihn erheben werden, und wohl iſt das Schwert ſchon geſchliffen, das dieſen eitlen Demagogen für ſeinen ſchändlichen Ehrgeiz beſtrafen wird.



DC 261 .G4 C.1
Die Revolution in Belgien im J
Stanford University Libraries
3 6105 036 502 032

DC
261
.G4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.